



# Bürgers Gedichte

Erfter Teil

Gedichte 1789

Berausgegeben

und mit einem Lebensbilde versehen

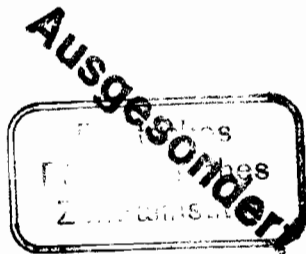
von

Ernst Conrath

---

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart  
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte, auch das der Übersetzung  
in andere Sprachen, vorbehalten



Spamer'sche Buchdruckerei in Leipzig

### Zur zweiten Auflage:

Meine Ausgabe von Bürger's Gedichten erschien zum ersten Male im Oktober 1909. Ich habe keinen Anlaß, den Plan dieser Ausgabe unzu stoßen; aber ich kann, gestützt auf die reichen, handschriftlichen Schätze der Königlichen Bibliothek zu Berlin, die biographische Einführung und die Anmerkungen zu den Gedichten vertiefen und erweitern. Freilich: die handschriftlichen Überlieferungen sind für Bürger damit nicht ausgeschöpft. Der Forschung bleibt immer noch ein weites Gebiet, und für die Ausgestaltung meiner Ausgabe werde ich auch selbst späterhin bemüht sein. Was ich — gegenüber älteren Ausgaben — heute Neues bringen darf, wird man leicht erkennen, auch wenn ich der etwas aufdringlichen Art, die den Wert jedes eigenen kleinen Fundes dreimal unterstreicht, nicht folge.

Die Wiedergabe der Kompositionen zu Bürger's Gedichten aus den Musenalmanachen dankt der Lejer dem Entgegenkommen des Verlages. Die Städtische Altertumsammlung in Göttingen und das Körner-Museum in Dresden gestatteten liebenswürdigerweise eine Reproduktion des Fiorilloschen Porträts und des Graffschen Gemäldes von Bürger für unsere Ausgabe. Ebenso bin ich der Görz-Vübeck-Stiftung, der Erich-Schmidt-Bibliothek, die jetzt Herr Rudolf Mosse besitzt, und dem unermüdlischen Bürgerforscher Erich Ebstein, der mir Mitteilungen über Bürger auf's freundlichste zukommen ließ, verpflichtet. Vor allem aber richtet sich mein Dank an die Königliche Bibliothek zu Berlin; ohne ihre fortbauende Unterstützung würde meine Ausgabe schwerlich existieren.

Berlin=Steglich, im April 1914.

E. C.

## Inhalt des 1. Teiles.

Zur zweiten Auflage . . . . .	Seite V
Lebensbild . . . . .	IX
Literatur . . . . .	CLIII

### Ausgabe der Gedichte von 1789.

Vorrede . . . . .			3
	Gütes Buch.	Seite	
	Lyrische Gedichte.		
Die Nachfeier der Venus. Nach dem Lateinischen . . . . .	19	An die Nymphe des Regenborns. . . . .	58
Vorgesang . . . . .	19	Die Menagerie der Götter . . . . .	59
Weihgesang . . . . .	20	Das neue Leben . . . . .	61
Lobgesang . . . . .	23	Trautel. . . . .	62
An ein Maientüfchen . . . . .	26	Spinnerlieb . . . . .	63
Luft am Liebchen . . . . .	26	Ständchen . . . . .	63
Stuherständelei . . . . .	27	Das Mädel das ich meine . . . . .	64
Nelie . . . . .	29	Schwännelied . . . . .	66
Hubdigungslieb . . . . .	29	Die Umarmung . . . . .	67
Das harte Mädchen . . . . .	32	Die Elemente . . . . .	68
An den Traumgott . . . . .	34	Des Schäfers Liebeswerbung. Für Herrn Voh vor seiner Hochzeit ge- lungen . . . . .	70
An die Hoffnung . . . . .	35	Jedlieb . . . . .	72
Herr Bacchus . . . . .	38	Liebeszauber . . . . .	73
Gabriele . . . . .	39	Männerkeuschheit . . . . .	74
Amors Pfeil . . . . .	40	Auch ein Lied an den lieben Mond . . . . .	76
Der Liebesbichter . . . . .	40	Molly's Wert . . . . .	78
An Agathe. Nach einem Gespräche über ihre irdischen Leiden und Ausichten in die Ewigkeit . . . . .	42	An die Menschengesichter . . . . .	79
Leuflied . . . . .	43	Elegie. Als Molly sich losreißen wollte . . . . .	80
Winterlied . . . . .	45	Himmel und Erde . . . . .	87
Bei dem Grabe meines guten Groß- vaters Jakob Philipp Bauer's . . . . .	46	Vollers Schwännelieb . . . . .	88
Das Lob Helens. Am Tage ihrer Bermählung . . . . .	46	Fortunens Branger . . . . .	89
Minnesold . . . . .	48	Rutterständelei. Für meine Dorette . . . . .	92
An Theokrit. Trauert nach dem Horaz . . . . .	49	Der große Mann . . . . .	93
Die beiden Liebenden . . . . .	51	Gewelhtes Angebinde, zu Louisens Ge- burtstage . . . . .	94
Das vergnügte Leben . . . . .	55	Die Eine. Sonnett . . . . .	95
Der Bauer. An seinen Durchlauchtigen Thronen . . . . .	55	Aberall Molly und Liebe. Sonnett . . . . .	95
Abendphantasie eines Liebenden. . . . .	56	Läufchung. Sonnett . . . . .	96
Cruxer eines Ungeliebten . . . . .	57	Für Sie mein Eins und Alles. Sonnett . . . . .	96
Gegenliebe . . . . .	58	An Aboniden . . . . .	97
		Die Unvergleichliche. Sonnett . . . . .	97
		Der verfehete Himmel. Sonnett . . . . .	98
		Naturrecht. Sonnett . . . . .	98
		Molly's Abschied . . . . .	99
		Das hohe Lied von der Einzigen, in Geist und Herzen empfangen am Altare der Bermählung . . . . .	99



Das evangelische Pfarrhaus des achtzehnten Jahrhunderts ist nun ein Bild des Friedens. An dieser Stätte herrschte Eintracht. Schwerlich war hier ein Überfluß an materiellen Gütern zu finden; eher Dürftigkeit. Aber bei äußerer Armut war dort geistiger Reichtum; der gab dem Leben die Vertiefung, der machte den Pfarrer zur Persönlichkeit und zum unbestrittenen Haupte seiner Familie wie der ganzen Gemeinde. Neben dem Geistlichen stand die werktätige Pfarrerin; sie dachte wie ihr Hausherr. Und beide mußten die Kinder gerade bei der Beschränkung, die ihnen das Leben auferlegte, von Jugend auf zur Arbeit zu erziehen. Der Vater war der treueste Lehrer seiner Kinder. So dankt das deutsche Volk der Zucht und Ordnung des Pfarrhauses eine Reihe seiner hervorragendsten Söhne.

Unter dem Strohdach der Pfarre zu Molmerswende (Molmerschwende) war allerdings von Eintracht, von Zucht und Ordnung nur wenig zu finden, als Johann Gottfried Bürger in dem armen Dörfchen, eine gute Meile östlich von Harzgerode, das geistliche Amt versah. Er war kein bedeutender Mann. Als ältester Sohn des Freibauern Johann Heinrich Bürger 1706 in Pansfelde geboren, hatte er von 1726—29 in Halle studiert, war 1741 Pfarrer in der heimatlichen Gegend geworden und heiratete am 6. November 1742 Gertrud Elisabeth Bauer, die einzige Tochter des Hofesherrn am St.-Elisabeth-Hospital zu Ascherleben, des Jakob Philipp Bauer. Diese Frau — damals vierundzwanzig Jahre alt — soll außerordentliche Anlagen besessen haben; sie war aber so ungebildet, daß sie kaum leserlich schreiben konnte; und ganz gewiß war sie über die Maßen zänkisch und böshaft. Sie pflegte zu sagen: die Hölle sei mit Pfaffenköpfen gepflastert; nur eine Stelle sei noch leer, und da werde der Kopf ihres Mannes hinkommen. Fünf Kinder stammten aus dieser Ehe. Drei erreichten ein höheres Alter: zwei Töchter und ein Sohn, Gottfried August.

Dieser Gottfried August Bürger wurde am 31. Dezember 1747 in Molmerswende geboren und bald mit dem Gesange, der nach alter Sitte vom nahen Kirchturm herab dem neuen Jahre entgegenkallte, begrüßt. Er muß früher zur Welt gekommen

sein, als die Eltern erwarteten. Denn der Vater hatte bereits das Jahr 1747 abgeschlossen und die Jahreszahl 1748 ins Kirchenbuch geschrieben, als unseres Bürgers Geburt ihn nötigte, die vorläufige Überschrift fürs neue Jahr zu streichen.

Von außen drang in den abgeschlossenen Pfarrhof, an dessen Eingang als ein Wächter der dicke Kirchturm stand, kein Lärm, und im Frühlinge blickte das Auge auf grüne Gärten und Obstbäume. Von außen bot auch diese Pfarre ein Bild des Friedens. Das einsame Harzdorf liegt nicht an der Hauptstraße. Hügel und Senkungen wechseln, wie Kornfelder und kleine Gehölze, bis dunkler Wald die Hochebene abschließt. Etwa zwei Stunden in nördlicher Richtung entfernt, steht das alte Schloß Falkenstein. Schon der Knabe hat diese Gegend geliebt. Er suchte die Einsamkeit auf und belebte mit seiner Phantasie jeden Busch und jeden Distelkopf um sich her. Die Stimmung der Dämmerung war ihm angenehm. Das Dunkel des Waldes, das den Einsamen in Unruhe, auch in Grauen versetzte, ließ er gern auf sich wirken, und er empfand den Reiz, wenn das fahle Mondlicht über der Landschaft lag. Niemand wehrte dem Knaben solches Leben in der Natur.

Bis in sein zehntes Jahr hat Bürger nichts als Lesen und Schreiben gelernt; denn er wurde nicht recht unterrichtet. Aber er hatte ein gutes Gedächtnis und behielt, was er verstand, was er in der Bibel oder im Gesangbuch gelesen. Sonst lernte er nichts. Sein Vater war ein bequemer Herr, der seine Pfeife Tabak liebte und dem Knaben die Deklination von mensa auch mit Schlägen in zwei Jahren nicht beizubringen vermochte. Der Herr Pfarrer mußte immer erst einen Anlauf nehmen, wenn er einmal eine Viertelstunde an den Unterricht seines Sohnes wandte. Also wurde Gottfried August zu dem Informator der Kinder eines benachbarten Amtsbruders geschickt. Er hörte, wie den anderen der Vergil erklärt wurde, und saß über seiner lateinischen Grammatik, die er nicht begriff. Da nahm denn der Vater den Zwölfjährigen wieder selbst vor — es war ein Entschluß für ihn — und gab sich Mühe, ihm Wort für Wort den Nepos zu übersetzen und Zeile für Zeile zu erläutern. Verstehen lernte Bürger den lateinischen Text; die Grammatik niemals. Die Eltern hielten den Knaben, der auch körperlich nur langsam gewachsen war, für einen erzdümmen Jungen. Mit dem Privatunterricht des Vaters ging es ganz bestimmt nicht. Bürger wurde deshalb 1759 zum Großvater geschickt, von dem er fortan abhängig blieb, und besuchte nun zunächst die Stadtschule in Wscherleben.

Sonst war der Pastor Bürger ein guter, ehrlicher Mann. Aber Bequemlichkeit war eine seiner hervorstechendsten Eigenschaften. Diese Charakterchwäche ging auf den Sohn über und zeigte sich in dessen späterem Leben in ungünstiger Weise.

Der Vater saß auf der Pfarre in Molmerswende, die ihm, in Geld berechnet, hundertundsechzig Taler jährlich trug, und wartete mit aufopfernder Geduld seit dem 22. Oktober 1748, wo er als Adjunkt des Pastors Kaspar Abel in Westorf bei Wscherleben introduziert war, auf dessen Tod. Er wollte ihn nicht kränken und in seinen Einkünften schmälern. Erst als der Emeritus, der sich seinerzeit durch historische Untersuchungen allerdings verdient gemacht, aber sein Amt doch nicht mehr richtig verfaß, mit achtundachtzig Jahren gestorben, erst da hielt Johann Gottfried Bürger am 15. Januar 1764 seine Antrittspredigt in Westorf. Aber schon am 14. September 1764, also kaum im Besitze der einträglichen Pfarre, starb er an der Ruhr.

Gerade in die erste Jugend des Dichters fällt die lange Wartezeit, die der Vater auf der schmalen Pfarre in Molmerswende aushielt. Während dieser Zeit war die Familie sicherlich auf die Unterstützung des wohlhabenden Hofesherrn in Wscherleben angewiesen. Die beschränkten Mittel waren auch mit ein Grund, daß der Onkel dem Großvater ins Haus gegeben wurde. Und sie erklären es, daß der gutmütige und phlegmatische Pastor seine Frau, sooft sie ihm davonlief, wieder aus Wscherleben zurückholte. Möchten seine Amtsbrüder ihm raten: er lebe ohne diese Frau weit glücklicher — der Mann gab regelmäßig nach und holte seine Frau wieder. Denn der Schwiegervater schrieb ihm so artige Briefe, daß er nicht anders konnte.

Armlieh ist es gewiß in dem weiten Pfarrhause, in dem Bürger geboren war, zugegangen. Nur leider war auch der Pastor, der allein seine notdürftige Brotwissenschaft besaß, geistig arm, und seine Frau war ein neidisches, zänkisches Weib, das den Pferden nicht den Hafer gönnte, wenn ein Amtsbruder im Hofe vorsprach, das auch den Obstbäumen im Garten noch heimlich Schaden tat, damit sie dem Nachfolger nichts mehr trügen, als der Pfarrer in die bessere Stelle nach Westorf zog. Die Furienblicke der jähzornigen Mutter waren den Kindern noch lange nach ihrem Tode (24. November. 1775) in Erinnerung.

Von der Mutter — die „bei gehöriger Kultur die Berühmteste ihres Geschlechts geworden“ wäre — glaubte Bürger „einige Anlagen des Geistes, von seinem Vater aber eine große Übereinstimmung mit dessen moralischen Charakter geerbt zu haben“.

Wie die Verhältnisse im Elternhause lagen, kam Bürger fast unermöglicht zum Großvater, und er soll ein durchtriebener Scholar, dem mancher lose Streich nachgesagt wurde, gewesen sein. Die Schule in Nischersleben leitete damals der zweiunddreißigjährige Rektor Georg Wilhelm Nurbach, ein guter, lateinischer Pedant. Von ihm hat der Kuabe aber schwerlich viel gelernt; denn Bürger blieb zu kurze Zeit dort. Das hatte seinen Grund. Der ungeheure Haarbentel eines Primaners gab dem Schüler Stoff zu einem Epigramm; und das Epigramm war natürlich der Anlaß zu einer Prügelei, die das Nachspiel hatte, daß der Rektor den Urheber des Streites dermaßen züchtigte und abklopfte, daß der Großvater wieder den Rektor für die allzu harte Bestrafung seines Enkels verklagte. Eine andere Überlieferung will gar wissen, daß Bürgers Epigramm nicht auf den Haarbentel eines Primaners ging, sondern die absonderliche Perücke des Herrn Rektors selbst zum Gegenstand des Spottes gewählt, und daß dem Rektor dies Gedicht in die Hände gekommen! Jedensfalls erlangte der Großvater auf seine Beschwerde über den schlagfertigen Schulmonarchen eine Art Genugthuung. Sie war aber zugleich die Ursache, daß der Enkel am 25. August 1760 von der Schule in Nischersleben abging und nach Halle geschickt wurde.

Damit hatte Bürger nur gewonnen. Denn das königliche Pädagogium in Halle war eine hervorragende Schule, in die auch der Adel seine Söhne schickte. Der Geist ihres Stifters August Hermann Francke lebte noch in der Schule fort. Diese ausgesprochen fromme Richtung vertrat damals, als Inspektor der Anstalt, Johann Anton Niemeier. Er achtete auf das rechte, gottesfürchtige Leben und den wahren, orthodoxen Geist seiner Untergebenen, der Lehrer wie der Schüler, und führte über jeden Buch. Ein kleiner Zug ist für ihn und für das pietistische Halle jener Zeit bezeichnend. Mit großem Kummer sah Niemeier, daß ein paar Schüler — keineswegs um Geld — Dame spielten. Das war sündlich. Es wurde mit Bernsteifen verboten, und der Inspektor nahm das böse Damenbrett fort.

Bürgers Großvater gab das Geld, und der „kleine Bürger“ wurde am 8. September 1760 im Pädagogium aufgenommen.

Hatte der eigene Vater den Sohn für so unbegabt, wie nur möglich, gehalten, Niemeier schrieb nach einem Jahre in sein Tagebuch: „Bürger, des alten Herr Provisors Bauers in Nischersleben Enkel, hat ganz ungemeine Fähigkeiten und einen gleich großen Stolz.“ Einen Schüler, mit dem sie keine Ehre einlegen können, werden die Lehrer bei öffentlichen Schulfeiern nicht auf-

treten lassen. Am 29. Januar 1761 hielt Bürger aber eine deutsche Rede: *Contra eos, qui contumeliose maledicunt.* Am 24. Juli 1761 sagte er ein lateinisches Gedicht her, das den Satz abhandelte: *Non titulos, sed merita esse aestimanda.* Bei dem Aktus am 1. und 2. April 1762 schilderte Bürger gemeinsam mit einem anderen Schüler, einem von Schmiedeberg, das *Concilium patrum et angelorum in monte Golgatha.* Und auch als das Pädagogium am 18. April 1763 mit rechter Freude den *Inubertusburger Frieden* beging, gehörte Bürger zu den Schülern, die bei dieser Feier auftraten. Die Schule hatte Grund, ein Dankfest zu feiern. Denn die Not des Siebenjährigen Krieges hatte das Pädagogium empfunden, wenn bei feindlichen Einfällen Kontributionen gefordert wurden; da mußte aus der Klasse des Waisenhauses auch der letzte Pfennig abgeliefert werden. Und im Jahre 1762 hatte der Scheffel Korn in Halle vier Taler, ja zuweilen selbst fünf Taler gekostet! Bei so teurer Zeit war kaum für schweres Geld das Dringendste zum Unterhalt der anvertrauten Schar zu beschaffen. Dafür entschädigte wirklich nicht die Ehre, daß sich fremde Offiziere durch die Musteranstalt führen ließen! — Als das Pädagogium nun die Friedensfeier beging, die es mit der Erinnerung an das eigene fünfzigjährige Bestehen verband, da hatte Bürger in einer deutschen Ode für den ersehnten Frieden zu danken und die Wünsche der Anstalt für das Wohl Friedrichs des Großen darzubringen.

Gedichte nach Klopstockischem Muster, wie es die Schilderung der Versammlung auf dem Berge Golgatha sein mochte, waren dem rechtgläubigen Niemeier nicht ganz erwünscht; denn der „Messias“ stimmte mit der orthodoxen Lehre nicht völlig überein. So war dem frommen Niemeier auch die von Bürger kurz vor seinem Abgange bei dem öffentlichen Examen am 29. und 30. September 1763 vorgetragene Ode: *Christus in Gethsemane zu Klopstockisierend.* Aber gegen die Übung in Versen, selbst in deutschen Versen, hatte der Leiter der gelehrten Schule nichts zu erinnern. Und Bürger zeichnete sich vor allen anderen aus, wenn Keiste, der Lehrer, bei dem er am aufmerksamsten war, der Klasse in Prosa aufgelöste deutsche Verse gab, die wieder in metrische Ordnung und in Reime zu bringen waren. Bürger verstand es auch besser als Goedingk, der mit ihm auf der gleichen Schulbank saß, lediglich aus dem angegebenen Inhalte ein Gedicht zu formen. Im Metrum und Reim machte er keine Fehler; dafür hatte er das rechte Gefühl. Goedingk, der schon damals im Versmachen mit Bürger wetteiferte, ist Bürgers ältester Freund; er war im Mai 1762 nach Halle gekommen. Daß Bürger auf dem

Pädagogium auch ein halbes Jahr lang mit dem späteren preussischen Minister von der Neef ein Zimmer geteilt, daraus hat er keinen Vortheil zu ziehen gesucht.

Bürger hat sich auf der Schule in Halle wohl gefühlt. Vorübergehend, im Sommer 1761, litt er wohl an Blutausswurf und im Januar darauf am roten Friesel. Er war damals schlant wie ein Reh; aber er trieb mit kräftigem Arm den Federball über das Dach des Pädagogiums hinweg. Es war doch im ganzen eine gesunde Zeit für ihn, in der er den Grund zu seinen Kenntnissen legte. Über mangelnden Fleiß und grobe Unordnung hatte keiner seiner Lehrer zu klagen. Da rief ihn plötzlich der Großvater, ohne sichtlichen Grund, nach Mchersleben zurück. Niemeier notierte in sein Tagebuch am 5. September 1763: „Bürger, des alten Hospitalprovisors Bauers in Mchersleben Enkel, bekam einen Brief, wie ich auch, von seinem Großvater, daß er auf Michaeli weggehen sollte, es ist ein alter eigensinniger Mann. Der kleine Enkel sitzt in Prima ein halb Jahr lang und ist ungefähr fünfzehn Jahr alt. Er weinte und bat, ich möchte doch seine Stelle noch nicht vergeben; er wolle beim Großvater um Prolongation bitten. Aber der alte Mann hat's abge-schlagen.“

Während der drei Jahre, die Bürger auf dem Pädagogium verbrachte, hatte ihn Niemeier stets den „kleinen Bürger“ oder den „kleinen Enkel“ genannt. Gar so klein war der schwächliche Bursche, als er in Prima saß, nicht mehr. Es war ein Ausdruck des Wohlwollens und der Zuneigung für den Knaben, der bisher herumgestoßen war, und um den sich niemand recht gekümmert hatte.

In Mchersleben, beim Großvater, zum Teil wohl auch bei seinen Eltern, die damals in die Westorfer Pfarre zogen, verlebte Bürger den Winter von 1763 auf 64. Er war nicht mehr Schüler und noch nicht Student; er nannte sich selbst: einen der freien Künste und Wissenschaften Beflissenen, als er die Feuersbrünste, die Mchersleben am 4. Januar und am 1. April 1764 heimgesucht, in einem Gedichte, das durchaus voll religiöser Gefühle ist, schilderte. Ein Fragment dieser Dichtung, siebzehn achtzeilige Strophen, war noch nach seinem Tode vorhanden. Der Titel, den sich Bürger beilegte, verrät wohl die Richtung, in der sich seine künftigen Studien bewegen sollten. Nur fragte der Großvater nicht nach der Meinung des Enkels, sondern sandte ihn zu theologischem Studium nach Halle, wo Bürger am 26. Mai 1764 inskribiert wurde. Der Großvater

hatte allein zu bestimmen. Sein Wille galt um so mehr, als Bürger seinen Vater im ersten Semester verlor.

Mit sechzehn Jahren also kam Bürger auf die Universität. Gerade bei einem Studium, das ihn nicht fesselte, ward ihm diese frühe Freiheit gefährlich. Er soll — wie eine Tradition sagt — mal in einer Dorfkirche bei Halle gepredigt haben. Aber sein sinnliches Temperament lernte in der Stadt des Pietismus, in der erlirte Wissenschaft recht wohl gediech, nur zu bald, und dann sehr gründlich, das Lotterwesen kennen, das in starkem Gegensatz zu der frommen Richtung hier gleichfalls einen ausgezeichneten Boden fand. Stadt und Universität haben im achtzehnten Jahrhundert eine Reihe verkommener Existenzen, liederlich durch und durch, beherbergt, haben sie als Lehrer der akademischen Jugend gesehen, und skandalöse Anekdoten, die noch nach Jahrzehnten von diesen frivolten Weltküdern umliefen, beruhten nur zu sehr auf Wahrheit. Der Schüler des Pädagogiums führte bei Kneipkledern ein so lockeres, freies und lustiges Leben, daß die Theologen daran Anstoß nehmen mußten und ihm keine oder nur schlechte Zeugnisse gaben.

Auch aus diesem Grunde konnte Bürger einen geistlichen Beruf nicht suchen. Er schwärmte und studierte nach eigener Wahl. Unter Johann Georg Meusels Vorsitz verteidigte er eine Dissertation: De Lucani Pharsalia; er beteiligte sich weiter am Disputationarium des Professors Vogel mit einem lateinischen Aufsatz, der einen künftigen Professor linguarum orientalium verraten konnte, und schloß sich aufs engste an den Geheimrat Christian Adolph Klotz an, den Lessing sehr bald in seinen „Antiquarischen Briefen“ zu schlechtem Andenken für die Nachwelt berühmt machte. Klotz war nicht unbegabt; aber gesinnungslos und versottet. Unter Klotzens Leitung beschäftigten Bürger philologische und antiquarische Studien. Für einen Geistlichen waren die wenig nötig, und für einen künftigen Theologen blieb der vertraute Verkehr im Hause des charakterlosen und in überstem Maße stehenden Professors Klotz, der mit den Studenten zechte, sehr bedenklich.

Wo es „burschikos“ zugging, kannte man Bürger. Darum wurde er einer der „Adjutanten“, einer der leitenden Führer, als im Juli 1767 die Niedersachsen an der Universität wieder zu einer Art landsmannschaftlicher — und darum verbotener — Verbindung zusammentreten wollten. Vorsichtig nannte man die geplante Verbindung nur eine Gesellschaft guter Freunde und verlangte von den Teilnehmern auf Kavaliersparole Verschwiegenheit. Die erste der wöchentlichen Zusammenkünfte sollte mit



einem gehörigen Schmauſe begangen werden. Braten und Schinken, auch neun Sorten, vierzig Kannen Merſeburger und zwanzig Kannen Wettiner Bier waren beſtellt; dreißig Boutheillen Wein, Zucker und Tee, und was zu einem rechten Bunsche gehörte, war zum Gelage beſchafft; die Muſikanten nicht vergeſſen. Da wurde dem Pedell eine ausführliche Denunziation auf den Tiſch gelegt, die der Univerſitätsbehörde alle Handhaben zum Einſchreiten gab. Die Geſellſchaft wurde aufgehoben, eine Unterſuchung eingeleitet, der Senior auf zwei Jahre relegiert und Bürger mit einer Woche Karzer beſtraft. Am 8. Auguſt 1767 wurde ihm das Urtheil bekannt gemacht. Bei der Unterſuchung hatte ſich nebenbei ergeben, daß der zwanzigjährige Student in dieſem Semester nur Kollegia beim Profeſſor Hauſen, einem erbärmlichen Kumpan des Geheimrats Kloß, belegt hatte, und daß er — Jura ſtudierte. Im Born rief der Großvater den Enkel nach Wiſcherleben zurück. Mit einem Eklat endete dieſe Studienzeit von drei Jahren, die Bürger planlos in Halle verbracht.

Im Exil zu Wiſcherleben, wo er wieder im Winter von 1767 auf 68 ſaß, ſehte Bürger die Gedichtchen, die er aus Halle mitgenommen. Er wollte ſie drucken laſſen. Kloß kannte dieſe Verſuche. Kloß ſollte ihm raten, ſollte urtheilen und beſſern. Auch die Klaſſiker nahm Bürger in der unerwünſchten Einſamkeit vor. Er arbeitete an einer Überſetzung des Pervigilium Veneris, an der „Nachtfeier der Venus“. Es ſollte keine bloße Verdeutſchung ſein; gleichzeitig verfolgte Bürger philologiſche Abſichten; er wollte einen Kommentar zu dem Gedichte ſchreiben. Auch dazu hatte Kloß die Anregung gegeben. Und der Geheimrat machte dem Studenten Hoffnung, daß er ſpäter wieder nach Halle zurückkehren würde und dort als Profeſſor ſein Kollege ſein werde. Junge, ihm ergebene Streiter waren Kloß ſehr nötig, wo das wiſſenſchaftliche Anſehen des ſchnell zu Titel und Würden Gelangten mehr als zweifelhaft war. Kloßens Abſichten waren ſelten frei von Selbſtsucht. Er ſah aber in Bürger die Begabung und ſuchte ihn deshalb an ſich zu feſſeln.

Sicher hat Bürgers Großvater von dem Plane, ſich der akademiſchen Karriere zu widmen, gewußt. Nur ſchien ihm dabei die Zukunft des Enkels zu unſicher. Das juridiſche Studium bot wohl ſolidere Unterlagen. Dazu verſprach er noch die Mittel und beſtimmte: in Göttingen ſolle der Enkel weiterſtudieren. Göttingen, das in dem Ruſe arbeitsamen Fleißes ſtand, war keine „Kurſchenuiverſität“. Studenten, die ſich amüſieren wollten, mußten ſchon nach dem luſtigen, lieberlichen Kaiſel hinüberreiten.

Die Wahl der neuen Univerſität — mochten noch ſo viele,

berühmte Profeſſoren an ihr wirken — war trotzdem nicht ſehr glücklich. Im Hinblick auf eine ſpättere Anſtellung war es unpraktiſch, wenn ein preußiſches Landeskind an einer ausländiſchen Univerſität ſeine Ausbildung ſuchte. Und dabei war es noch eine beſonders verhängnißvolle Folge der engen Beziehungen zu Kloß, daß ſich Bürger zu Oſtern 1768 gerade bei deſſen Schwiegermutter, einer Frau Sachſ, in Göttingen einquartierte. Denn Frau Sachſ hielt eine rechte Studentenherberge. Reiche, junge Ruſſen wohnten bei ihr in der Rothen Straße 298. Der arme Pfarrersſohn konnte mit ihnen natürlich nicht gleichen Schritt halten. Er kam dort wieder mit Studenten, die ſpielten und kein Kolleg beſuchten, zuſammen, und auch er vergaß den Zweck ſeines Göttinger Aufenthaltes. Schulden waren dabei unvermeidlich. Ein ſehr ungezwungener Ton herrſchte zudem in dem Hauſe der Frau Sachſ. Vom Wohnzimmer gingen die Studenten in die Schlafkammer der beiden Töchter und wünſchten ihnen gute Nacht, auch wenn die Töchter ſchon im Bette lagen. Beſonders die ältere Tochter, eine junge Witwe, wurde umworben. Ein Student glaubte Grund zur Eiferſucht auf den andern zu haben. Dieſer Madame Bandmann wegen ſuchte ein gewiſſer Studioſus Ratich (Ratje) Händel mit Bürger, die bis vors akademiſche Gericht kamen. Das Haus ſtand in ſchlimmem Ruſe. Frau Bandmann, die beſagtem Herrn Ratich — ein Knäblein geboren, ſtarb bald darauf am malo gallico. — Schade, daß ſich Bürger dem Trunke ergeben; jammerschade, daß er in ſchlechte Geſellſchaft geraten, ſagten die, welche ihn kannten und das Haus mieden.

Ende 1770 mußte Bürger vor Schulden nicht mehr ein noch aus. Der Großvater gab ihm trotz ſlehender Briefe nichts mehr. Bürger hatte wohl einige Ausſicht, durch Kloß' Vermittlung Legationsſekretär in Waſchau zu werden. Eine Stellung auswärts konnte ihm aber nichts nugen; denn ſeine Gläubiger ließen ihn nicht aus Göttingen fort. Der Geheimrat Kloß verhandelte auf Bürgers Bitten mit dem Großvater. Das war ein ſchwieriger Auftrag. Über zwei Stunden redete Kloß in den Alten hinein. Der ſchrie vor Ärger und Unwillen, daß es bis auf die Straße zu hören war: der Enkel habe ihm über fünftauſend Taler gekoſtet, er bekomme nichts mehr; „die hundertundzehn Taler, die ich ihm geſchickt, da ihn der Hochmutſteufel verführt, ein rotes Kleid mit ſilbernen Treſſen zu machen, ſind das letzte geweſen“. Der ſechszehnſiebzehnjährige Greis, der bare Kapitalien und über neun Huſen Alder beſaß — auf Bürgers Erbteil kamen ſpäter doch achttauſend Taler — ſtuchte und weigerte ſich, eine Bürg-

schaft zu unterschreiben, wo ein anderer dem Enkel zweihundert Taler vorstrecken wollte. Er wünschte dem Enkel, den er für einen verlorenen Menschen hielt, einen baldigen Tod.

Bürger sah keinen Ausweg mehr. — In dieser Zeit bewährte sich Klop als Freund und rüttelte den nutzlos Zusammengebrochenen auf. Er trieb zur Arbeit, er versprach Hülfe, wenn nur Bürger etwas Lateinisches schreiben wollte, das als „Epejimen“ gelten könnte. Eine juristische Dissertation war nötig; Bürger hatte das Zeug, sie zu schreiben; Klop wollte das Seine tun. „Man kann in acht Tagen viel schreiben, sehr viel“ — versicherte er. Für Bürgers Übersetzung des griechischen Romans „Anthia und Abrokomas“ wollte Klop einen zahlenden Verleger schaffen. Er drängte, daß eine Probe der jambischen Homerübersetzung fertig würde, und reservierte für diesen Aufsatz einen Platz in der Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften. „Etwas über eine deutsche Übersetzung des Homer“ hatte Bürger ja schon zu Papier gebracht, als er sich am 14. Februar 1769 um die Mitgliedschaft der Deutschen Gesellschaft zu Göttingen beworben hatte. Die Übersetzungen sollten Bürgers Kenntnisse in humanioribus beweisen. Nur mußten sie gedruckt sein. Dann versprach Klop seinem hilflosen Freunde ein Unterkommen an der Universität. — Dies Drängen zu schneller, auf ein Ziel gerichteter Arbeit, wie es dem in allen Dingen leichtfertigen Klop entsprach, war gut für Bürger. Der Glaube, daß Hülfe möglich sei, wurde dem Verzweifelnden wiedergegeben, der stumpf und nutzlos meinte: Beten möchte ihm helfen! Klop dachte irdischer: „Durch Kummer wird nichts ausgerichtet. Hurtig geruft: ‚Johann, gehe zu Kurländer [Ruhländer], hole eine Bouteille Burgunder!‘ Die getrunken und studiert!“

Klop war praktischer und ruhiger als Bürger. Ehe er den Bittgang zum Großvater angetreten, hatte er sich mit Gleim in Verbindung gesetzt. Kein anderer als der wohlwollende Kanonikus in Halberstadt war bereit, zweihundert Taler vorzustoßen, wenn der Großvater für den Enkel Bürgerschaft übernehmen würde! So war Bürgern bei dem Starrsinn des Alten freilich nicht zu helfen gewesen. Aber Gleim hatte menschlich ein Interesse an seiner Lage genommen. Auch er kannte die ungünstigen Gerüchte über Bürgers Leben; doch war ihm gesagt: Bürger sei ein ganz vortrefflicher Kopf, der den Homer überseze, kurz: es handele sich um ein junges Genie, das außerdem noch aus dem Halberstädtischen stamme. Das genügte Gleim, von Boie nähere Nachrichten zu fordern, um zu helfen.

Heinrich Christian Voie (1744—1806) war Gleim persönlich bekannt und kannte auch Bürger, wenigstens oberflächlich, seit dem Dezember 1769. Beide waren sehr unterchieden.

Auch Voie stammte aus dem Pfarrhause. Aber — sein Vater war nicht als ein armer Dorfpastor sitzen geblieben; er hatte einen immer größeren Wirkungskreis gefunden; damals war Johann Friedrich Voie Hauptpastor der Nikolai-Kirche in Henssburg, später rückte er sogar zum Kirchenprobst auf. Und den Vater Voie, der wie ein Patriarch unter den Seinen lebte, der für Vofß das mit eigenen Augen gesehene Vorbild zum Pfarrer von Grünau („Luije“) wurde, kannte man auch als geistlichen Liederdichter. Die Voies, eine alte Dithmarscher Familie, waren literarisch interessiert und hatten mit den ersten Häusern des Landes Verbindung. Auch Klopstock stand der Familie nahe. So ist der frühe Euthusiasmus, den Heinrich Christian Voie, der Sohn des Pastors, für den Sänger des „Messias“ hatte, selbstverständlich. Galt Klopstock doch nicht nur in der Literatur, sondern darüber hinaus in allgemeinen Fragen des Lebens bei der Familie so viel, daß sie sich freute, wo sie die gleiche Ansicht hatte, wie er. Denn diese Übereinstimmung war immer der Beweis, daß man richtig dachte und fühlte.

Schon ehe H. C. Voie die Universität Jena bezog, um — wie Bürger — Theologie zu studieren, hatte er außerordentlich viel gelesen. Was dem Sprachkundigen an Sentenzen in Prosa und mehr noch an Versen oder Gedichten aus dem weiten Reich der Weltliteratur gefiel, trug er mit zierlicher Schrift säuberlich in Sammelbücher ein, die er mitnahm, als er das erstemal das Elternhaus verließ, die er bewahrte, so lange er lebte. Auch diese Sammelbücher bezogen das außerordentliche Interesse für Klopstock, der damals der erste Dichter Deutschlands war. Wenigstens hielt Voie ihn „für den ersten und beinahe für den einzigen Dichter unsrer Nation“. Was Voie von Klopstocks Versen erlangen konnte, bewahrte er. Schon als junger Student, dessen ganze Neigung den schönen Wissenschaften galt, sammelte und suchte er die Gedanken anderer. Sehr bald gab er auch das Studium der Theologie auf und ging — wie Bürger — zur Jurisprudenz über. Das gestattete ihm, seine Liebe zur schönen Literatur weiter zu pflegen; denn natürlich berührte ihn bei seinen ästhetischen Interessen das rohe Treiben der Jenerser Burschen nicht. Nach Beendigung seines juristischen Studiums kehrte Voie für längere Zeit ins Elternhaus zurück — er betätigte sich damals schon als Redakteur — um dann nochmals, und zwar als Kandidat der Rechte und Hofmeister, die Universi-

tät zu besuchen. Am 17. April 1769 wurde er in Göttingen neu immatrikuliert.

Der Hofmeister hatte eine Stellung zwischen den Professoren und den jüngeren Studenten. Boie dachte auch vorübergehend daran, sich dem akademischen Leben zu widmen — „wenn das nur nicht so sehr steif wäre!“ Er wohnte beim Hofrat Böhmer und stand mit einer Reihe Göttinger Professoren in persönlicher Beziehung, so mit Christian Gottlob Heyne, mit dem er viel verkehrte.

Boie, der Hofmeister, sorgte für die gute Erziehung der Studenten, die seiner Aufsicht übergeben waren, gab Engländern, die in Göttingen studierten, Privatstunden im Deutschen und hat mehr als einmal in Unordnung geratene Studentenwirtschaften wieder eingerichtet. Er war ein Repräsentant der feinen Gesellschaft; klein und zierlich von Figur, später ging er stark in die Dicke. Er war das enfant gâté, von Frauen verhätschelt; verwöhnt und weichlich; korrekt in seinem Wesen; korrekt in seinen Versen; ohne starkes eigenes Talent; aber bei seinen literarischen Verbindungen, die über Halberstadt bis nach Berlin, nach Hamburg und Wien reichten, der geborene Redakteur. Etwas Weltmännisch-Diplomatisches zeichnete den Besonnenen aus. Wie er im Leben der Mentor Jüngerer war, so war er in der Dichtung gern der ratende, Wort für Wort wägende Kritiker anderer. Das vertrug sich sehr wohl. Er besaß Geschmack; aber nur in geringem Maße die Gabe, selbst schöpferisch zu gestalten. Bei seiner pünktlichen Ordnung konnte es ihm nicht fehlen, daß er Karriere machte.

In allem war er damals der Gegensatz zu Bürger. Darum war die erste Bekanntschaft der beiden schönen Geister nur oberflächlich. Als Boie das junge Genie auf Gleims Bitten in bessere Gesellschaft brachte, war der Wendepunkt in Bürger's Leben schon eingetreten. Boie konnte von untadelhaftem Wandel berichten. Seit dem Juni 1770 war Bürger einer der fleißigsten Benutzer der Göttinger Bibliothek geworden, der dauernd juristische Bücher entlieh. Es war die Zeit, als der Großvater alle Briefe um Geld unbeantwortet ließ. Boie mußte melden: schnelle Hilfe täte hier not; und Boie schrieb, daß Klopens Einfluß verderblich sei!

Sehr bald (Ostern 1771) zog Bürger nun auch aus der Studentenkasernen der Madame Sachs fort — denn Frau Sachs war gegen Ende des Jahres 1770 gestorben — und mietete sich bei dem Kürschner Nöte, auf der Groner Straße 645, ein. Um des Geldes willen machte er damals Gelegenheitsgedichte zu Hoch-

zeiten, zu Kindtaufen oder Begräbnissen. Sie wurden gedruckt und vergessen. Und weil er kein Geld hatte, studierte er.

Es war Gleims stiller Einfluß, daß Boie und Biester, Bürger's liebster Freund, daß ein Baron von Kielmannsegge, der Jura studierte, aber schon damals einen Hang zu den spekulativen Wissenschaften hatte, daß Sprengel, der Historiker, und andere den fast Verlorenen nicht mehr aus den Augen ließen. Sie kannten ihn zum Teil schon früher. Nun zogen sie Bürger näher an sich. Das war die gute Gesellschaft, in die Gleim seinen Schützling gebracht wissen wollte. Kein Kreis von Dichtern. Biester war z. B. niemals Poet; er war schon damals ein Philologe, der später als Bibliothekar in Berlin seinen rechten Platz gefunden. Matthias Christian Sprengel, ein Schüler Schölers, wurde Professor in Göttingen und dann sehr bald nach Halle gerufen. Er beschäftigte sich vornehmlich mit englischer Geschichte, hatte aber Interesse für die alte schottische Volkspoesie und liebte ein Glas Wein. Die jungen Leute, die sich zusammengefunden, bildeten einen Kreis, der sich mit jugendlicher Frische für alles, was Dichtung hieß, begeisterte und allgemeinere Bildungsinteressen mit dem Fachstudium verband. Es war der Kreis, aus dem 1770 der erste deutsche Mufenalmanach, nach dem Muster des Pariser, hervorgegangen war. Friedrich Wilhelm Gotter, ein junger Jurist aus Gotha, und Boie hatten an der Begründung des Almanachs den hauptsächlichsten Anteil.

Boie, der Redakteur dieses jährlichen Kalenders, in dem die Klein-Poesie eine Pflanzstätte gefunden, gewann an Bürger einen Dichter, der zu den niedlichen Bändchen sehr gewichtige Gaben beisteuerte und dem Almanach Bedeutung gab. Kein schlechtes Geschäft für Boie. Zunächst war Bürger der Gewinnende. Er wurde in eine reinere Sphäre versetzt. Gemeinsam studierten die Freunde die Werke der Italiener und Franzosen, in denen besonders Gotter, von Jugend auf französisch gebildet, bewandert war.

Auch Gotter hatte — wie Boie — nichts Hohes. Er war inmitten von sieben Schwestern als Sohn eines gothaischen Legationsrates aufgewachsen, war früh zur Universität gekommen, hatte sich aber — anders als Bürger — allem studentischen Treiben ferngehalten. Eine ausgesprochene Vorliebe fürs Theater vertrug sich mit seinem juristischen Studium; wenigstens verstand er, beide Interessen so zu pflegen, daß sie sich nicht im Wege standen. Seine eigenen Theaterstücke verrieten ausgezeichnete Weltkenntnis. Gotter besaß den guten Ton der Ge-

fellschaft und war als Gelegenheitsdichter geschätzt. Bei seinen Familienbeziehungen kam er schnell in Gotha zu einer kleinen Anstellung, wurde als Legationssekretär auch nach Wezlar geschickt und ging dann als Hofmeister zweier Herren von Adel nach Göttingen, um seine eigenen Universitätsstudien zu vertiefen und sich wieder mit den schönen Wissenschaften zu beschäftigen. Damals brachte er in Göttingen die „Minna von Barnehelm“ zur Aufführung. Auch Bürger hat diese Aufführung erlebt. — Boie und Gotter, die beiden feingebildeten und wohlgesitteten Juristen, standen sich sehr nahe. Sie paßten zueinander. Als Gotter Ende September 1769 Göttingen verließ, um für alle Folgezeit in gothaische Dienste zu treten, empfand Boie das Scheiden dieses Freundes als einen wirklichen Verlust.

Um diese beiden Hofmeister, um Boie und Gotter, hatte sich jener geistig regsame Kreis in Göttingen gebildet, dem nun auch Bürger angehörte. Gemeinsam las man. Die Spanier blieben Bürger und Boie nicht mehr fremd. Und Shakespeare war das große Genie, zu dem alle bewundernd aufblickten; Bießer und Bürger mit besonderer Verehrung für die dichterische Kraft dieses Einzigen. — Als Hölty, Johann Martin Miller, Voss, Johann Friedrich Hahn, Carl Friedrich Cramer, der Prophet Klopstocks, und als auch die Brüder Stolberg in diesen Kreis traten, da wurde er für die Literaturgeschichte der Göttinger Bund oder der Göttinger Hain. Diesen Bund der Jugend, der vor allem deutsch sein wollte und in starken Tönen seine Begeisterung für Freiheit, seinen Haß gegen despotische Tyrannen ausdrückte, würdigte Klopstock seines Protektorats.

Zu welchem Grade Bürgers Genie das Talent seiner Freunde, selbst das Talent des gefeierten Protektors überragte, ahnte damals niemand; auch er selbst nicht.

Gleim hat Bürger für die Poesie gerettet. — In seiner Verzweiflung wäre ihm jedes Unterkommen recht gewesen; er hätte genommen, was sich ihm geboten, nur um der bittersten Not zu entgehen. Der Kreis gleichgesinnter Freunde, den Bürger in seinem letzten Göttinger Studienjahre gefunden, gab ihm den moralischen Halt wieder.

Auch Gleims Besuch im Juli 1771 richtete ihn auf. In der feinen und verständigen Art, die dem fünfzigjährigen Kanonikus den Ehrennamen des „Vater Gleim“ eingetragen, wußte er das junge Genie zu behandeln. Für jedes gute, liebe und freundliche Wort, das ihm so selten geworden, hatte Bürger ein überströmendes Gefühl des Dankes. Die hervorbrechenden Tränen konnte er nicht zurückhalten. So verkommen, wie der Groß-

vater meinte, war Bürger doch nicht. Gleim wußte, daß ihn der blasse und kränkliche Mensch, in dessen großen, blauen Augen eine Seele lag, nicht belog, und er gab ihm ein Darlehn — in Wahrheit ein Geschenk — von fünfzig Talern. Gleim hatte etwas Besonderes an Bürger gefunden. Er ließ sein Bild für den Freundschaftstempel in Halberstadt malen. Schon allein der Sänger des „Dörschens“ verdiente, nach seiner Meinung, diesen Ehrenplatz. Wie der Jüngste machte der Vater Gleim sofort allerlei Projekte. Noch zwei Gedichte, wie „Das Dörschen“! Die sollten sauber gedruckt werden, die wollte Gleim durch den Geheimen Kämmerer des Königs, den er kannte, Friedrich dem Großen auf den Tisch legen. Sie müßten dem König, der die Franzosen liebte, gefallen. Bürgers Name sollte dann schon genannt werden! Gleim riet und fragte, ob der junge Jurist sich im Preussischen als Beamter bei einer Domänenkammer melden wollte? Es gab Beispiele von sehr rascher Beförderung! Oder wollte sich Bürger etwa im Halberstädtischen mit einem Advokaten assoziieren? Dann hätte er eine angesehene Stellung und könnte um das reichste Mädchen werben. Freilich, die Mäusen würden viel verlieren! — Gleim war unermüdblich in Plänen für seinen Schützling. Stand einem Menschen von dreißig bis zwanzig Jahren ja doch die ganze Welt noch offen! — Wenn ihn bloß seine Gläubiger aus Göttingen ziehen ließen! Die paßten so auf ihn auf, daß Geld nur unter anderer Adresse an Bürger gesandt werden konnte.

Noch am selben Tage, an dem Gleim seinem neuen, jungen Freunde Zuspruch spendet, kam ein vielbeschäftigter Göttinger Rechtsanwalt, Dr. Hesse, zu Bürger und machte ihm den Vorschlag, sein Gehülfe zu werden. Mehrere Professoren hatten den fleißigen Studenten empfohlen. Bürger nahm an. So vermehrte er seine Schulden wenigstens nicht mehr und tat den ersten Schritt ins praktische Leben. Es war nicht Bürgers Schuld, daß diese Verbindung Oktober 1771 aufhörte.

Bürger zog Michaelis 1771 nach der Panliner Straße in das Haus des Professors Schlözer. Er hatte bei ihm Universalhistorie gehört und hoffte, durch seine Vermittlung etwas bei den Buchhändlern zu verdienen. Bürger mußte leben; er lernte sich in seine Lage schicken. Leicht ward es ihm nicht; denn Schlözer war „ohnstreitig ein harter, unbiegsamer Mann, aber dabei nicht ohne edles Sentiment“. — Es ist charakteristisch, daß Bürger bei jeder Brotarbeit, die er übernahm, an seine opuscula dachte, die dann liegen bleiben müßten, die er zum mindesten nicht mehr so geschwind, als er wünschte, fördern konnte. Seine

ersten Ländeleien voll Wiß und Laune, weiter die Minnelieder, die Bürger in sehr freier Anlehnung an mittelalterliche Dichter gesungen, und die dem Göttinger Freundeskreise ihre Entstehung verdanken, hatten ihm Anerkennung gebracht. Auf diesen Erfolg war der Ehrgeizige stolz. Mochte er bescheiden die Minnelieder von Johann Martin Miller weit über seine eigenen Strophen stellen, Bürger war sich in Göttingen bewußt geworden, daß auch er ein Dichter sei. Die dichterische Produktion wurde ihm zwar nicht leicht. Mit Lessing sagte Bürger: er fühle nicht die lebendige Quelle in sich, die unaufhaltsam und von selbst hervorströme, sondern er müsse jeden armseligen Tropfen erst mit Anstrengung herauspumpen. Dennoch lebte er unter dem Zwange seines Talentes, das ihm die Elastizität gab, sich über hemmende äußere Hindernisse hinwegzusetzen. Das Genie ließ ihn die Dürftigkeit seiner Lage vergessen und forderte sein Recht. Seine innerste Überzeugung sprach er aus, wenn er damals sagte: „Bleib den Muses getreu bis in den Tod, so wird dir Apoll die Krone des ewigen Nachruhms geben.“

Das Werk, mit dem sich Bürger diesen Ruhm bei der Nachwelt erwerben wollte, war die Übersetzung Homers; und zwar eine Übersetzung in Jamben. Jamben stehen dem Geiste der deutschen Sprache näher, als zum Hexameter gereichte Daktylen, die in Klopstocks Messias nicht im Tone der Vorzeit klangen. Gerade altertümliche Färbung war aber für Bürger ein wesentliches Erfordernis einer rechten Homer-Übersetzung. Die beweglichen Jamben mochten all die vergessenen, alten Wendungen aufnehmen, daß der deutsche Homer den Geist vergangener Heldenzeit widerspiegeln, den die Griechen in ihrer Ilias fanden. Sein Programm hatte Bürger in Klopstocks Deutscher Bibliothek mitgeteilt. Zur Ausführung fehlte ihm die Muße. Da schien das Glück seinen Wünschen günstig zu sein. Die Göttinger Freunde fanden den Weg, der ihn scheinbar zum Ziele führen sollte.

**D**auf Boies Vermittlung lernte Bürger den württembergischen Hofrat Ernst Ferdinand Lisse (oder List) kennen, der von 1742—67 Gerichtshalter von Altleigheim gewesen und in Wellinghausen, eine gute Stunde vor Göttingen, wohnte. Die Stelle des Gerichtsbeamten war von der Familie derer von Uskar zu vergeben. Lisse besaß als Vormund minderjähriger Familienmitglieder Stimme und Einfluß auf die Familie. Der zeitige Gerichtshalter, ein Advokat Eggeling, wollte den Posten verlassen. Also bewarb sich Bürger um Lisses Stimme, und

die Professoren Meister, von Selchow und der alte Johann Stephan Bütter gaben Bürger im März 1772 ausgezeichnete Zeugnisse über sein juristisches Studium; auch von seiner Aufzucht wußten sie nur Gutes und Lobenswertes zu rühmen. Wie sie bezeugten, hatte der candidatus juris Bürger „vollkommen fleißig“ studiert und sich eine „ausgebreitete, gründliche und brauchbare Rechtswissenschaft“ angeeignet. Auf Grund dieser Zeugnisse versprach Bürgern auch der Syndikus G. F. Jacobi in Einbeck, als Vormund eines Hofpagen von Uskar, seine Stimme.

Im ganzen kamen auf die verschiedenen Familienmitglieder sieben Stimmen. Bürger stellte sich der Familie vor. Lisse wirkte in seinem Interesse und vereinigte auf seinen Kandidaten fünf Stimmen, als der Senior der Familie, der pensionierte Obrist Adam Heinrich von Uskar auf Esbickerode, die Wahl seines Schütlings, eines Auditors am Göttinger Stadtgericht, Christoph Friedrich Oppermann, schon für sicher gehalten. Ihm hatte der Obrist Zusagen gemacht und hatte den Posten früher überhaupt lediglich mit Personen, die ihm genehm waren, besetzt. Dabei war die Familie freilich sehr übel gefahren. Der Obrist betrachtete aber als Senior die Ernennung als eine rein persönliche Angelegenheit und hatte selbst für den neuen Beamten eine Instruktion aufgestellt, die an sich den Beifall der Mehrzahl aller Familienmitglieder gefunden. Ob in dieser Instruktion gleich anfangs Oppermanns Name gestanden, oder ob der Obrist den Namen erst nach Unterzeichnung des Entwurfs eingefügt, ist eine unentschiedene Frage. Der Senior hielt Oppermann für gewählt; alle anderen Mitglieder der Familie — bis auf einen Dr. Hans von Uskar — aber nicht. Sie hatten Bürger ihre Stimme gegeben, und Stimmenmehrheit entschied. Das Votum des Seniors konnte daran nichts ändern. Das war dem Obristen verdrücklich; denn er machte sich eine größere Macht an, als ihm zustand, und verlangte entscheidenden Einfluß. Der Familie aber war eine Opposition gegen den Senior gerade recht. Überhaupt war bei den Herren von Uskar Einigkeit in Familiensachen niemals vorhanden. Kostspielige Prozesse untereinander waren zur Gewohnheit geworden.

Der Obrist dachte nicht daran, sich der Majorität zu unterwerfen. Um dem Oppermann neue Chancen zu geben, und um ihn durchzubringen, verlangte er, daß beide Bewerber Probenarbeiten schrieben. Die juristische Fakultät in Göttingen sollte dann entscheiden. Es wurde auch bestimmt, daß die Proberelationen in Wellinghausen, dem bisherigen Gerichtssitze, unter Aufsicht

eines Familienmitgliedes angefertigt würden. Bürger war über die verlangte Prüfung wenig erfreut. Oppermann war ihm ein gefährlicher Konkurrent. Er ließ ihn deshalb, um ihn abzuschrecken, durch seine Göttinger Freunde beibringen: die Probearbeiten seien nur ein Mittel, den Oppermann los zu werden; denn Bürger habe bereits alle Stimmen für sich, und die Göttinger Professoren, die die Prüfungsarbeiten beurteilen sollten, hätten Bürgern erst vor kurzem die allerbesten Zeugnisse gegeben! Auch Lüste riet dem Oppermann ab. In der Tat sollte Bürger das Amt erhalten, wenn der Mitbewerber keine Relationen liefern würde. — Bürger zu seinem Teile arbeitete unter den Augen des Hofrats Lüste drei Themen in der vorgeschriebenen Weise ohne Hülfsmittel aus. Oppermann ließ sich nicht mehr blicken; es mochte das die Folge der an ihn ergangenen Warnungen sein. Als Bürger mit seinen Probearbeiten schon fast fertig war, überreichte der Konkurrent aber dem Obristen auch seine erste Relation, die er in Göttingen geschrieben, und „reversierte sich eidlich, bei der übrigen Arbeit niemanden zu konsultieren“. Das heißt mindestens: er wollte auch den Rest der Prüfungsarbeiten in seiner gewohnten Umgebung, unter seinen Büchern in Göttingen, ausarbeiten! Dem Obristen war das recht; der Mehrzahl der Familienmitglieder keineswegs.

Diese unter ungleichen Bedingungen angefertigten Referate beider Kandidaten schickte der Senior an die Göttinger Fakultät, deren Urteil von jeder der beiden Parteien zu ihren Gunsten ausgelegt wurde. Der Wortlaut ist nicht bekannt. Jedenfalls sprach die Fakultät beiden Bewerbern die Befähigung zum Amte zu; wahrscheinlich erklärte sie, daß Oppermanns Relationen die größere Übung verrieten. Schlecht waren Bürgers Arbeiten durchaus nicht. Der Obrist und der Dr. Hans von Uskar, ein noch jugendlicher Herr, ließen später durch ihre Advokaten ausführen: es sei nicht glaublich, daß ein Anfänger, wie Bürger, die zitierten Gelehrstellen ohne Hülfsmittel so genau hätte anführen können!

Auf das Urteil der Fakultät legten Bürgers Stimmgeber, bei bewandten Umständen, mit Recht kein Gewicht. Sie teilten Bürger am 27. Juni 1772 die Wahl zum Gerichtshalter des von Uskarschen Gesamtgerichts Mtengleichen mit. Der Obrist konnte schließlich nichts dagegen machen; Bürger hatte die Mehrheit der Stimmen für sich.

Der Obrist erfand jedoch ein neues Hindernis: der Justitiar sollte Kautions stellen! Eher dürfe die Vereidigung nicht geschehen! Das war bisher nicht üblich gewesen. Am 4. Juli wollte der Gerichtshalter Eggeking das Amt seinem Nachfolger übergeben,

Die Zeit drängte; eine umgehende Vereidigung war nötig. Die Lebenskasse hatte sich der Obrist von Eggeking bereits ausliefern lassen; auch die Depositengelder sollten an ihn abgeführt werden. Geld bekam der neue Amtmann also zunächst nicht in die Hand. Das Verlangen des Obristen war eine bloße Schikane. Um so eher übernahmen die Familienmitglieder, die Bürger gewählt, ohne Gefahr — aber zum Argerniß des Seniors — mit ihrem gesamten Hab und Gut selbst die Bürgschaft. Auch Bürger hatte sich erboten, sechshundert Taler Kautions zu leisten. Trotz seiner Schulden konnte er das. Er hatte einen Brief vom Großvater in der Hand, der eine gewisse Zusicherung enthielt. Bürgers Verhältnis zum alten Hofesherrn hatte sich im letzten halben Jahre wesentlich gebessert. Der Brief stellte ihm Geld in Aussicht. Eine Bürgschaft war er nicht. Die Zeit drängte, auch gab erst die Vereidigung Bürgern einen wirklichen Vorsprung vor seinem Konkurrenten, und Oppermann schrieb am 29. Juni 1772 nach Hannover, um die Herren von Uskar zu verklagen! Woie sollte da helfen, Woie mußte suchen, einen Bürgen zu schaffen. Das gelang ihm. Zur Hälfte übernahm der Göttinger Kaufmann Bachhausen, zur anderen der Traiteur Ruhländer die Bürgschaft, aber — Woie mußte den beiden Rückbürgschaft leisten! Kredit hatte Bürger selbst nicht. Es hatte wohl Mühe gekostet; die verlangte Bürgschaft war dennoch beschafft. Wieder mäkelte der Obrist: die Bürgschaften seien nicht gerichtlich konfirmiert und die Ehefrauen der Bürgen hätten sich nicht mit unterschrieben! Daß sich die Familie zur Bürgschaft erboten, übersah der Senior geistlichlich. Bürgers Wähler übersahen nun auch den Obristen und den Dr. Hans von Uskar.

Am Mittwoch, dem 1. Juli 1772, fand Bürgers Vereidigung in der Wohnung des Hofrats Lüste in Gelliehausen statt. Vier stimmberechtigte Vertreter der Familie waren zugegen, die sämtlichen Schultheißen und Vorsteher der Gemeinden waren geladen, der Notar Georg Christoph Meyer aus Göttingen nahm das notarielle Instrument auf und erbot sich, wie er ins Protokoll setzte, noch selbst zum Bürgen für die ganze vom neuen Amtmann geforderte Kautions. — Nur eins war vergessen: der Huldigungseid, den der Gerichtshalter dem Kurfürsten von Hannover ablegen mußte. Ihn leistete Bürger am 31. Dezember 1772 vor dem Amtmann Leonhart zu Niedeck.

Das waren die Schwierigkeiten, die überwunden sein mußten, ehe Bürger die Stellung erhielt, die er sich gewünscht. Von der Bewerbung bis zur Vereidigung hatte es ein Vierteljahr gedauert. „Es mag schwerlich je einem polnischen Könige saurer geworden

sein, sich seines Zepters, als mir, mich dieses Richterstäbchens zu bemächtigen.“ Je größer die Ungewißheit gewesen, um so freundiger war Bürger nach dem glücklichen Erfolge, und auch Boie erhielt förmliche Gratulationen „zu der glücklichen Verjorgung“ seines Freundes. Man wußte, wie großen Anteil er an der ganzen Bewerbung genommen. — Jetzt fand auch eine vollständige Ausöhnung mit dem Großvater statt. Der alte Bauer kam zum Enkel, brachte die Kaution, die er aus Vorsicht dem Hofrat Liste einhändigte, und darüber hinaus noch zweihundert Taler, daß die schreiendsten Schulden bezahlt würden. Der harte, zornige Mann zeigte sich „so sanftmütig, als ein alter Erzvater“. — Er starb noch im selben Jahr an einem grassierenden faulen Fieber.

Als Bürger sein Amt hatte, sah er das Leben wieder im sonnigsten Lichte. — Gelliehausen lag in der schönsten Gegend, gerade unter den alten Gleichen. Sechs Dörfer unterstanden seinem Gerichte. Und ein Amtmann der Uslarischen Familie war — wie Bürger meinte — unumschränkter, als königliche Beamte, mochte deren Stellung auch scheinbar mit größeren Ehren verbunden sein. Ihm trug sein Amt „auf das geringste gerechnet“ fünfhundert Taler im Jahre, und er saß fest im Sattel; denn er hatte nicht einen Gerichtsherrn, sondern sieben!

Bürger war zufrieden. An Arbeit fehlte es nicht. Unter seinen Vorgängern war das Gericht verwahrlost. Nach dem Hofrat Liste war ein gewisser Boye an den Platz gekommen, der im Siebenjährigen Kriege Bietenischer Husar gewesen; er beging im Amte allerlei Fälschungen, so daß er abgesetzt werden mußte. Ihn hatte ein ungelehrter Lizenteinnehmer Schmidt ersetzt, der trotz guten Willens manches unerledigt gelassen. Dem war eine Kreatur des Obristen von Uslar, ein Lizentiat Grosse, gefolgt. Er hat nur dreimal vierundzwanzig Stunden den Amtmann gespielt. Denn, wo ihm in Hessen die Praxis verboten war, und dort gegen ihn eine Kriminalinquisit'on geführt wurde, entsetzte ihn die hannoversche Landesregierung kurzerhand und verwarnte den Senior der Familie zugleich. Grosse hatte in seinen drei Tagen natürlich keine Ordnung geschaffen. Und der Advokat Eggesing, der dann aus Einbeck gekommen, besaß so wenig Kapazität zum Richteramt, daß er in dieser Erkenntnis freiwillig ging.

Sein Nachfolger war Bürger. Was alle diese Amtsverwalter versäumt, sollte er erledigen und Ordnung in das Chaos bringen. Aber er wollte gern arbeiten. Er fühlte sich frisch. Die fatale Zeit in Göttingen lag hinter ihm. — „Er wird sich zwar mit

dummen Bauern und fast so dummen Edelleuten viel placken müssen, hat aber doch zu leben, und Zeit für Vergnügen und für die Mufen“ — urteilte Boie. Boie meinte, da Bürger so nahe bei Göttingen ein Unterkommen gefunden und deshalb stets mit der neuesten Produktion in Fühlung bleiben konnte: „Wir haben sicher herrliche Sachen von ihm zu erwarten, aber in der leichtern Art.“

Bürger wohnte in Gelliehausen beim Hofrat Liste, der seine Bewerbung wirksam gefördert hatte und ihm nun behülflich war, sich in die neuen Pflichten einzuleben. Er mietete von Liste ein paar Zimmer ab und ließ sich aus dessen Küche bestützen. Auch über diese enge Verbindung war Bürger froh. Denn die Hofrätin war eine gebildete Dame, die an literarischen Neuigkeiten regen Anteil nahm, die eifrig las und sich geschickt zu unterhalten wußte. Ein Gespräch mit der geistreichen Frau konnte zur Disputation werden. Ihr gegenüber saß Bürger dann auf dem grünen Kanapee und hatte Lust, stundenlang zu streiten. Die Hofrätin war nicht mehr jung; aber freundlich und engelsgut. Einst war sie von Gemmingen und Zacharia verehrt und besungen worden. Diese Art Frauen von setaphischem Wesen war Bürger neu. Er hatte aufrichtige Hochachtung vor ihr, ebenso alle Göttinger Freunde, die ihn in Gelliehausen besuchten. Dieser „schönen Seele“ dankt Bürgers Dichtung neue Töne („An Agathe“). Bürger war damals mit seinem Schicksal versöhnt. Dem Gefühl der Zufriedenheit entströmte in einer glücklichen Stunde, bald nach Antritt seines Amtes, sein frommes „Danklied“.

Jetzt hatte der Dichter die Position gefunden, um das große Werk, das seinen Namen auf die Nachwelt bringen sollte, zu schaffen. Die Bedingungen dafür waren gegeben, sobald er die alte, liegengeliebene Arbeit seiner Vorgänger erledigt hätte. So schien es. — Nur hatte Bürger gar manches allzu hoffnungsvoll angesehen und sich geirrt. Sein festes Gehalt betrug fürs Jahr überhaupt nur hundertundfunzig Taler, dazu kamen dreißig Taler als Mietzgel und noch zwei Taler für Schreibmaterialien. Sonst war der Gerichtshalter nur auf die Sporneln angewiesen, die im Durchschnitt auch nicht über hundertfunzig Taler ausmachten. Und daß er es nicht allen seinen sieben Gerichtsherrn recht machen konnte, merkte Bürger sehr bald. Das Amt hatte seine Schattenseiten! So fest und sicher, wie er dachte, saß er keineswegs im Sattel.

Noch nicht acht Tage waren vergangen, da protestierten der Obrist und der Dr. Hans von Uslar beim Hofgericht in Han-

nober gegen den Bürgers Vereidigung; sie forderten, in dieser Sache wie sonst kann: Bürgers Wahl zu kassieren, und vereinmütig, den allein Berechtigten, Oppermann, in Eid und Pflicht zu nehmen. Die strittige Wahl mußte der Gerichtsschulze Angs-Göttingen untersuchen. Und neue Beschwerden wußte der Obrist zu formulieren; Bürgers völlige Untauglichkeit zum Amte erwiesen; schon aus diesem Grunde sei seine Absetzung notwendig! — Der Senior der Familie wollte seinen Willen haben; ihm war es empfindlich, daß er überstimmt worden. Als der Dichter sein „Danklied“ sang, wurden in Göttingen die unguten Gerüchte von seiner Absetzung schon geglaubt. ansgesprochenes Gerede setzte der Amtmann ein Zirkular auf, das gegen solche verbreiten sollte. Der besonnene Voie unterdrückte es. Cramer Weise. Bürgers gültige oder ungültige Wahl war lediglich eine Streitfache der Familie von Uslar.

Anders war es, wenn ihm, als Gerichtshalter, vorgeworfen wurde, er habe bei Rechtsfachen, die der Hofrat Lüste als Advokat vertrat, dessen Partei begünstigt, und er habe die hannoverschen Landessetze außer acht gelassen und in sträflicher Absicht ein ungeredtes Urtheil gesprochen. Das behaupteten die Kläger. — Allerdings war es richtig, daß die Justizkanzlei in Hannover, Allerdingens Instanz, in einer Sache, die der Hofrat Lüste beim als höhere Instanz vertreten, das Erkenntnis Bürgers, als „übel gesprochen“, kassiert hatte. Nur war dabei von keiner sträflichen Absicht des Richters die Rede! Es war auch richtig: Bürger ger hat einmal die Frist zur Berufung — gegen die Vorschrift der Gesetze — auf eine gewisse Zeit beschränkt. Er war dafür der Hofgericht zur Ordnung gewiesen worden. Damit war aber vom Hofgericht der Fall erledigt. Das Hofgericht hatte den Gerichtshalter deshalb nicht abgesetzt. Das forderte nun der Obrist. Was er vorbrachte, war dem Hofgericht auch ohne ihn bekannt; und was er Neues sagte, war ein Gewebe von Unwahrheiten und verriet die gehässige Absicht, Bürgern zu schaden. Dagegen deutlich die neue Amtmann verteidigen, und er konnte es sehr mußte sich er dazu angefordert wurde.

gut, als Bürgers Berantwortung datiert vom 18. Januar 1773. Ruhig und vornehm im Ton stellte er die Beschwerden ins rechte Licht; nannte aber dabei die Angriffe auf seine richterliche Ehre, die der Obrist und der Dr. Hans von Uslar vorgebracht, und für die jeder Beweis fehlte: „höchst beleidigende Verleumdungen“. Und der Amtmann forderte seinerseits die Hilfe des Obergerichts gegen diese Gerichtsherrn. Denn es war nicht in der Ordnung, daß der Senior der Familie die Lehensakten vom Siege des Gerichtes

entfernt und in seine eigene Wohnung geschafft hatte, so daß er den Gerichtshalter zwang, als wäre der ein Vote, zu jedem Lehensstage und sooft ein Protokoll einzusehen war, zwei Stunden lang bei Wind und Wetter von Gelliehausen nach Elbingerode zu laufen! Es war nicht in der Ordnung, daß der Obrist die Lehenskasse behielt und fällige Gelder einnahm, wo der Amtmann der ganzen Familie Rechnung legen sollte! Und nimmermehr gehörte es sich, daß der Gerichtsherr den Untertanen gegenüber den Beamten schalt, wenn die Bauern mit dem Spruch des Gerichtshalters nicht zufrieden sein wollten! — In kürzester Zeit hatte Bürger die Unbequemlichkeiten des Herrendienstes kennen gelernt. Damals schon war ihm durch den Obristen von Uslar sein Amt „widerwärtig“ geworden. „Wann werden aber Patrimonial-Gerichtsherrn aufhören, ihre Gerichtshalter solchergestalt als Hausbediente zu betrachten!“ — rief Bürger unwillig aus.

Seine umfangreiche Verteidigung machte in Hannover den besten Eindruck. Abschriftlich wurde sie den Klägern mitgeteilt, und das Hofgericht erklärte zugleich: es könne nicht sehen, daß der Obrist und der Dr. Hans von Uslar Ursache hätten, sich zu beschweren. Statt diesen beiden recht zu geben, bedeutete das Hofgericht den Senior: er solle sorgen, daß dem Gerichtshalter nicht „die Ausübung seines Officii ohne Not erschweret“ werde! Von dieser Verfügung wurde auch Bürger am 18. März 1773 in Kenntnis gesetzt.

Für den Obristen, den Senior der hochadligen Familie, den Brotherrn des Bedienten, war das zuviel! Nicht er, sondern sein Bedienter sollte recht haben?! Er bekam die Rüge, und Bürger wurde vom Hofgericht als Gerichtshalter anerkannt?! Diese empfindliche Zurechtweisung konnte der Obrist allerdings nicht ertragen. Nun wollte er sogar die Familienwistigkeiten verzeihen, wenn nur jetzt die Familie sich mit ihm einigen würde und Bürgern entließe. Das war ihm für den Augenblick das wichtigste. — Da die übrigen Herren von Uslar nicht auf die Seite des Seniors traten, bemühte er das Hofgericht, rechthaberisch und prozeßsüchtig wie er war, von neuem und ließ wieder ein Schriftstück von hundertundsechs Folienseiten gegen Bürger überreichen. Seine alte Forderung auf Absetzung wurde neu begründet. Er nannte Bürgers Berantwortung eine Schmähschrift, in der die Achtung, die Bürger allen seinen Gerichtsherrn schulde, gräßlich verletzt und der Senior der Familie aus schwerkste beleidigt sei; mithin habe Bürger den der Familie abgelegten Diensteid vollkommen gebrochen. Das allein sei schon



Grund genug, den Amtmann zu entsetzen; aber, weil er die beschworene Treue und Hochachtung dermaßen in seiner Verteidigungsschrift respektlos außer acht gelassen, so müsse außerdem noch „harte Gefängnisstrafe“ für diesen Bedienten gefordert werden! — Weder die übrigen stimmberechtigten Mitglieder der Familie noch Bürger selbst hielten es für nötig, auf diese Anklage mit einer Gegenschrift zu antworten. Bürger blieb im Amte.

Es ist nach solchen Kämpfen um das „Richterstäbchen“ bei dem anmaßenden, herrschsüchtigen Charakter des stolz-dunnen Obristen von Uslar, der als Senior das große Wort führen wollte, nur erklärlich, daß Bürgers dienstliche Verhältnisse niemals erquicklich waren. Wochte er zu dem oder jenem Familienmitgliede, so zum Hauptmann von Uslar auf Senniederode, wirklich in freundlichere Beziehungen treten — mindestens einen Widersacher hatte er stets unter den Herren von Uslar; auch als der Obrist, der ihm jahrelang das Gehalt gesperrt, am 30. Januar 1775 starb.

**U**nter den Widerwärtigkeiten des unerfreulichen Dienstes erstarbte der Dichter aber zu ganz neuer Kraft und schuf während des Kampfes um seine mühsam errungene Stellung sein größtes und bedeutendstes Gedicht, die „Lenore“.

Es ist die Zeit, in der Bürger die verschiedensten Interessen nebeneinander verfolgen konnte. Er war Amtmann und verlangte von den Göttinger Freunden Kommentare zum Homer. Für Wielands Merkur polierte er damals einen Probegefang seiner Übersetzung. Bald hoffte er den Freunden einige Gesänge zeigen zu können. Cramer mußte Klopstock ein Fragment in Jamben vorlegen. Ihn wollten beide bestimmen, die Herausgabe zu übernehmen. Klopstock war nicht abgeneigt, obwohl es Jamben waren! Bürger zog den Gewinn aus seiner Verbindung mit dem Göttinger Bunde. Mit Carl Friedrich Cramer, seinem Fürsprecher bei Klopstock, hat er viel früher das vertraute Du gewechselt, als mit Voie. Die Mitglieder des Bundes ritten oder wanderten nach Gelliehausen heraus; es waren „vergnügte, tolle, erzlustige Stunden“. Dann und wann kam Bürger nach Göttingen herein. Überlustige Briefe trug der Bote hin und her. Wenn sich Bürger wohl fühlte, schrieb er in Krautsanddrücken, im Studententon; auf ein „Schindluder“ mehr oder weniger kam es ihm nicht an. Der Verkehr brach nicht ab. Voie versorgte den Freund und die Hofrätin mit neuer Lektüre und sandte die neuesten Gedichte, die in den Almanach kommen sollten. Das

regte den Dichter zur Produktion an; das reizte ihn, seine Kräfte wetteifernd mit denen der Freunde zu messen. Er schickte, was er an Versen schrieb, nach Göttingen und war begierig, von dort sein Lob zu hören; denn jede Anerkennung spornte ihn. Er brauchte zum Schaffen die Teilnahme anderer. Die fand er bei der Hofrätin Lüste; die wurde ihm in Göttingen reichlich zuteil. Das gab ihm den Drang und die Unruhe, etwas Großes zu leisten. Zierliche Tändeleien, artige Kleinigkeiten, wie er sie selbst früher gesungen, waren Liedlein, waren „Verse“; doch ein „Gedicht“, wie es seinem Geiste vorschwebte, mußte einen großen Stoff enthalten und mußte, um der allgemeinen Wirkung sicher zu sein, vor allem „volksmäßig“ sein.

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß der Amtmann in seinem Gerichtsbezirk ein paar abgerissene Reime zu hören bekam, aus denen die Phantasie sich den Inhalt einer alten Sage ergänzen konnte; einer alten, noch im Volke lebenden Überlieferung, daß der Tote die Geliebte zu sich ins Grab zieht. — Aus ein paar verstreuten Fragmenten, die Bürger erlauschte, ist seine „Lenore“ gestaltet und in die jüngste Vergangenheit verlegt. Der Siebenjährige Krieg war als Zeitereignis noch jedem lebendig. Anschaulichkeit war gerade Bürgers Absicht. Er suchte eine starke Wirkung. Er wußte: das Abgerissene des Vortrages zwingt, ganz anders als breit ausgepönnene Erzählung, die Phantasie des Hörers, mitzuarbeiten. So erlebt der Hörer die wechselnden Bilder, die mit dem gesteigerten Tempo des Rittes auf ihn einströmen. Und nicht mit dem geistigen Auge allein sollte er körperliche Gestalten sehen; er sollte den Vorgang der nächtlichen Szene hören. Auch die Tonmalerei zwingt den Hörer in den Bann des Dichters. Der ganze Mensch sollte bei dem Gedichte erschüttert und angegriffen werden. Bürger selbst empfand das Grauen, das er dem Hörer mitteilen wollte. Die Haare sollten dem Leser zu Berge stehen! Die Hofrätin, die Lenore langsam entstehen sah, fuhr nachts im Bette empor. So wirkte das Gedicht auf sie. Fris Stolzberg glaubte bei der ersten Vorlesung den gespenstigen Reiter leibhaftig vor sich zu sehen und sprang entsetzt auf. Dies Nervenangreifende war Bürgers bewußte Absicht. Mit damals noch unverbrauchten Mitteln wollte der Dichter bei einem Stoffe, wo sich Volksfabel und Volksleben vermischen, diesen starken Effekt erreichen. Allgemeine Wirkung war Bürgers Ziel — ohne sie kein „volksmäßiges“ Gedicht!

Um wie vieles ist Bürger gewachsen, wo er früher in graziossem Spiel Kleinigkeiten vom Gotte Amor und von geraubten Küßen gebichtet oder für den Bechtiß das dankbare Thema vom

Bacchus behandelt und seine Kneipbrüder mit frivolen Scherzen bewirtet! Lenore war nicht nach dem anerkannten Muster der Hagedorn, Gellert oder Jacobi. Bürger wußte, daß er mit diesem Gedicht eine neue Bahn betreten, und seine Leistung gab ihm Selbstbewußtsein: „alle, die nach mir Balladen machen, werden meine ungezweiften Vasallen sein und ihren Ton von mir zu Lehn tragen“. Welcher Fortschritt im Vergleich zur älteren „Prinzessin Europa“, die nach der bekannten Art der damals üblichen Romanzen einen marktchreierischen Titel bekommen hatte und mit der Absicht der platten Belustigung eine abenteuerverliche Begebenheit erzählte. Die Prinzessin Europa rechnete noch mit der Szene auf dem Marktplatz, mit dem Holzgerüst und dem Wankelgänger, der, den Stock in der Hand, auf die ange schlagenen Bilder wies, aus Publikum, das ihm den Wagen zahlen muß, lange Zwischenreden hielt und in singendem Tone das Abenteuer oder die Moritat herlas. Diese Art von Romanzen hat Bürger geadelt. Der Lenore voraus ging eine kleinere, verwandte Ballade: „Des armen Suschens Traum“. Schon hier hatte Bürger die in gutem Sinne volksmäßige Art getroffen. Auch diese Ballade entstand in Gelliehausen. Den eigenen Ton fand der Dichter erst, als er es zum Amte gebracht.

Bürger dichtete langsam; in größeren Pausen; ruckweise wuchsen ihm einzelne Strophen hinzu. Bürger arbeitete und feilte; Bürger ließ sich durch die Kritik der Freunde, vor allem durch Boie, beraten und brauchte zum Schaffen äußere Anregung, die dem Schmerzfälligen forthat. So gaben ihm Herders Blätter „Von deutscher Art und Kunst“ und Goethes „Göze“, die beide erschienen, als er an der Lenore dichtete, neue Begeisterung, die seiner eigenen Ballade zugute kam. Er schuf nicht aus dem Vollen heraus. Auch in seiner besten Zeit war seine Phantasie nicht so überreich, daß sie ihn mit ganzen, großen, runden Werken beschenkte. Bürger hatte mit dem Stoffe zu ringen. Was er im Geiste empfangen, mußte erst mühsam Gestalt und Form gewinnen, und oft verließ ihn die Stimmung; jahrelang ruhten die Fragmente; manches, von dem er sich eine Wirkung versprochen, wurde niemals vollendet. Bürgers Art zu arbeiten hat etwas Qualvolles. Stand aber ein Gedicht fertig da, so äußerte sich seine überschwengliche Freude in naivster Weise, dann belohnte ihn das Gefühl des Glücks. Das letzte, was er geschaffen, hielt Bürger fast stets für sein Bestes. — Bei der Lenore hat er sich in diesem Glauben nicht geirrt. Sie eröffnet einen neuen Abschnitt in der Geschichte der deutschen Dichtung.

Einige urteilslose Kritiker ausgenommen, hatte Bürger einen

vollen Erfolg. Goethe war von der Lenore begeistert und bat Bürger, ihm alles zu schicken, was er dichte. „Ich will's auch tun“, schrieb Goethe. „Das gibt Mut.“ Goethe durchbrach die „papierne Scheidewand“, die ihn von Bürger trennte.

Gleich im Anschluß an die Lenore faßte Bürger die Idee zum „Wilden Jäger“. Die Ballade wurde erst nach Jahren gedichtet. Damals plante Bürger auch eine Tragödie; er brütete über einem bürgerlichen Gemälde à la Shafespeare. Er hatte die Gestalten seines Dramas vor Augen. „Ich bin — wie er Boie schrieb — oft oft in einer so heißen brennenden Begeisterung, daß mir die Backen glühen, daß ich in diesen kalten Nächten keine Bettdecke über mir dulden kann. Gott lasse mir dies Werk vollbringen, wie ich's mir vorstelle, so will ich gern allem übrigen entsagen.“ Dies Drama wurde niemals geschrieben. „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ ist die späte Ausführung des dramatischen Planes in der Form der Ballade. — Ideen, die Bürger nicht bemächtigen konnte, bestürmten ihn. Die ersten Jahre seiner Amtmannszeit waren seine reichste Zeit dichterischer Konzeption. Und die Freunde trauten seinem Genie alles zu, wenn er nur aushielte! Aber ihm fehlte ausdauernde Beständigkeit. Er konnte nicht den Faden, den er einmal aufgegriffen, zu Ende spinnen. Ein Drama war für Bürger zu groß.

Das Drama, wie es die Dichter des Sturmes und Dranges mit Vorliebe gepflegt, ist die leidenschaftlichste und bewegteste Form der Dichtung. Auch Bürgers Lenore steht unter diesem Einfluß des Sturmes und Dranges. In gleicher Weise zeugt die Lenore von der neu erwachten, enthusiastischen Liebe fürs Volkslied; Bürger gehört mit seiner Lenore zu den „Genies“, die den Ruf nach Natur und Originalität hatten ausgehen lassen. Und das Werden seiner Ballade unter der beratenden Hilfe der Göttinger Freunde bleibt ein schöner Beweis für Bürgers enge Beziehung zum Göttinger Bunde.

**A**ls junger Amtmann hatte Bürger viel zu tun. Dennoch fand er in Gelliehausen Zeit, den Garten zu bestellen und der Hofrätin Liste im Hauswesen beizustehen. Das war ein Freundeschaftsdienst, wo der Hofrat seit Anfang des Jahres 1773 in Hannover war, um Entschädigungsansprüche gegen die Familie von Uslar und die hannoversche Regierung geltend zu machen. Bürger hielt diese ausstehenden Forderungen für sicher, hielt die Vermögensverhältnisse Listes überhaupt nicht für so schlecht, wie sie es in der Tat waren. Er suchte aus den Akten die Belege, die Liste zu seinem Prozesse brauchte, und stellte, was er an Gelde

hatte, bereitwillig zur Verfügung. Bald schuldete ihm Lüste über achthundert Taler. Alles, was Bürger nach dem Tode seines Großvaters erhalten — noch lebte seine Mutter — hatte er als opferwilliger Freund bei der nur vorübergehenden Geldverlegenheit, wie er meinte, unbedenklich vorgestreckt; der Amtmann hatte nicht einmal zuvor seine eigenen Schulden im Betrage von vierhundert Talern bezahlt. Hatte Bürger Geld, so konnte Lüste, dem kein anderer mehr lieb, auf ihn rechnen. Mag es Bürger vielleicht auch überrascht haben, daß die Justizkanzlei in Hannover dem Hofrat schon im Herbst 1772 jede Rechtsanwaltspraxis in dem Kurstaate untersagte — er stand zu Lüste in so engen Beziehungen, daß er seinen Dank für die ihm zuteil gewordene Förderung zum Gerichtshalterposten nicht verjagen konnte. Bürger wußte es nicht, daß Lüste kurz vor dem Konkurs stand. Sein Prozeß in Hannover zog sich auch länger hin, als Bürger geglaubt, und der Hofrat kehrte nicht stattlich in einer Karosse mit vier Pferden und mit dem schweren Sack voll Geld zurück, als ihn — ehe seine Angelegenheiten beendet waren — eine ernste Krankheit seiner Frau und Gelliehausen rief.

Mit einem Fieber hatte es angefangen. Bald aber fiel die schwärmerische Hofrätin, die in guten Tagen durch ihr zartes Wesen auf den Dichter anregend gewirkt, in ihre alte Krankheit, in Melancholie, die bei der hysterischen schnell in ausgesprochenen Wahnsinn überging. Bürger stand zwischen der wahnsinnigen Frau und dem verzweifelnden Manne. Was ihm das Haus des Hofrats an Annehmlichkeiten geboten, war nun in das gerade Gegenteil verkehrt. Dazu kamen unaussprechliche Mißbilligkeiten wegen der Geldvorschüsse. — Bei Lüstes Konkurs (Mai 1775) verlor Bürger siebenhundert Taler. — In dem „Beslam“ zu Gelliehausen konnte er es nicht mehr aushalten. Bürger zog nach Niedeck.

In Niedeck lebte der königliche Amtmann Leonhart, dem Bürger den Eid, der ihn der hannöverschen Regierung verpflichtete, abgelegt hatte. Dieser Leonhart war ein gutherziger und freigebiger Mann, gastfrei bis zur Verschwendung. Bürger ward der Gast der Familie. Solange er sich in Niedeck aufhielt und von hier zweimal in der Woche nach Wöllmershausen ging, um die Gerichtstage pflichtgemäß abzuhalten, war Bürger ganz auf diese Familie angewiesen; denn sonst war in Niedeck kein anderes Unterkommen. Es gab nur das Amtshaus und die dazu gehörigen Wirtschaftsgebäude. Das nächste Dorf ist mindestens eine halbe Stunde entfernt. Die gebotene Gastfreundschaft konnte Bürger

nur erwünscht sein. Denn Lüste hatte über seine Kasse völlig verfügt, ja er hatte selbst die Kaution des Amtmannes, die der Großvater vertrauensvoll an ihn gezahlt, für sich verbraucht; und noch hatte Bürger kein Gehalt zu sehen bekommen; denn der Senior der Ulstaschen Familie behielt die Lebenskasse zurück. So reichte das wenige, was Bürger an Sporneln erheben konnte, nicht zum Leben. Und die Familie drängte zudem, daß ihr endlich eine Kaution, die jetzt auf fünfhundert Taler festgesetzt wurde, gestellt würde! Bürger dachte daran, „das erste das beste Mensch mit fünfhundert Rtlr.“ zu heiraten! Das wäre der Ausweg, der ihm allein noch bliebe! Es konnte, nach seiner Meinung, nur ein Schritt der Verzweiflung sein. Denn sich durch die Ehe zu binden, war nicht Bürgers Neigung. Stand er bei den Mädchen der Nachbarschaft auch in ganz gutem „Kredit“ — er wollte nicht heiraten.

In Niedeck waren Töchter in heiratsfähigem Alter, und Bürger war sehr bald verlobt. War das ein Schritt rechnerischer Überlegung, oder hatte der Dichter seine Ansichten über die Ehe plötzlich geändert? — Den Göttinger Freunden meldete er am 7. März 1774: er habe sich „verpflumpert“. Aber Bürger hatte auch an Gleim geschrieben, der ihm die sichere Aussicht, nach Preußen zurückzukehren, eröffnete, der ihn für eine sehr annehmbare Stellung im Dienste des Geheimrat von Alseburg zu Meisdorf empfohlen hatte — freilich sollte der Gerichtshalter in den ersten zwei Jahren nicht heiraten, da sein Haus noch nicht fertig gebaut sei — Bürger hatte Gleim am 18. Februar 1774 gedankt und ihm geschrieben: „Ich sollte meines süßen Mädchens noch zwei Jahre entbehren? Das ist ja eine angstvolle Ewigkeit!“ — Wenige Tage vor seiner öffentlichen Verlobung mit Dorette Leonhart verzichtete Bürger auf die Ausichten, die ihm ein Dienstverhältnis bei dem preussischen Minister gab, und sein Schwiegervater leistete der Ulstaschen Familie für ihn die gewünschte Kaution.

Bürger hatte die Wahl unter den Töchtern gehabt. Denn der Amtmann Leonhart besaß von seiner ersten Frau, einer Tochter des Landbaumeisters Schädeler, drei Töchter im Alter von fünfzehneinhalb bis achtzehneinhalb Jahren; außerdem hatte ihm seine zweite Frau, eine Schwester der ersten, noch zwei Stieftöchter in die Ehe gebracht: die einundzwanzigjährige Franziska und die kleine elfjährige Wilhelmine Strecker. Dorette Leonhart, die Bürger wählte, war siebzehneinhalb Jahr alt. „Mag sie doch andern nichts sein, mir ist sie alles.“

Von den drei Leonhartschen Schwestern galt die jüngste,

Gustchen, für eine Schönheit. An seiner Erwählten fand der Verlobte natürlich weit mehr Vorzüge zu rühmen. Gustchen hatte blondes Haar; aber von so blaßgelber Farbe, daß es „der Blondine ein allzu mattes Ansehn“ gab. Ihre blauen Augen waren überdies viel zu klein, waren wenig lebhaft und die Augenbrauen wieder „so blaß, daß man kaum ihr Dasein bemerkte“. Dorette hingegen, Bürgers Braut, hatte schönes, reiches dunkelbraunes Haar und lebhaft, feurige dunkle Augen. Das sprach sehr zu ihren Gunsten. Nur einen Vorzug gestand Bürger seiner jüngeren Schwägerin damals zu: „Gustchens Mäuschen ist freilich viel zierlicher, als das Kalmuckennäuschen meiner Dorette.“ Auch das war selbstverständlich kein wirklicher Vorzug in den Augen des Bräutigams; denn: „Beide Gesichter im ganzen betrachtet, hat Doretzens Gesicht viel mehr Leben und Anmut als Gustchens ihres. Anmut aber . . . geht oft über Schönheit; und die letztere ist ohne erstere tot und unfähig zu bezaubern.“ Gustchen war noch ein Kind, war damals noch nicht sechzehn Jahre und hatte ein rechtes Puppengesicht. Wer konnte wissen, ob ihr feiner, schlanker Wuchs so zierlich bleiben würde? Jedenfalls war Gustchen eigenfönnig und empfindlich, Gustchen konnte sich ereifern und maulen. Aber Dorette hatte die „mit allen liebenswürdigen Tugenden geschmückte Seele“. Bürger hatte Dorette gewählt, und für ihn bedurfte es weiter „keines Beweises, daß der Tag, Tag und die Nacht, Nacht sei“.

Die drei Leonhartischen Schwestern: Anna, Dorette und Augusta waren nach dem Tode ihrer Mutter, bis sich der Amtmann zum zweiten Male verheiratete, in Hannover bei der Frau des Schloßkantors Heinrich Christoph Bischoff erzogen worden. Dorette war durchaus nicht ungebildet. Sie las zur Unterhaltung deutsche oder französische Romane, las auch die neuesten Dramen und hatte kein unrichtiges Urteil. Später merkte Bürger, daß Dorette auch heimlich dichtete. Sie machte kein Ansichens von ihren Versen. Es war eine liebe, sanfte Frau, die Fremden gegenüber nicht viel sprach, die aber, wenn sie recht aufgelegt war, auch „eine ziemlich wilde Hummel“ sein konnte.

Bürger war in Dorette vollkommen verliebt. Auf der ganzen Welt existierte für ihn nur die Geliebte. Seine Freunde in Göttingen und die Musen waren vergessen. Gerade jetzt hatten die Göttinger herrliche Lieder von ihm erwartet. Aber Bürger dichtete nicht. Er erlebte vielmehr die Szenen, die er früher geschildert (vgl. „Minnesold“, „Die beiden Liebenden“). Für seine Dichtung gewann er damals nichts Neues. Wünsche, die er früher in Verse gekleidet, sah er verwirklicht. Er streifte mit der Ge-

liebten um Niedeck herum, sein Amt machte ihm wenig Sorge, Bürger nannte sich wohl selbst „eine träge Bestie“. Faulheit war trotzdem eine wesentliche Bedingung für sein Wohlbefinden. An Doretzens Seite kletterte er auf den Burgberg, wo von dem alten Schlosse Niedeck noch Mauerreste standen, und ließ den Blick auf die Gleichen, auf den Harz und über das Eichsfeld schweifen. Glückliche Stimmung hatte Bürger vollauf. Aber er dichtete nicht. Er fiel Doretten lieber um den Hals. Aus der religiösen, unsinnlichen Sphäre der kranken Köprätin entflohen, verlangte Bürger auf den Genuß gerichtete Sinnlichkeit sehr stark ihr Recht. Er besaß Dorette schon vor dem Hochzeitstage, vor dem 22. November 1774. Am 24. Mai 1775 gebar sie ihr erstes Kind, das der Schwiegermutter zu Ehren Antoinette genannt wurde. Noch wohnte das junge Paar in Niedeck. Für Bürger war Dorette sein kleines Weib, das beste, sanfteste, redlichste Geschöpf, das gutherzigste Dingelchen unter der Sonne; sooft er von ihr sprach, hatte er ein freundliches Rosenwort für sie. Die Freunde nannten Dorette: Frau Dorthelchen. Solche Namen sprechen für ein vollkommen herzliches Verhältnis von Bürger zu Doretten. Bürger liebte an der Frau die „gute, liebe, weiche, geduldige Weiblichkeit“. Der Mann befehlt; die Frau gehorcht.

In Niedeck lebte der Amtmann bei den Schwiegereltern bis zum September 1775, bis ein Bauernhaus für das junge Paar in Wöllmershausen hergerichtet war.

Im Frühling und im Sommer war es in Wöllmershausen herrlich. Hinter dem Hause lag eine Wiese, ein Bach und schließlich der Wald. Sich auf der Wiese zu wälzen, war für Bürger eine rechte Freude. Aber: als er in seine eigenen vier Wände einzog, nahte der Winter. Knieetiefer Morast schnitt in der schlechten Jahreszeit den Ort von der übrigen Welt ab. Wöllmershausen lag dann einsam, eingehüllt in feuchtem Nebel. Daß die jüngere, aufblühende Schwägerin, Gustchen, Doretten und Bürger in diese Einsamkeit begleitete, daß sie unter demselben Dach lebte, wurde für Bürger gefährlich. Die Geburt ihres Kindes hatte Dorette mitgenommen. „Leibeschwachheit“ war, wie Bürger sagte, an ihrem „grämlichen Gesicht“ schuld. Dorette hatte nach kurzer Ehe nicht mehr die gerühmten Vorzüge vor der jüngeren Schwägerin! Schon auf den Bräutigam, als Bürger noch die freie Wahl hatte, hatte Gustchen Eindruck gemacht. Einmal hatte sie „beinahe“ sein „Herz schon weg“! Schon damals wollte Bürger der kleinen Schwägerin „die zweite Stelle“ in seinem Herzen einräumen. Dem Bräutigam, der Doretten liebte, der an Gustchen jeden Fehler sah und tadelte, erschien die kleine,

eigensinnige Schwägerin trotzdem als ein „liebenswürdiges Mädchen, aber daß sie liebenswürdiger, als meine Dorette sein sollte, das kann ich von nun an bis in alle Ewigkeit nicht zugestehn“. So sagte Bürger damals. Nun hatte er die beiden Schwestern in der Einsamkeit wieder zu vergleichen: Dorette kränzlich, Gustchen frisch und blühend. Der erste Winter in Wöllmershausen war noch nicht vergangen, da besaß Gustchen - Bürger's Mollly -- schon die erste Stelle in seinem Herzen, und der Konflikt zwischen Liebe und Pflicht begann. Bürger hatte nicht den geringsten Grund zum Vorwurf gegen Dorette. Sie war „ein gutes Weib“, und er hatte „ein schönes Kind“ von ihr. Aber er liebte Mollly. Wie das gekommen, wußte Bürger selbst nicht. Damals bat er Goethen: „Schreib mir doch mal bei Gelegenheit, ob Du Dich kennst? Und wie Du's anfängst, Dich kennen zu lernen? Denn ich lern' es nimmermehr, und kenne keinen weniger als mich selbst.“ Ohne die beginnenden Herzenswirren zu ahnen, sandte Goethe seinem lieben „Bruder“ die eben erschienene „Stella, ein Schauspiel für Liebende“, dessen Held, Fernando, Stella liebt, doch mit Cäcilien schon verknüpft ist.

Die Einsamkeit in Wöllmershausen trömmte Bürgern nicht. — Die Göttinger Freunde hatten ihre Studienzeit beendet und waren in den verschiedenen Teilen Deutschlands verstreut. Von den alten Bekannten blieb Boie noch am längsten dort. Auch er ging zu Anfang des Jahres 1776 als Stabssekretär nach Hannover. Bürger verlor so den letzten seiner alten, literarischen Freunde in erreichbarer Nähe. Der dicke Amtmann Scheuffler in Witmarshof mochte ein guter Partner beim P'hombre sein. Tiefere, geistige Interessen — auch wenn er mal ein Buch las und Wielands Deutschen Merkur durchblätterte — hatte er nicht. Gerade aber der mündliche Gedankenaustausch mit einem Gleichgesinnten fehlte Bürger in jener Zeit des enthusiastischen Freundschaftskults. Seine Beiträge zum Göttinger Musenalmanach hatten ihn bekannt gemacht. Die Frauen wollten seinen Schattenriß haben. Neugierige kamen im Frühjahr und im Sommer aus Göttingen zu sechs, acht oder zehn Mann hoch, um das „Wundertier in Wöllmershausen zu begaffen“. Das förderte Bürger nicht. Er wußte es und wünschte sich, einem so „rüftigen Buben“, wie Goethen, nahe zu sein: „Wir hätten mit ihm gerungen und uns zugleich mit stark, wenigstens stärker, als wir jetzt sind, gerungen.“ — Hatte Bürger etwa in dieser Zeit seinen alten Schulkameraden Goeckingk wiedergesunden, und hatte er mit ihm in Niebeck ein Wiedersehen gefeiert, daß der fortreitende Freund noch nicht tausend Schritte vom Amtshaus derart vom Pferde

rutschte, daß ihm Hören und Sehen verging — die Freundschaft mit Goeckingk war ein persönlicher Gewinn für ihn; starke Anregungen dankte ihm Bürger, als Dichter, nicht. Denn Goeckingk besaß nur wenig Phantasie. Er hatte einen klaren Verstand und wohl auch scharfe Beurteilungsgabe; er war im Grunde ein nüchternster Mensch und eben deshalb ein tüchtiger, untadeliger Beamter. Freilich konnte sich Goeckingk auch einen angenehmeren Wirkungskreis als das kleine Harzstädtchen Ellrich denken, wo er einen Kriegsrat zum Vorgesetzten hatte, mit dem er nicht stimmte, und über ein Jahrzehnt als Kanzleidirektor sitzen mußte. Trotzdem versah er den Dienst. Wenn Amtsgeschäfte seine Zeit verlangten, wußte er die Neigung, zu poetisieren oder seinen Freunden hübsche Episteln in leichtem, scherzenden Tone zu reimen, zu zügeln. In Ellrich, in diesem preussischen Grenzstädtchen, mußte Goeckingk viel zu lange warten. Dabei hatte er es eilig. Der lange, hagere Mann, der kein Fett ansah und bei raschem Gange den Kopf stark nach vorwärts schob, der als Beamter nur einen kleinen Posten zu versehen hatte, besaß ein starkes Selbstgefühl. Aber — alles was ihm an Geschäften aufgetragen wurde, hat er in musterhafter Weise erledigt; und Goeckingk, nur wenige Monate jünger als Bürger, stieg zu Ehren, wurde geadelt, wurde Geheimer Oberfinanzrat und hatte schließlich über zweitausend Taler festes Gehalt.

Daß Bürger der berühmte Dichter war, dessen Beiträge für den Musenalmanach begehrt wurden, hatte beide, hatte Goeckingk und Bürger wieder zusammengeführt. Bis zum Jahre 1774 hatte nämlich Boie den Göttinger Almanach besorgt. Ihn vertrat im folgenden Jahre Boß. Aber mit Boß konnte sich der Berleger Dieterich nicht einigen; der gründete in Hamburg einen neuen Almanach, und Boie, der erste Redakteur des Almanachs, gab seit dem Januar 1776, mit Dohm zusammen, eine eigene Monatschrift, das „Deutsche Museum“, heraus. Bürger hatte die ihm angetragene Redaktion des Göttinger Almanachs damals abgelehnt. Der Berleger fand da in dem Kanzleidirektor zu Ellrich, in Goeckingk, einen neuen Herausgeber seines Almanachs, der sich seinerseits brieflich bei dem hervorragendsten Mitarbeiter, bei Bürger, um weitere Beiträge bemühte; dabei fragte Goeckingk: ob der Herr Amtmann wohl derselbe „Herr Bürger aus Mäherzleben“ sei, mit dem er auf der Schule zusammen gewesen? Da hatten sich beide wiedergesunden.

Goeckingk heiratete, wenig später als Bürger, am 2. August 1775, Sophie Vopel. Sie ist das Mäntchen in den „Liedern zweier Liebenden“ (1777), die größtenteils Erlebtes wieder-

geben und der Beweis eines zarten, herzlichen Verhältnisses von glücklicher Liebe sind. Sophiens oder Mautchens Briefe verfißfizierte Goedingk zu diesem echten Liebesroman. Aber — als ihm sein erstes Kind, ein Sohn, im Juni 1776 geboren ward, als die jüngere Schwägerin in das Haus der verheirateten Schwester übersiedelte, war Goedingk bald nicht mehr so hochpoetisch verliebt, daß er jeden Einfall seines Mautchens in Verse brachte. — Beide, Goedingk wie Bürger, hatten in ihrer jungen Ehe die gleichen Herzensschicksale. Auch Goedingk liebte die jüngere Schwester seiner Frau. Nur sein kälteres Temperament und seine größere Selbstbeherrschung bewahrten ihn vor den Wirren, in die sich Bürger verstrickte.

Und auch ein dritter, den Bürger damals kennen lernte, der den Sommer 1776 in Benniehausen — eine halbe Stunde von Bürgers Wohnung — verbrachte, der Rat Sprickmann, hatte ähnliche Herzenserfahrungen. Auch er war ein Stück von Poet, dessen Prosa-Erzählungen, die das Deutsche Museum brachte, geschätzt wurden; auch er öffnete Bürgern sein Herz: „Stellas sind keine Tränne; aber weiß Gott, auch Fernandos nicht!“ — Der Zwiespalt, in dem Sprickmann jahrelang lebte, sprach auch bei seinen eigenen zahlreichen Dramenentwürfen, die in ihrer Übertreibung zum Teil wie Karikaturen aussehen, mit. In seinem Schaffen und in seinem Leben war er recht ein Vertreter der Geneszeit, dabei aber „ein so lieber, braver, biederherziger Mensch, als ich wenige kenne“. Sprickmann hatte zu seinem Glück einen festen Halt an seinem großen Gönner, dem Minister von Fürstenberg. Der brauchte ihn in juristischen Fragen, auch im diplomatischen Dienst und hatte ihn zum Professor der deutschen Geschichte und des deutschen Staatsrechts ausersuchen. Um sich für diese Stellung vorzubereiten, hielt sich Sprickmann im Frühling und Sommer 1776 in Göttingen und in Benniehausen auf. Hier traf er mit Bürger zusammen. Seine Frau und sein Töchterchen waren in Münster geblieben.

Die Gedichte Bürgers zeugen von seiner sich immer steigerten Liebe zu Mollly. Das „Ständchen“ ist Mollly gewidmet; Mollly ist: „Das Mädcl das ich meine“; an sie ist das „Schwanenlied“ gerichtet. Dorette ahnte nichts von der persönlichen Beziehung solcher Gedichte, die uns das Bild der jüngeren Schwester, unklaffen vom goldenen Zauber der Poesie, zeigen. — Wohin aber sollte, wohin mußte es führen, wenn Bürger und Mollly an langen Winterabenden auf der Ofenbank saßen, wenn „beide in liebeglühenden Umarmungen verstrickt“,

sich gegenseitig die Tränen von den Wangen küßten? Bürgern verzehrte „unauslöschliche Sinnenglut“. Noch entzog sich ihm die Geliebte. Nur zu bald hatte er gesiegt; denn: „Das Mädcl vertrocknet für Sehnsucht und Gegenliebe.“

Ein Zustand, der von dem Gewöhnlichen und Herkömmlichen abwich, gab dem Dichter die Töne für seine wahrsten Lieder. Was Bürger in den Augen des Moralisten durch seine leidenschaftliche Liebe für Mollly verlor, gewann er als Dichter. Als ein echtes Kind des Sturmes und Dranges sah er bei seinem Ante den Zwang und bei seiner Ehe die Fesseln, die ihm beide den freien Flug verwehrten. Und doch ist sein Verhältnis zu Mollly und Dorette nicht auf eine einfache Formel zu bringen, die einen scharfen Gegensatz konstruiert: hier Liebe — dort Haß. Bürger peinigte sich selbst mit Vorwürfen. Er wünschte sich, aller Fesseln frei zu sein. Aber: „Schwer ist mir's, daß ich Weib und Kind habe, und noch schwerer, daß ich beide liebe.“

Seit Boie in Hannover war, war es immer Bürgers Wunsch gewesen, einmal dahin zu reisen, um sich dort aufzufrischen und anderen Sinnes zu werden, um seinen Mißmut und seine Grillen, deren er sich in der beschränkten Enge in Wöllmershausen nicht mehr erwehren konnte, die auch seine Tätigkeit lähmten, gründlich zu vergessen. Vielleicht konnte diese Reise der erste Schritt sein, Bürgern aus seiner Einsamkeit und Verbannung zu erlösen! Boie dachte es; seit er Stabssekretär geworden, hatte er gewünscht, Bürgern nach Hannover zu bringen. Boie hatte gute Beziehungen; er verkehrte ebenso gern bei den Frauen der Geheimen Räte, wie er mit Schauspielern von Bedeutung, mit Schröder und Brockmann, umging, denen sich in dem steifen Hannover — anders als in Hamburg — die eigentliche Gesellschaft verschloß. Denn in Hannover gab es „drei Klassen von Menschen und Gesellschaften: den Adel, der so sehr und mehr unter sich lebt als an irgendeinem Orte, den Mittelstand, wozu alle Neuadlige und in Bedienung Stehende gehören, und die Kaufleute“. Die Komödianten wurden zu gar keiner Gesellschaft gerechnet. Boie, der als Beamter in der zweiten Klasse rangierte, aber Beziehungen nach oben und unten hatte, verkehrte viel mit den Schauspielern, besuchte fast täglich die Komödie und hatte Einfluß auf die Wahl der Stücke.

Das Theater war der letzte Grund, daß Bürger reiste.

Nach dem Erfolge, den Schröders Hamlet gehabt, und nachdem Otello über die Bühne gegangen, hatte sich Schröder von Boien bestimmen lassen, auch Macbeth zur Aufführung zu

bringen. Niemand anders, als Bürger, der den gespenstigen Geistesritt in der Lenore dargestellt, konnte die Hexenzenen verdeutschten — nicht übersetzen! Am 3. Januar 1777 forderte Voie den Freund dazu auf; schon am 9. Januar sandte Bürger die Szenen. Er hatte seine Aufgabe „auf eine ganz vortreffliche Art“ gelöst. Die alte, in der Göttinger Studentenzeitalt geübte Liebe zu Shakespeare war in ihm lebendig. Natürlich wollte Bürger bei der Aufführung zugegen sein; am liebsten wäre er schon bei den Proben dort gewesen, um das Theater zum Vorteil für eigene dramatische Pläne recht genau kennen zu lernen. Es bedurfte nur einer Anregung, die Bürger's Interessen berührte, um ihn in Tätigkeit zu versetzen. Man hoffte: Bürger, „der sehr große Schritte thut“, werde wohl noch ein eigenes Stück für die Bühne liefern. Denn: „Täglich mehr und mehr entwickelt sich sein vortreffliches Genie. Wenn er nur heraus wäre — wünschte Voie — aus dem traurigen Winkel, wo er hingebannt ist, oder noch keine Frau hätte, so stünde die ganze weite Welt ihm offen. Bei der Vorstellung des Macbeth kömmt er zu mir.“

Ende Februar 1777 reiste Bürger also zur Aufführung nach Hannover und blieb dort über vier Wochen, wo er in Voies Kreise als Celebrität empfangen ward. Seine Silhouette wurde für einen Mariengroschen in den Buchläden verkauft, und die Großen hatten Muße, den geladenen Gast persönlich beim Souper zu bestaunen. Statt solcher Ehren waren ihm schöne Stunden, die er im Hause von Charlotte Kestner — Goethes Lotte im „Werther“ — verlebte, lieber. Und hauptsächlich freute sich Bürger wieder des Gedankenaustauschs mit Voie, der sein alter literarischer Vertrauter blieb. „Herrliche Fragmente aller Art“ las Bürger dem Freunde vor, und beide feilten gemeinsam an einigen Kleinigkeiten, die als „pièces échappées unter Buchstaben“ in den Possijchen Almanach kommen sollten. Auch für Strophen aus dem „Wilden Jäger“, die Bürger damals vortrug, ernietete er aufrichtige Bewunderung. Überhaupt: die Wochen in Hannover taten Bürgern gut. Er fühlte sich an Leib und Seele gestärkt, wo er den Verhältnissen in Wöllmershausen, die ihn quälten, entrückt war. Er hatte in Hannover so vielen Beifall gefunden, daß Voie Hoffnung hatte, ihn bald in königlichen Diensten zu sehen. Auf der Heimreise machte Bürger in Göttingen noch die Bekanntschaft des witzigen Satirikers, des Professors Lichtenberg, eines kleinen, etwas verwachsenen Männchens, das bei seiner eigenen Lebensführung über die Vorurteile der Kleinstadt hinwegjah. Beide verstanden sich gut. Und jetzt einigte er sich

auch mit dem Verleger Dieterich über die erste Ausgabe seiner Gedichte, die Ostern 1778 erscheinen sollte. Bürger war erfrischt und in bester Laune. Den Einzeldruck der „Priuzessin Europa“ erhielten die neuen Freunde in Hannover als Dank gesandt. Nach einigen Tagen des Herumschwärmens in Göttingen und in Niederkelchreute kehrte er am 2. April 1777 wieder nach Wöllmershausen zurück.

Bürger war auf andere Gedanken gekommen. Er nahm einen Gehülfen an, der die liegengelassenen Akten aufarbeiten sollte, und versenkte sich in das Exemplar der Percy'schen „Reliques“, das er von Voie aus Hannover mitgebracht. Diese Sammlung alter englischer Volkslieder kannte Voie seit Jahren schon. Er hatte früher Herdern gegenüber eine Verdeutschung einzelner Balladen angeregt — „was auch die Kunsttrichter sagen möchten, sie würden gelesen werden, und vielleicht guten Einfluß auf deutsche Köpfe haben“. Diese Sammlung war die rechte Nahrung für Bürger's Geist, sie war sein Andachtsbuch. Einzelne dieser Balladen wollte er nun bearbeiten. Er lebte und webte in den Reliques. Den kurzen Auszug aus der englischen Sammlung, der bereits 1767 in Göttingen auf schlechtem Böschpapier gedruckt war (Ancient and modern Songs and Ballads. Göttingen printed for Victorinus Bossiegel. 1767), hat Bürger schmerzlich gekannt. Denn Voie sagt Herdern gegenüber am 22. September 1777 ausdrücklich: „Bürger kennt erst seit diesem Sommer die Reliques, und hat seitdem manches Stück daraus auf seine Weise bearbeitet.“ Ein gewaltiges Chaos balladischer Ideen entstand in ihm; Bürger war zu neuer Produktion angeregt. Das intime Studium der Percy'schen Sammlung war der Gewinn seines Ausfluges zu Voie.

Von Bürger's Herzenswirren hat Voie damals noch nichts erfahren. Er mochte vielleicht etwas ahnen. Nur Voekingt und Sprickmann wußten um das Geheimnis.

Eine gesteigerte dichterische Tätigkeit war zunächst die Folge der Reise nach Hannover. So hatte Schröder von Bürger an Stelle der Wieland-Götheburgischen Übersetzung eine eigene Verdeutschung des ganzen Macbeth gewünscht. Ohne Zögern versprach sie Bürger; trotz seiner geringen praktischen Kenntnis vom Theater. Ja, als einige Adlige, an ihrer Spitze der Herzog Ernst von Mecklenburg, in Hannover ein deutsches Theater gründen wollten und für ihre Bühne einen Schriftsteller von Ansehen suchten, da war Bürger sofort geneigt, auch diesen Posten beim Nationaltheater, ohne viel Überlegung, anzunehmen. Das

Projekt kam nicht zustande. Lust hatte Bürger sehr wohl, sich dem Theater zu verschreiben. Alles Neue reizte ihn. Und den Macbeth in seiner Art zu geben, dazu hielt er sich, wie keinen anderen, für befähigt. Schröder ließ schon an den Kofläumen und der Dekoration arbeiten und drängte Bürger zur Ablieferung. Erst 1782 war die Übersehung, die Diester gewidmet wurde, fertig; für Schröder viel zu spät. — Auch hier ist die alte Beobachtung über Bürger's Arbeitsweise wieder zu machen: war der erste Feuereifer, mit dem er ans Werk ging, verflackert, raubten ihm Störungen die glücklichen Weibestunden, ohne die er nichts schaffen konnte, dann wurde das Begonnene spät — oft gar nicht beendet. Bürger's Produktion ist abhängig von seiner Stimmung.

Und die Stimmung, die über ihn die alte Gewalt hatte, als er wieder einige Wochen in dem einsamen Wöllmershausen war, ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Er war an Dorette gebunden und konnte Molly nicht meiden. Bürger hat schwer dabei gelitten. Sein Herz hatte größeres Recht über ihn, als der kühle Verstand. Bürger befand sich sehr bald außerhalb des Gesetzes und der Sitte. Die Leidenschaft, deren er nicht Herr war, machte ihn wohl, wie seine jubelnden Lieder zeigen, zum glücklichsten Menschen — sie machte ihn aber auch, wie mancher Notschrei seines Herzens beweist, zum elendesten Geschöpf, das in der Verzweiflung nur den einen Wunsch hatte: vor sich selbst zu fliehen, sich zu retten aus den quälenden, engenden Verhältnissen! Schon im Oktober 1777 wollte Bürger sein Amt aufgeben, wollte sein Haus bestellen und dann allein in alle Welt gehen, sich vielleicht am Rheine ein Weinbergshänschen kaufen und als Bauer leben und sterben. — Er durfte es nicht.

Sein Schwiegervater, der Amtmann Leonhart, war am 25. April 1777 an einem Brust- und Gallenfieber gestorben und hatte eine Witwe mit acht Kindern hinterlassen. Nur der älteste Sohn, Karl Leonhart, war als Görz-Wrisberg'scher Sekretär einigermaßen selbständig, aber nicht am Orte. Von den Töchtern war Dorette allein verheiratet. Bürger also mußte der trostlosen Familie Mut zusprechen und sie aufrichten. Auf ihn war die Witwe bei der Ordnung des ziemlich verwirrten Nachlasses angewiesen. Wo der Tod den alten Leonhart überrascht hatte, gab es viel Arbeit, der sich Bürger nicht entziehen konnte. Es gehörten auch ziemliche Schuldposten zum Nachlaß. Immerhin mußte noch etwas übrigbleiben. Zunächst war die Verwirrung heillos. — Bürger stand der Familie treulich zur Seite. Bei der Kammer in Hannover bewarb er sich sofort um das erledigte Amt. Das war in seinem eigenen Interesse; aber es war auch

vorteilhaft für die Hinterbliebenen. Ging die Amtmannschaft auf den Schwiegerjohn, auf ihn, über, so hatte die ganze Familie und die minorennen Kinder weiter ihr Auskommen. Die Gesuche und Bittschreiben überreichte Boie den einzelnen Geheimen Räten in Hannover. Boie war „nicht ohne Hoffnung, das es glücken wird“. Und Bürger würde, wenn ihm das Amt Niedeck oder eine andere Stellung in königlichen Diensten zufiele — wie sein Freund Boie dachte — „besser, ruhiger und mehr sich selbst und den Mäusen leben können“. Die Geheimen Räte kannten den Dichter. Gerade deshalb erhielt er aber das Amt nicht. Denn zu oft waren bei der Regierung oder bei der Justizkanzlei Klagen und Beschwerden über Nachlässigkeiten des Amtmanns von Altenglischen eingegangen! Der stand in dem Ruße, daß er die Akten über Gebühr liegen ließe! Und daß er Verse machte, sprach hier durchaus nicht zu seinen Gunsten. Eine Unmenge von Bewerbern hatte sich zudem gemeldet. Also wurde zunächst ein anderer, nicht der Usarsche Amtmann, zum interimistischen Verwalter bestellt. Und als dieser andere, der Amtsschreiber Elberhorst, der nach dem Trauerjahre Bürger's älteste Schwägerin, Anna, heiratete, nach Bissendorf versetzt wurde, erhielt ein junger, zweiundzwanzigjähriger Herr von Ramdohr, der gerade ein Jahr Auditor gewesen, das Amt Niedeck. Die Witwe Leonhart zog nach Bödinghausen. Und Bürger erbt eine neue Last.

Denn er wurde gemeinsam mit dem Sekretär Leonhart zum Vormund der minorennen Kinder, deren Erziehung fast ganz vernachlässigt war, ernannt. Dies Amt brachte ihn mit der Familie seiner Frau in noch engere Verbindung. Schon bei der Reise nach Hannover hatte Bürger seinen einen Schwager, Ludwig Leonhart, als Kadett untergebracht. Nun mußte er für den jüngsten Schwager, Georg, mit Wittgesuchen einen Platz in der Kadettenschule in Münster finden. Sprickmann riet und half. Bürger selbst war stets hilfsbereit. Ist genug war sein Rat nötig. Niemals verjagte er ihn. Aber dies Amt als Vormund, das Pünktlichkeit und Ordnung forderte, für das auch noch eine Kaution aufgebracht werden mußte, war eine neue Fessel — und die Pflichten des eigenen Amtes schienen Bürger ohnedies schon zu schwer.

Gerade damals, als eine vermehrte praktische Tätigkeit von Bürger verlangt wurde, gerade damals dachte er an die Sammlung seiner Gedichte. — Was er in dieser Absicht mit Dieterich im Frühjahr 1777 abgesprochen hatte, sollte guten



Zeils ein geschäftliches Unternehmen sein. Seine poetische Ware wollte der Dichter zu Gelde machen, um endlich aus seinen alten Schulden herauszukommen. Die Ausführung dieses Planes nahm ihn so stark in Anspruch, daß er nun — zum ersten Male während seiner Amtsführung — vom 13. August bis Michaelis 1777 Ernteferien ausschrieb.

Die Gedichte sollten in einem Bande, ein Alphabet stark, auf Subskription erscheinen. Also wurden alle Freunde als Kollekteure angespannt. Voie war besonders eifrig. Seine Listen füllten sich mit Namen. In die Zeitungen kamen Inserate. Es wurde nach Möglichkeit getrommelt. Bürger kümmerte sich um nichts anderes mehr, als um seine Ausgabe. Jede andere Arbeit, alle Sorgen, alle Grillen wies er — soweit er konnte — von sich. Er brauchte Ruhe und Muße, trank in Wöllmerzhäusern und in Göttingen den Pyramonten Brunnen und rüstete die Ausgabe, die im wesentlichen in chronologischer Folge, nach der Zeit ihres Entstehens, dem Publikum seine Gedichte zum ersten Male in ihrer Gesamtheit vorzuführen sollte. Mit Ausseifen und Umarbeiten konnte er sich schwer genug tun. Ältere Gedichte wurden stark geändert. Über diese Art zu bessern, hat sich Bürger Philippine Gatterer gegenüber, die sich gern von den Großen des Göttinger Parnasses, so früher von Voie, ihre Reimübungen hatte corrigieren lassen, die ein aufgewecktes Mädchen war — „nichts weniger als hübsch, aber ein so gutes Mädchen, als ich eins kenne, und mehr Verstand und Geist dabei, als Mädchen gewöhnlich haben“ — doch mit allzu sorgloser Schnelligkeit ihre Gedichte auf Papier warf, sehr offen ausgesprochen: „Ich habe es gar keinen Fehl — so gibt Bürger ihr seinen Rat — daß ich die meisten meiner Gedichte wohl zehn- und zwanzigmal abgeschrieben habe. Was sie an Präzision des Ausdrucks, Leichtigkeit, Wohlklang kurz an jeder Art poetischer Vollkommenheit, es sei nun viel oder wenig, an sich haben, das rührt lediglich von diesem östern Schreiben und Abschreiben her. Den Laien läßt sich's allenfalls wohl weismachen, daß man in poetischer Begeisterung ein schönes Gedicht, so wie es dasteht, ohne ein Wort nachher zu ändern, auf das erste Blättchen Papier hingeworfen habe. Allein die Geweihten wissen, was sie davon halten sollen.“ — Zu solchem mühsamen Ausseifen gehörte ungestörte Ruhe und Geduld. Bürger hatte für jedes einzelne seiner Gedichte diese Liebe. Er nahm sein Kladder-Buch vor; darin stand alles, was er von Jugend auf an Versen geschrieben hatte. „Dieses Buch ist mir teurer und werter, als irgendein andres.“ Nun wurde die älteste Fassung mit der Reinschrift verglichen, die ein

zweites Sammelbuch bewahrte; wie ein Philologe studierte Bürger die eigenen Varianten: „das sind mir bisweilen sehr interessante Rückermemngen“. Dann wurde das Gedicht in der neuen, für den Druck bestimmten Gestalt an Freund Voie gesandt, der wieder sein kritisches Gutachten abgab. So beschäftigte die Redaktion seines ersten, schmalen Gedichtbändchens Bürger durchans. Diese ernste Arbeit vertrug keine Störung. Die „Laien“ verstanden das nicht.

Als Bürger in der besten Arbeit war, sich freilich um seine Amtsgeschäfte nicht und um die Leonhartische Vormundschaft zu wenig kümmerte, da starb am 12. Dezember 1777, noch in demselben Jahre, das den Amtmann Leonhart abgerufen hatte, sein einziges Töchterchen Antoinette.

Mit aller Stimmung war es vorbei. Stumpf und gleichgültig frante Bürger in seinen Papieren; legte sie bald so, bald anders; suchte die Gedichte in die Reihe zu bringen, wie sie gedruckt werden sollten; aber es war ihm nichts recht. Er war noch ein junger Ehemann, dessen fassungsloser Schmerz um dieses Kind etwas Unnatürliches hat. Freilich war die kleine Antoinette ein Wand seiner Liebe zu Doretten, und war „nicht im kalten, langweiligen, trägen Ehebetto gemacht“! Liebe und Ehe waren für Bürger etwas Grundverschiedenes. Bei dem Tode der kleinen Antoinette kam es ihm wieder deutlich zum Bewußtsein, daß er in dem Kinde immer Dorette geliebt, die Dorette, welche seine Braut gewesen. Doch sein Herz gehörte damals schon der jüngeren Schwägerin, Molly. Darum war er bei dem Verluste des Kindes so völlig gebrochen, wenn sich Dorette auch abermals froher Hoffnung fühlte und ihm am 15. März 1778 eine zweite Tochter, Mariamme Friederike, gebar!

Hier Pflichten, dort Wünsche. Ein Auf und Ab der Leidenschaft und ein plötzlicher Wechsel der Stimmung. Als Dorette ihrer Entbindung entgegensch, sang Bürger, ganz im Banne von Molly, seinen „Liebeszauber“. Es ist eines der wenigen Lieder, die so auf dem Papier stehen, wie sie in einer glücklichen Stunde ihm einfielen. Dies Lied war vollendet, als es um Mitternacht zum ersten Male niedergeschrieben ward. Es kam der Gedichtsammlung noch zuflatten, wie das schöne Stück: „Männlichkeit“, in dem Bürger sich selbst schilderte -- nicht wie er war, aber wie er wünschte, zu sein!

Der gesunde, starke, kräftige Ton seiner Gedichte läßt nicht ahnen, daß Bürger hypochondrisch mit Mattheit und Niedergeschlagenheit zu kämpfen hatte. Er fühlte sich auch wohl, wenn er solche Gedichte sang; denn das poetische Schaffen machte ihn

Freude und befreite ihn — vorübergehend — aus seiner wirren, schwankenden Stimmung. Dazu kam, daß die Subskription auf seine Gedichte über Erwarten gut ausfiel; besser, als Bürger und der Verleger Dieterich gedacht hatten. Mehr als zweitausend Subskribenten meldeten sich. Mit jeder Post gingen Gelder ein. Was die Subskribenten brachten, war Bürgers Verdienst; was später, im Wege des Buchhandels abgesetzt wurde, fiel dem Verleger Dieterich zu. Im März 1778 begann der Druck. Bürger war da in bester Stimmung. Eine Reihe von Fragmenten, die er lange im Kopfe mit sich herumgetragen, kam in dieser Zeit zum Abschluß. Die feinen Abnehmern versprochene Bogenzahl sollte schon voll werden; aus der Perchschen Sammlung bearbeitete er verschiedene Balladen; Stoff zu Gedichten hatte Bürger übergenug. Daß ihm nur jetzt keine Plackerei, keine Arbeit und kein Verdruß in den Weg käme! Es war der Wunsch, der sich ihm nie erfüllte. Er war glücklich, wenn er ungestört allein im Hause war, wenn auch Frau und Schwägerin für einen Tag und eine Nacht auswärts zu Besuch waren. Dann hatte er die Ruhe, welche seine Gedichte förderte, die Stille, daß er auf seine Gedanken lauschen konnte oder auch an einem Plan kalkulierte, wie dem Büchernachdruck zu steuern sei. Daran hatte Bürger ein eigenes Interesse. Dieterich hatte nur für Papier zum Druck von höchstens zweitausendhundert Exemplaren gesorgt, also blieb bei der stattlichen Zahl der Vorarbeiten kaum noch ein Vorrat für den Mehrverkauf; und ein Mangel an Exemplaren war stets die beste Aufforderung zum Nachdruck. — In solchen Plänen, beim Ausfeilen seiner Gedichte und im Briefwechsel mit seinem Kritiker Voie, teilnehmend an den neuen literarischen Strömungen, fühlte sich Bürger wohl: „D wär' ich doch nur von nun an bis in mein vierzigstes Jahr, wenn ich so lange leben soll, in einer Situation, wo ich alle dem nachhängen könnte! Kommt's hernach erst, so ist's aus mit mir. Jetzt allensfalls getraut' ich mir, was hervorzu- bringen, was des Aufhebens wert wäre.“ · · · An die Arbeit, die ihm sein Amt vorschrieb, hat Bürger damals sicherlich nicht gedacht.

Bürgers Gedichte erschienen; auch äußerlich war es eine hübsche Ausgabe. Chodowiecki hatte die Kupfer geliefert und für jedes Blatt „bare 8, schreibe Acht, Louisd'or pränumerando“ erhalten. Bürger stand da als der gefeierte Meister, zu dem die Jugend aufblickte, die hier eine gesunde Auffassung vom Leben und von der Kunst lernte. Schon als Theoretiker hatte Bürger in seinen Fragmenten: „Aus Daniel Wunderlichs Buch“

seine Herzensmeinung von der Poesie gesagt. Seine eigenen Gedichte bewiesen noch besser, daß in der Dichtkunst alles sinnlich, faßlich und anschaulich sein müsse, sonst sei es „keine Poesie für diese, sondern vielleicht für eine andere Welt, die aber — nirgends existiert“. Bürger stand bewußt auf dem festen Boden der Wirklichkeit und hatte für seinen dichterischen Vortrag einen allgemein verständlichen, volksmäßigen Ton gefunden. Das Jahr 1778, in dem er sich so mit seiner ersten Gedichtsammlung eine führende Stellung eroberte, ist zugleich das Erscheinungsjahr von Herders „Volksliedern“, deren Druck und Herausgabe Voie besorgt hatte. Bürger und Herder standen Seite an Seite; beider Idee vom Volksmäßigen der Lyrik stimmte überein. Auch Bürger hatte die Absicht gehabt, die Reste alter Volkspoesie zu sammeln, und sprach begeistert von dieser mißachteten Kunst. Er begrüßte es freudig, wenn Herder den Deutschen etwas Ähnliches gab, wie es die Engländer in ihrer Sammlung alter Lieder schon besaßen, die der Bischof Percy zusammengetragen. Der Ton, den Herder und Bürger angeschlagen, der freilich dem Rationalisten der älteren Generation, Friedrich Nicolai, sehr unverständlich war, den er verächtlich fand und deshalb diese neue Richtung lächerlich zu machen suchte, lebte weiter. Von Percy führt der Weg über Bürger und Herder zu „Des Knaben Wunderhorn“.

Das Jahr, in dem Bürgers erste lyrische Sammlung erschien, ist bedeutend für die Geschichte der deutschen Poesie. Eine frische, lebendige Quelle war aufgefunden; Bürger und Herder hatten gelehrt, aus ihr zu schöpfen.

Die erste Sammlung seiner Gedichte zeigt den Dichter im Vollbesitze seiner Kraft. Seit langem hatte er das sichere Gefühl des Könnens und des Erfolges in sich getragen. Doch all seine Gedichte schienen ihm nur eine Vorbereitung zu sein. Tänelnde Kleinigkeiten hatte er längst beiseite geschoben; Bürger wollte kein „Blumist“ mehr heißen, er strebte nach Größerem. Alle poetischen Ideen nahmen bei ihm die Form der volksmäßigen Ballade oder Romanze an. Von diesem Gebiete, das Bürger beherrschte, suchte er den Schritt weiter zu tun und wollte ein großes volksmäßiges Gedicht, ein Nationalepos, schaffen, dessen Mittelpunkt wohl Friedrich der Große sein sollte. Dies Epos sollte, wie Bürger hoffte, sein Dichten krönen und seinen Namen verewigen.

Dies Epos wurde lange geplant — aber niemals von Bürger ausgeführt! Denn es lag jenseits seiner Kraft. Die innere Ruhe, ein geschlossenes, großes Kunstwerk hervorzubringen, hat ihm stets gemangelt. Der Wechsel seiner Stimmung, der Konflikt, in

dem er lebte, der auch in Bürger's Balladen zu erkennen ist, dieser Zwiepsalt seines Herzens tönte im Liede wieder. Gerade weil Bürger's Dichten so abhängig ist von dem Eindruck des Augenblicks und der persönlichen Stimmung, weil seine Gedichte sein bewegtes Leben widerspiegeln, in dem das eigenwillige Ich die Herrschaft verlangte, gerade deshalb fand der subjektive Lyriker nicht die ruhige Form des darstellenden, großen Epos.

Daß Bürger's Können seinem Wollen nicht entsprach, ist durch sein Leben tief begründet.

**A**ndern erschien der Dichter als eine kraftvolle, geschlossene Persönlichkeit. Er selbst fühlte sich, je länger er zwischen Dorette und Molly stand, und je weniger er einen möglichen Ausweg sah, elend und müde. Es war das Verhängnisvolle, daß Bürger wiedergeliebt wurde. Molly war liebeskrank, wie er. Beide kämpften gegen ihre Leidenschaft. Molly wollte sich losreißen. Vergebens. Bürger quälte sich und die andern. Er erfuhr, „was ein liebeskrankes Mädchen sich oft vor einem Geliebten gefallen lassen kann“. Sie konnte von Bürger nicht lassen, wenn andere sie begehrenswert fanden. Und Bürger brütete stumpf vor sich hin oder klagte, daß er an Körper und Geist erschlafe, daß er zwischen Leben und Sterben hinsieche. Er kam sich vor wie ein Schlaftrunkener. Und er war wirklich körperlich krank. Nicht eine Viertelstunde konnte er sitzen und schreiben, ohne daß ihn Schwindel befiel. Bad und Brunnen in Hofgeismar halfen ihm nicht. Sah er dort im Sommer andere Menschen, so war es schon recht; aber sein hypochondrischer Zustand ward durch sommerliche Brunnenkuren nicht gebessert. In dem einsamen Wöllmershausen spannte sich Bürger immer mehr in seine unseligen Verhältnisse ein. „Ich schwachte noch immer — schrieb er dem vertrauten Freunde Sprickmann — und werde leider Gottes! so lange schwachen, bis ich mir die Seele ausschmachte.“

Als da im November 1778 unerwartet und überraschend Sprickmann, den Bürger schon auf einer Reise nach Wien geglaubt, zu Fuß angewandert kam, da hatte Bürger im Augenblick die „Beschwerden“ seines „Reichthums“ und alle „übeln Stunden“ vergessen. „Stellen Sie sich den Herzensjungen vor, wie er aussieht!“ — berichtete Bürger's Gast, der zwei Tage bei ihm haltmachte, Boien. Der sonst mißmutige Bürger meldete selbst sofort und erfreut: „Ich habe zwei sehr vergnügte Tage gehabt.“ Gerade solche freundschaftlichen Besuche, wo er sich ganz aussprechen konnte, wo die Reise- und Wanderlust des anderen ihn ansteckte, ihn mindestens aus seinem Starren und

Brüten wachrüttelte und ihm wieder Lust zu literarischen Plänen machte, erhielt Bürger in seiner Einsamkeit zu selten.

Der befreundete Hofmedikus Gramberg in Oldenburg, ein Mitarbeiter des Almanachs, hatte Bürgeru seine ärztliche Anweisung geschickt, wie er den Tag verleben sollte. Er hatte viel Bewegung verordnet; täglich zweimal reiten, viel Obst und junges, frisches Gemüse; denn es lag Bürgeru „wie ein eiserner Keil um den Unterleib“. Gramberg warnte auch, Verse zu machen, und riet: alle „Geschäfte taliter qualiter, ohne Hitze mit kaltem Blut“ zu verrichten. Hätte Bürger diese Kur wirklich befolgt — die gutgemeinten Vorschriften ließen den Kern seines Leidens unberührt. Sein Amt versah er, so wie so, kaum noch.

Mutlos, sah Bürger keinen Ausweg. „Entweder ich gehe bald zugrunde, oder ich geneje. Aber kann ich genejen?“ — Wieder packte ihn in solcher Stimmung der Gedanke: heraus aus all den verwirren Verhältnissen. Bürger sah in dem Auf und Davon die einzige Rettung vor der Liebe, gegen die er sich vergebens gewehrt. Er wollte wieder sein Amt aufgeben, Frau und Kind anderwärts unterbringen, die Leonhart'sche Vormundschaft niederlegen und allein nach England gehen; von da weiter kreuz und quer durch Portugal und Spanien. Tausend Taler konnte er wohl auf die Reise mitnehmen; die mochten ein bis zwei Jahr reichen; im übrigen wollte er von der Feder leben. Das Ziel der Reise war schließlich völlig gleichgültig. Bürger wollte nur vergessen. Darum war es ihm auch recht, wenn Boie riet, Deutschland nicht zu verlassen, weil er dann eher hoffen könnte, vielleicht irgendwo eine bleibende Stätte zu finden.

Eingehend hatten die Freunde über diese Reise korrespondiert. Es mußte etwas geschehen. Der Konflikt, in dem sich Bürger befand, konnte Doretten auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Zu Beginn des Jahres 1779 wußte auch sie von der Liebe Bürger's und Molly's.

Dorette verlangte, daß Molly aus dem Hause ginge. „Um des lieben Friedens willen“ sollte Bürger die Schwägerin fortbringen. Da stöhnte er auf und wünschte sich in tiefverwundetem Herzen eher den Tod: „Ich wollte lieber mit ihr in die elisäischen Felder reisen —“. Nun schien Bürger's eigener Reiseplan Doretten der beste Weg der Trennung zu sein. Unter tausend Tränen ward er gebeten, alle Anstalten zur Reise zu beschleunigen. Doch als die Reisereisungen fertig waren, flossen noch viel mehr Tränen, daß Bürger bliebe. Dorette liebte ihn und wollte ihn nicht lassen. So unterblieb die große Reise.

Süßlos fanden sich die drei Menschen gegenüber. Es sollte

gehen, wie es ginge. Am 22. Februar 1779 meldete Bürger dem vertrauten Freunde Goedingk: „Meine Frau, die wohl einseht, daß nach der Trennung mit mir ebenfalls nicht viel Geheites anzufangen sein wird, besteht nun selbst auf dem Hierbleiben. O Goedingk, solche Situationen, worin ich schon verflochten gewesen und noch verflochten bin, kommen in keinem Roman vor. Man möchte darüber aus der Welt laufen. Gott weiß allein, wie es am Ende noch werden soll. Ich bin meines Lebens von Herzen satt. Die Affäre spannt mich ganz ab. Nach so langen sauren und doch vergeblichen Streben von allen Interessenten ist fast keine Heilung mehr in diesem Leben zu hoffen. Jeder Teil fühlt das, und wird drüber noch desperater. Wären weltliche Gesetze nicht entgegen, ich glaube, so wäre längst die Geschichte des Grafen von Gleichen wiederholt. Und traun! Alle Teile würden sich dabei am besten stehen.“

Eine Lösung wurde versucht. Mollly siedelte Johannis 1779 zu ihrer ältesten Schwester Anna und deren Mann, dem Amtsvogt Eberhorst nach Bissendorf, nördlich von Hannover, über, und Bürger unternahm zur Zerstreuung mit Dorette eine Reise ins Hildesheimische und in die Grafschaft Spiegelberg. Hundert Taler, die ihm die lannische Fortuna gerade in der Lotterie beschert, kamen ihm dafür zustatten. Aber — Trennung und Reisen hatten keinen Zweck. Denn Bürger besuchte den Schwager Eberhorst zu Weihnachten, um die Geliebte zu sehen. Er korrespondierte mit Mollly. Sie füllte auch in der Ferne all sein Denken aus. „Ost möchte ich — schrieb er ihr — in der finsternsten Sturm- und regenvollsten Mitternacht aufspringen, dir zueilen, mich in dein Bette, in deine Arme, kurz in das ganze Meer der Wonne stürzen und -- sterben. O Liebe, Liebe! was für ein gewaltiges wunderbares Wesen bist du, daß du Leib und Seele so gefangen halten kannst! Siehe, du Einzige, sie fesselt mich an dich so fest und innig, daß ich nirgends hin kann, weder zur Rechten noch zur Linken. Aller andern Neigungen, aller! wären sie auch noch so sehr mit meinem Charakter und Wesen verwebt, kann ich mich ent schlagen, aber unmöglich unmöglich! des Gefühls, welches macht, daß du mir das liebste süßeste Geschöpf in Gottes unermesslicher Schöpfung bist. Ich lasse meine Phantasie ausfliegen durch alle Welten, ja durch alle Himmel, und aller Himmel Himmel, lasse sie betrachten, was nur irgend wünschenswürdig ist, und es neben dir wägen, aber bei dem ewigen Gott! sie findet nichts, was ich so feurig wünschen könnte, als ich dich, du Himmelskätz, in meine Arme wünsche. Könnte ich dich mir damit erkaufen, daß ich nackend und barfuß durch Dornen und

Disteln, über Felsen, Schnee und Eis die Erde umwanderte, o so würde ich mich noch heute aufmachen, und dann, wenn ich endlich verblutet, mit dem letzten Tröpfchen Lebenskraft, in deine Arme sänte und aus deinem liebevollen Busen Wollflust und frisches Leben wiedersäge, dennoch glauben, daß ich dich für ein Spottgeld erkaufet hätte ---“.

Diese Leidenschaft kannte keine Grenzen. Sehr bald war Mollly wieder in Bürger's Hause.

Nicht in Wöllmershausen. — Bürger hatte für vierhundertfünfzig Taler jährlichen Zins zu Anfang des Jahres 1780 ein Gut in seinem Gerichtsbezirke, Appenrode, vom General von Nstar gepachtet. Daß sein verstorbener Schwiegervater sich neben dem Justizamte zugleich mit der Landwirtschaft beschäftigt hatte, mag Bürger bestimmt haben, es ebenso zu versuchen. Bürger hoffte, künftig den größten Teil seiner wirtschaftlichen Bedürfnisse aus dem Gute selbst zu ziehen. Freilich verstand der Dichter von der Landwirtschaft nur wenig; also mußte ein Verwalter angenommen werden. Aber die Veränderung an sich wirkte erfreulich auf Bürger's Gesundheit und Stimmung. Gänse, Enten und Hühner, Schafe und Schweine, Kühe und Pferde, kleines und großes Getier auf dem Hofe um sich zu setzen, machte ihm Freude; vergnügt sprach er von seinem eigenen Marstall. Und Appenrode lag im Gegenfasse zu dem sumpfigen Wöllmershausen hoch und trocken. Göttingen war in drei Stunden zu Wagen zu erreichen. Die Gerichtssachen wurden brevi manu, den Spaten oder die Harke in der Hand, im Garten erledigt. In diesem Banernstande fühlte sich Bürger gesund und munter. Und kaum war er Pächter von Appenrode, so lud er Goedingk und dessen ganze Familie, so lud er seinen Schwager Eberhorst und dessen Familie, natürlich mit Mollly, zu sich ein und verschrieb für zweihundert Taler einen Transport von Weinen und Lebensmitteln aus Bremen, daß er unter freiem Himmel auf den alten Gleichen mit Freunden und Verwandten, selbstverständlich auch mit Mollly, tafeln könnte!

Eberhorst's kamen, und Mollly blieb „auf immer“ in Appenrode, wie Dorette Goedingk bald meldete.

Dorette hatte die Hoffnung aufgegeben, daß ihr noch jemals Bürger's Liebe gehören könne! Sie pflegte in Appenrode ihren ältesten, schwindsüchtigen Bruder, den Sekretär Leonhart, der dort seiner Auflösung entgegen sah, und wünschte sich selbst den Tod. Der würde ihr die Ruhe geben, „die nie in mein Herz kam — wie sie wieder Goedingk schrieb — seit ich angefangen habe, das Leben zu genießen“. Einjam ging sie zwischen den beschneiten

Bergen und Tälern umher oder hatte, bescheiden, Freude an einer blühenden Wiese und am rieselnden Bache. „Halb melancholisch“ ließ sie den Gedanken ihren Lauf. Aber sie wollte sich „nicht in eine genaue Untersuchung der Dinge, die da sein oder nicht sein sollten, einlassen“. Müde hatte sie den Kampf um ihre Rechte der Schwester und dem Manne gegenüber aufgegeben; weil er nutzlos war. Sie machte keinen Versuch mehr, das Einverständnis zwischen Bürger und Molly zu fördern.

Bürger wußte: „Wünsche und Hoffnungen sind bei mir Verbrechen.“ — Bürger mußte, um einen öffentlichen Skandal zu vermeiden, die Geliebte im Mai 1782 nach Langendorf bei Weiskens bringen, wo Molly bei Bürger's Schwester, bei Friederike Müllner, ihre Entbindung abwartete und am 19. Juni 1782 eines Knaben genas. Dieser Sohn von Bürger und Molly, Emil, blieb in Langendorf und wuchs im Hause des Amtsprorsirators Müllner zugleich mit seinem Vetter, dem späteren Dramatiker Adolph Müllner, heran. Das Geheimnis seiner Geburt wußte Bürger's Schwester, „das herrlichste Geschöpf unter der Sonne“, sorgsam zu hüten. Auch Molly blieb Jahr und Tag in Langendorf.

Und wieder erwachte in der Zeit dieser ungewollten Trennung die Liebe Bürger's und Doretten's. — Nicht jenes stürmische Verlangen, das sich über alle Schranken hinwegsetzt; aber die alte Zuneigung, die Bürger hieß, Doretten's Geburtstag zu feiern und ihr mit Aufmerksamkeiten zu begegnen. Die Art, wie er es tat, verwandelte die Melancholische und machte Doretten wieder froh und heiter, brachte „Leben und Wehen in das neuerwachte Gefühl“ ihres Herzens. Daß dies stille Glück ihr nicht entschwände, daß sie das unerwartete Geschenk festhielte, daß sie nicht undankbar sei für die „viele Güte“, die ihr Gott noch bescherte, war Doretten's Wunsch und ihr Gebet: Gott „wolle es so lassen, wie es jetzt ist“. Die Bescheidene verlangte nicht mehr viel vom Glück. Konnte sie aus Gesinde und an die Knechte einige Weihnachtsgeschenke austheilen, hatte sie die Mittel, anderen Freude zu machen, und sah sie dafür dankbare Gesichter, so söhnte sie das auf lange wieder mit dem Leben aus. Sie war ja selbst „seit einiger Zeit glücklicher“ als sonst. Deshalb hielt sie es für ihre Pflicht, anderen wohlzutun. Sie glaubte, so würde sie sich den Rest ihres eigenen, späten Glücks erhalten. Ein religiöser Zug erfüllte sie.

Dorette lebte nicht mehr lange. Sie gebar am 29. April 1784 ein Töchterchen, das bezeichnenderweise Molly's Rufnamen, Auguste, erhielt. Aber schon während der Schwangerschaft hatte es mit Doretten's Gesundheit sehr bedenklich ausgefallen. Die Krank-

heit, die ihren ältesten Bruder hingerastet, hatte auch sie ergriffen. Der Zustand der Schwindsüchtigen war hoffnungslos. Dabei hatte die Kranke den dürstenden Wunsch zu leben. Mit Bürger war Dorette versöhnt. Sie starb, achtundzwanzig Jahre alt, am 30. Juli 1784. Das Kind, das seit der Geburt den Keim des Todes in sich trug, folgte der Mutter am 12. August nach.

**A**ls Dorette nach zehnjähriger Ehe gestorben, war Bürger nicht mehr Pächter von Appenrode. Anfangs hatte ihm diese Pachtung eitel Freude gemacht; er hatte sich hier gesünder gefühlt. Nur blieben die erhofften Einnahmen, bei seiner Art zu wirtschaften, aus, mochte der Hof auch noch soviel in die Küche liefern! Ein Jahr wie das andere setzte Bürger zu und machte neue Schulden. Spazierten nach alter Sitte die Göttinger in Scharen am Oster Sonntag nach den alten Gleichen heraus — Bürger hatte an dem Tage jedesmal sein Haus voll und sorgte für die Bewirtung. Er lebte, als sei er der Besitzer des adligen Gutes, und als könne er es seinen vermögenden Nachbarn gleichen. So schalt er denn Appenrode bald die „verfluchte Pachtung“, an der er noch „zugrunde“ gehen werde, wenn der General vom Pachtzins nicht mindestens hundertundfünfzig Taler abließ! Unzufrieden sah sich Bürger nach einem eigenen kleinen Besitzum in seinem Gerichtsbezirk um, von dem er keinem anderen die Pacht zu erlegen hätte. Schon im April 1782 erstand er bei einer Substation auf den Namen seiner Frau für einen angemessenen Preis, für das Meistgebot von tausendundsechshundertfünfzig Talern, ein Ackergut in Gelliehausen. Als Stimmen laut wurden, das Anwesen sei mehr wert, trat Dorette sofort vom Kauf zurück. Bürger gab — ein Jahr später — beim Konkurse des Hofrats Lisse auf dessen Hof, dicht am Dorfteich in Gelliehausen, abermals das höchste Gebot ab. Aber auch dies Gütchen mit bequemem Wohnhause und hübschem Garten kam trotz des rechtskräftigen Zuschlages nicht in seinen Besitz. Denn Lisse war jetzt Bürger's erbitterter Widersacher und wußte advokatenmäßig so viel Schikane zu machen, daß die Justizkanzlei das Kaufgeschäft aufhob. So war Bürger gezwungen, als er im März 1784 seine Pacht, diesen „blutausaugenden Wampir“, aufgab und Appenrode verließ, wo er in vier Jahren mehr als tausend Taler eingebüßt hatte, in einer elenden Bauernhütte in Gelliehausen ein schlechtes und jämmerliches Unterkommen zu suchen. Hier starb Dorette.

Bürger's Verhältnis zum Gutsherrn von Appenrode, dem General von Uslar, der zugleich sein Gerichtsherr und der neue

Senior der Familie von Uslar war, konnte kein erfreuliches sein, wo sich Bürger durch ihn für überworteilt hielt. Und der Hofrat Lüste, der sich die ganzen Jahre in der Gegend aufgehalten und die Abwicklung seines Konkurses in die Länge gezogen, war Bürgers gehässiger Feind. Lüste rechnete auf das Amt, das er früher selbst einmal besessen. — Bürger war auch nicht mehr Amtmann des adligen Gerichtes zu Altengleichen, als Dorette heimging.

Wer Bürgers Briefe aus der Amtmannszeit durchsieht, liest von Projekten und literarischen Plänen, die mit dem Dienst als Gerichtshalter nichts zu tun haben. Der „Amtmann“ spricht in diesen Briefen zu den Freunden nur, wenn er über den unbequemen und ihm lästigen Dienst klagt. Sonst werden in der Korrespondenz an Voie literarische Fragen behandelt. Bürger forderte des Freundes Kritik über jedes einzelne seiner Gedichte und beurteilte wieder, Stück für Stück, Voies „Deutsches Museum“. Und Bürger schrieb auch seine Meinung über die verschiedenen Gedichte des Boffischen Musenalmanachs, deren stiller Mitredakteur Voie blieb, der für seinen Schwager Voss um Beiträge zum Almanach warb, wie er Bürger zu größeren Gaben für das eigene Museum drängte. Was der Dichter an Versen oder in Prosa schrieb, ward begehrt. Er mußte es an beide Freunde, an Voss und Voie, verteilen und auch Goedingk bedenken, dem Bürger ratend bei der Besorgung des Göttinger Almanachs zur Seite stand. In den Briefen an Voie spricht Bürger förmlich und sachlich. Die Blätter, die Goedingk empfing, sind mehr launige Plaudereien in nachlässig burleskosem Tone. Diese saloppe Umgangssprache behagte Bürger besser. Sein Verleger, der alte Dieterich, erhielt derbe, grobianische Episteln, die wirklich nur für ihn, nicht auch für seine Frau oder Tochter bestimmt waren. Gerade diese Briefe zeigen, daß alles, was Zwang hieß, dem Dichter zuwider war.

Voie und die Göttinger Fremde hatten auch gar nicht daran gedacht, daß Bürger jahrelang Uslarischer Amtmann bleiben sollte! Sie wünschten nur, daß er in Gelliehausen die materielle Möglichkeit hätte, die geplante Homer-Übersetzung zu vollenden. Die mußte ihn, wie sie meinten, bekannt machen und würde den Dichter in neue, günstige Verhältnisse bringen.

Lange genug hatte Bürger von seiner Absicht, der Ilias ein deutsches Gewand zu geben, gesprochen. So drängte ihn Viefter, als die Lenore gedruckt war, um endlich einmal die ersten sechs Gesänge zu veröffentlichen. Auch nach Voies Mei-

nung mußte die Überzeugung Aufsehen machen. Darum wollte er für das erste Stück seines neugegründeten Deutschen Museums ein Fragment zur Probe haben. Solchen Drängens bedurfte es. Im Jahre 1776 erschien die fünfte Rhapodie in Voies Zeitschrift, und zugleich forderte Bürger in einem „Prolog ans deutsche Publikum“ selbstbewußt die Erklärung, ob sein Homer, in der Art der vorgelegten Probe, auf den Beifall und die Erkenntlichkeit der Deutschen zu rechnen habe. Denn: „Unjählich mühsam ist's, den Homer, ohne Zufatz und Abgang, poetisch zu verdeutschern. Bleich, hager und halb schwindstüchtig grübelt man sich dabei, und wenn die Schwungkraft während dem erschlapft ist, so muß man sich oft so gewalttham wieder aufraffen, daß der ganze Nervenbau dröhnt. Wer's nicht glauben will, versuch' es nur mit zehn Versen!“ Für kargen Buchhändlerlohn seine besten Lebensjahre opfern: dazu hatte Bürger keine Lust. Er wies auf die Unterstützung hin, die Pope bei seiner Übersetzung in England gefunden, und verlangte von den „Edlen und Weisen“ Antwort, ob sie den Homer von ihm wünschten.

Was Bürger kann erwarten konnte, geschah. Das Februarheft des Deutschen Merkur brachte Goethes Antwort, der im Namen des Weimarer Kreises, an dessen Spitze die herzogliche Familie selbst stand, Bürgern ein Geschenk von fünfundsiebzig Louisdor versprach, sobald er öffentlich erklären wolle, er werde seine Ilias vollenden! Und — um im Merkur weiter für Bürgers Übersetzung zu werben — erbat Wieland für sein Blatt ein zweites Probestück und ein Sendschreiben, das dem großen Publikum Bürgers Ansicht deutlich machte, wie ein deutscher Homer nur in deutschen Versen, d. h. in Jamben, möglich sei. Denn Hexameter würden „das fatalste Geschleppe, die unangenehmste Ohrenfolter“ verursachen! Diese Ansicht Bürgers und seine Art, zu übersetzen, erhielten die laute Zustimmung der Weimarer, Herders, Goethes und Wielands. Klopstock, der Dichter des Messias, der Sänger künstlich gebauter Oden in antiken oder selbst-erfundnenen Maßen, war allerdings über Bürgers Erklärung ungehalten; denn Bürger hatte „den deutschen Hexameter touchiert“!

Der tätige Beifall Weimars hatte Bürger in Schwung gesetzt. Mit Feuereifer ging er ans Werk. In drei, in höchstens vier Jahren wollte er mit der Übersetzung zustande kommen. Homer verspräche ihm goldene Tage und die Erlösung vom Gerichtsdienste! Über tausend Taler würde ihm die Ilias bringen! Die unprosaische Übersetzung, die der Berliner Rektor Christian Tobias Damm 1769—71 geliefert hatte, die nur bewies, wie nötig damals ein deutscher Homer war, stand unendlich weit hinter

Bürgers Versuchen zurück. Bürgers Leistung war ein entschiedener Fortschritt. Schon verhandelte er über den Verlag seiner Ilias, die unfehlbar erscheinen sollte — da trat plötzlich ein Konkurrent, von dem es Bürger am wenigsten erwartet hatte, auf den Plan.

Es war eine zweite Antwort auf Bürgers Frage, ob das Publikum seinen jambischen Homer wünsche. Sie kam aus Klopstocks Kreise. Fris Stolberg ließ ins Deutsche Museum ein Probestück seiner Ilias einrücken, und zwar — in Hexametern!

Die überraschende Ankündigung des Grafen Stolberg, daß auch er die Ilias verdeutschen wolle, mußte Bürger schwer verdrießen. War es freundschaftlich, war es gräßlich gehandelt? Bürger verfaßte seine Ausforderung: „An Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg“, noch bevor er Stolbergs Hexameter gesehen, allein auf Voies Mitteilung hin. Bürger konnte nun nicht mehr zurück. Der Wettkampf sollte beginnen. In seinem Besitz, auf den er ein älteres und besseres Recht hatte, sah sich Bürger empfindlich gestört. So ungefähr beurteilten auch die Weimarer Stolbergs Absicht. Wenn Stolberg klug sei, lasse er es bei seiner Probe bewenden — das hoffte Goethe; und Weimar sandte ermunternde Zurufe an Bürger: er solle seinen edlen, mannhafte Gang fortsetzen. Dort wünschte man Bürgers Homer „in teutscher Rüstung und teutscher Kraft“ zu sehen, nicht Stolbergs Hexameter — möge Klopstock sagen, was er wolle — und dort nahm man die Ausforderung Bürgers an den Grafen für eine öffentliche Erklärung, daß Bürger seine Ilias vollenden werde. Deshalb sandte ihm Goethe die bisher eingezahlten ein- undjanzig Louisdor der Weimarer Gönner, und Bürger versprach, nächstens eine gedruckte Ankündigung seines Homer in die Welt zu senden.

Der Wettstreit und dies Geschenk spornten Bürger wieder; sein Ehrgeiz war angestachelt. Wo Stolberg in Hexametern übersetzte, wollte auch er, nur vor sich selbst, den Beweis liefern, daß er den antiken Vers mindestens so gut wie Stolberg zu meistern verstehe, und Bürger verdeutschte, ohne sich zu nennen und Versteck spielend — Klopstock war sofort überzeugt, daß Bürger der Übersetzer sei — die Erzählung von der Dido aus dem Vergil. Nun hatte Bürger seine eigenen Hexameter aus dem Lateinischen und Stolbergs Hexameter aus dem Griechischen vor sich. Das machte ihn irre, ob der antike Vers für eine Übersetzung im Deutschen wirklich unmöglich sei.

Die Ehre zwang ihn wohl, mit seinem jambischen Homer fortzufahren — doch das ganze Übersetzungswerk hatte Bürger

zum wesentlichen Teile des Verdienstes, des Gewinnes wegen unternommen; „Finanzerei“ war für ihn ein starkes, treibendes Motiv gewesen. Über die Maßen naiv meinte Voß: zwei Homer-Übersetzungen könnten ganz gut nebeneinander bestehen. Der Verleger Wegand in Leipzig, mit dem Bürger schon unterhandelt hatte, wollte sich im Gegenteil auf keinen Kontrakt mehr einlassen, es sei denn, daß Stolberg die schriftliche Erklärung abgäbe: er werde in den nächsten fünfzehn Jahren seine Übersetzung nicht veröffentlichen! Stolberg hatte Bürgern den Markt verdorben. Das verdroß Bürger. Wieder einmal war ihm die Arbeit, die nun nicht mehr von der Stelle rückte, verleidet. — Stolberg aber fuhr, genial-unbekümmert, mit seiner Verdeutschung fort, mühelos reihete sich ihm in leichtem Fluß Hexameter an Hexameter. Im Januar 1778 war seine Ilias beendet, und schon hatte Voß mit handwerksmäßigem Fleiße von der Odyssee die Hälfte eingedeutscht. Auch er hatte, unter Klopstocks Billigung, den Hexameter gewählt. Bürgers Jamben blieben liegen. Vorübergehend — als Bürger den guten Erfolg der Subskription auf die erste Ausgabe seiner Gedichte sah — dachte er noch einmal daran, seine Ilias zu vollenden. Der Gewinn lockte ihn. Aber Stolbergs Übersetzung war erschienen! Bürger schrieb am 25. Oktober 1779 an Voie, daß er „so gut als fest entschlossen“ sei, „den Homer liegen zu lassen“. Er sagte dem Freunde ins Ohr: „Die Jamben machen mir allzu viel Schwierigkeiten, und am Ende würde ich für alle meine Mühe mit Undank belohnt.“

Als ein gehässiges Konkurrenzunternehmen ist Stolbergs Ilias-Übersetzung nicht aufzufassen. Stolberg hatte seit den Göttinger Tagen die Liebe zum Homer gefaßt, als der Bund die Lösung: Shakespears und Homer, ausgegeben hatte. Auch er hatte ein inneres Verhältnis zur Ilias, und Bürgers Jamben schienen ihm gegen den Geist Homers zu sein. Aber er wollte sich durch seine Übersetzung nicht bereichern. Den ganzen Ertrag, zehn Taler für den Bogen, hatte Stolberg Voß geschenkt, als freundschaftliche Beihilfe, daß der Voies Schwester, Ernestine, heiraten könnte — sonst hätte Voß, der kein Amt und keine Stellung hatte, die Hochzeit noch lange verschieben müssen. Die Homer-Übersetzung machte Bürger und Stolberg doch nicht zu „Anfreunden“.

Johann Heinrich Voß' ganzes Hab und Gut waren lediglich vierhundert Taler, die ihm sein Almanach eintrug.

Seinerzeit, als Voß die Mittel zum Universitätsstudium fehlten, als er deshalb Hauslehrer bei Herrn von Derken auf

Untershausen im Mecklenburgischen geworden und im dritten Januar Jahr ein Gehalt von achtzig Talern — d. h. genau so viel wie der Koch des Herrn von Derzen — bezog, hatte der Göttinger Musenalmanach die Anknüpfung mit Voie geboten. Voß hatte Gedichte eingekandt und war von Voien zu weiteren Beiträgen aufgefordert worden; ja, der machte dem Mittellosen, dessen Wünsche er kannte, Hoffnung: die Univerſität Göttingen zu beziehen. Denn — bekäme Voß einen Freitisch und brauchte er keine Kollegia zu bezahlen — und beides wirkte ihm Voie aus — so könnte er bei einiger Sparſamkeit mit fünfzig Talern oder mit noch geringerer Unterstützung im Jahre schon durchkommen. — Was der Großvater Bürgern zum Studium gezahlt, waren doch ganz andere Summen gewesen! — Voie versprach, dem jungen Menschen, den er nie gesehen, sofort Privatstunden bei den Engländern, deren Hofmeister er war, zu verschaffen. So war Voß im April 1772 in Gottes Namen nach Göttingen gekommen und hatte ein Stübchen dicht neben Voies Quartier bezogen. „Es ist ein bescheidener sanfter Jüngling — meinte Voie — dem man ein gutes Herz in den Augen liest.“ Das Studium der Gottesgelahrtheit gab Voß, wo Heyne in Göttingen klassische Philologie lehrte, bald auf. Er studierte mit allen Kräften Griechisch, besonders den Pindar, und versuchte sich schon damals mit Dorazischen Übersetzungen. Voß war „so bescheiden, so gut, so dürftig nach Kenntnissen“! Er war ein „edler Jüngling“, den Voie täglich mehr schätzte und liebte, der durch ihn auch zu dem Kreise der jungen Göttinger Dichter gehörte. Drei Jahre blieb Voß auf der Univerſität.

Er hatte seinen Freitisch gehabt, hatte für den Buchhändler Dieterich Korrekturen gelesen und durch ihn Bestellungen auf Gelegenheitsgedichte bekommen. Voß hatte — dank Voies Vermittelung — auch für Leipziger Verleger überjezt und war recht eigentlich dessen angestellter Hilfslehrer gewesen, der sich bei den vielen Engländern, die Voie zu informieren hatte, durch Stundengeben etwas Geld verdiente. Bei solchen engen Beziehungen von Voß zu Voie war es selbstverständlich, daß Voß ganz an Voies Stelle trat, als dieser mit einem seiner Zöglinge im Sommer 1774 nach Spa reiste. Also übernahm es Voß, an Voies Statt, den Göttinger Musenalmanach auf das Jahr 1775 zu redigieren. Das war für ihn eine erwünschte Einnahme. Und bei dem Freundschaftsverhältnis von Voie und Voß, der „ein vortrefflicher Mann“ war, der auch mit Voies Schwester Ernestine, die sich für alle Gedichte von Voß im Al-

manach interessierte, schon schriftlich Grüße ausgetauscht, ist es erklärlich, daß Voß in Voies Elternhaufe, in Flensburg, vorübergehend als Gast weilte. Hier verlobte er sich heimlich mit Ernestine Voie. — Freilich hatte der mittellose Student Schulden und zunächst keine Aussicht auf Anstellung.

Aber Voß wollte heiraten und dachte sogar daran, am Ende der Göttinger Studienzeit sein ganzes philologisches Studium an den Nagel zu hängen, um zur Jurisprudenz überzugehen. Als Jurist wollte er in anderthalb Jahren so weit sein, daß er irgendwo als Sekretär eine Anstellung fände. Möglich wäre das wohl gewesen; nur hätte eine Stellung der Art ihm ganz bestimmt nicht die Mittel geboten, seine Ernestine heimzuführen! Darum gab Voß die schnell gefaßte Absicht, ein Jurist zu werden, auf. — Er verließ Göttingen und zog im Frühjahr 1775 nach dem stillen Wandsbek, wo er, wie Matthias Claudius, „der Wandsbeker Bote“, als Schriftsteller lebte und am Pindar arbeitete. In Göttingen waren seinerzeit die Rollen so verteilt worden: Bürger sollte den Homer und Voß den Pindar übersezen. Daß sich die Brüder Stolberg auch auf diesem Felde betätigen könnten, hatte niemand ernstlich gedacht. Was Voß in Wandsbek vorderhand eine materielle Existenz bieten konnte, war lediglich die Redaktion des Göttinger Almanachs, die er einmal vertretungsweise besorgt, die ihm Voie jetzt großmütig ganz abtrat.

Nun stellte Voß dem Verleger seine Bedingungen und geriet dabei mit Dieterich in Differenzen, die zu einem gänzlichen Bruch führten. Voß hatte in den drei Göttinger Jahren — trotz des Umganges mit dem gewondten Voie — seinen schroffen, rechtshaberischen und eigensinnigen Charakter herausgekehrt. Er besaß den unerfrenlichen Stolz der Armut. Gefälligkeiten, die ihm erwiesen wurden, nahm er als selbstverständlich hin und hielt sich deshalb anderen gegenüber keineswegs für verpflichtet. Die kleinen, engen Verhältnisse, aus denen er stammte, hingen Voß damals noch sehr an. Er war nicht gefällig; denn Gefälligkeit — meinte Voß selbstbewußt — würde ihm als Ariechelei ausgelegt werden! Wäre er nur ein wenig weltgewandter gewesen, so hätte sich doch wohl eine Form gefunden, wo er den Verleger Dieterich kannte, wo Voie ihm die Redaktion des Almanachs abgetreten, daß Voß den Almanach in dem alten Verlage weiterführte. Mit Dieterich, der auch mal sein Wohlthäter gewesen, hatte sich Voß aber überworfen und kündigte für das Jahr 1776 die Fortsetzung des Göttinger Musenalmanachs auf Subskription an. Mit diesem Almanach, der in Lauenburg oder in Hamburg



gedruckt wurde, hatte der Verleger Dieterich nichts mehr zu tun. Voss hatte gesucht, da er mit dem Göttinger Kreise persönlich bekannt war, so viel Mitarbeiter des Dieterichschen Almanachs, als er nur konnte, zu sich herüberzuziehen. Unmöglich konnte Dieterich mit dieser Art, wie sein Göttinger Kalender in Vossens Hände überging, einverstanden sein. Es mußte zu gedruckten Erklärungen und Gegenerklärungen kommen, und natürlich dachte Dieterich nicht daran, seinen Almanach, den er seit 1770 verlegte, plötzlich aufzugeben, bloß weil Johann Heinrich Voss sich das Ansehen gab, daß er diese Sammlung mit allen alten Mitarbeitern fortsetze!

Mit seinem Almanach eröffnete Voss also eine sehr bewußte Konkurrenz. Voie, der die ausgezeichneten literarischen Verbindungen hatte, der Vossens Schwager werden sollte, war nach der Trennung von Dieterich in allen geschäftlichen Fragen Vossens Berater und ward nicht müde, bei den alten Mitarbeitern um Beiträge zum neuen Almanach zu werben. Auch Bürger gehörte von Anfang an zu denen, die Voss unterstützten, wenn er sich auch vom alten Göttinger Kalender nicht los sagte. Blieben die Beiträge aus — Voie schrieb Bitt- und Mahnbriefe, Voie übernahm die Rolle von Vossens Hülfredakteur und war der eifrig werdende Kollekteur, der mit Erfolg dem neuen Almanach aus immer weiteren Kreisen Abnehmer zuführte. Voss konnte den Musenalmanach auf 1776, der auf Subskription erschien, von dem aber auch ein Vorrat für den buchhändlerischen Vertrieb da sein mußte, schließlich in einer Auflage von viertausend Exemplaren drucken! — Dieser Almanach war Vossens ganzer Besitz, und Voss wollte heiraten.

Sicher war dieser Besitz freilich nicht. — Für den Göttinger Almanach hatte Dieterich ja an Goecking einen neuen Herausgeber gefunden, und Bürger hatte diesem älteren Freunde Beiträge nicht versagen können. Überhaupt: der Göttinger Almanach, dessen Fortsetzung Voss versprochen hatte, ging augenscheinlich weiter. Und Vossens bester Helfer und Berater, Voie, sang damals, im Januar 1776, eine eigene Monatschrift, das Deutsche Museum, an, das gleichfalls einzelne Gedichte brachte. Auch darin sah Voss eine Schädigung; denn durch das Museum wurden ihm die Beiträge an Gedichten, die doch allein in seinem Almanach gehörten, gekürzt! Ein solcher Eingriff in seine vermeintlichen Rechte war für den leicht verletzlichen und empfindlichen Voss ein Grund zu Differenzen selbst mit Voie! In drei oder vier Briefen mußte sich der förmlich entschuldigen, wenn er ein Gedicht, das Voss schon für sein Eigentum angesehen,

abdruckte. Und auf alle Gedichte, vornehmlich auf Bürgers Gedichte, machte Voss Anspruch. Sie sollten seinen Almanach füllen und ihm die Rente, von der er lebte, verschaffen! Dabei hatte die Art, wie Vossens Almanach im Selbstverlag erschien, ihr Mißliches. Der Einzelversand war beschwerlich und konnte nicht pünktlich ausgeführt werden; mit der Berechnung der Subskriptionsgelder war Voss auch unzufrieden. Er suchte also einen Verleger, aber fand keinen! Seine materielle Existenz war durch diesen Almanach nicht sichergestellt. Bemühungen, hier oder da im Schuldienste eine feste Anstellung zu finden, hatten bisher keinen Erfolg gehabt. Trotzdem wünschte Voss mit seiner Verlobten, mit Ernestine Voie, möglichst bald einen Hausstand zu gründen.

Die Familie Voie war sehr angesehen und geachtet, aber nicht gerade reich, und der Vater Voie war am 11. April 1776 gestorben. Die Mutter konnte sich nicht entschließen, ihr Kind dem Literaten Voss zu geben; mochte Heinrich Christian Voie noch so sehr auf Seiten des Freundes stehen — der Schwager Jessen, ein Buchhändler, war geradezu gegen diese aussichtslose Verbindung und bestärkte die Mutter Voie in ihrer Weigerung. Es war auch ganz ungewöhnlich, daß ein Mann ohne Amt und Stellung, der überlegte, um seine Schulden zu tilgen, und einen Almanach auf Subskription herausgab, sofort — ohne daß ein zwingender Grund vorlag — heiraten wollte!

Erst im Juli 1776 hatte Voss einen Verleger für seinen Almanach auf das Jahr 1777 gefunden; es war der Hamburger Buchhändler Bohn, der vierhundert Taler zahlen wollte. — Voie hatte immer, von Anfang an, die Absicht verfolgt, die beiden Almanache zu vereinigen, das heißt: die Mitarbeiter des Göttinger Kalenders ganz für Voss zu gewinnen. Voie hatte auch längst schon mit Bürger darüber gesprochen. Wenn Bürger ganz zu Voss herüberträte, wenn Voss ferner die Beiträge Goeckings und Pfeffels hätte, so würde sein Almanach es mit jeder Konkurrenz aufnehmen können, so hätte Voss tatsächlich von den alten Göttinger Mitarbeitern die Rente, die ihm zum Leben und Heiraten fehlte! Voie hatte Voss auch unterderhand geschrieben: Goecking schein von Dieterich hinsichtlich des Almanachs nicht allzu erbaut zu sein! Denn Dieterich gab seinem Herausgeber bei weitem nicht vierhundert Taler.

Also setzte sich Voss mit Goecking in Verbindung und bat ihn gar sehr, sich wegen des Almanachs mit ihm zu vereinigen. Auch Voie schrieb deshalb an Bürger und regte an, den Vossischen Almanach für 1777 mit einem Bilde Bürgers zu schmücken.

So würde alle Welt sehen, auf welcher Seite Bürger, dessen Gedichte dem Kalender die Abnehmer schafften, wirklich stände! -- Goeckingk hatte nun gerade nicht in Göttingen studiert, und Boß kannte ihn auch nicht persönlich. Aber mit einer Selbstverständlichkeit, als ob es das allernatürlichste von der Welt wäre, trug er Goeckingk vor: sich mit ihm zu vereinigen, daß er künftig eine bessere Sammlung zustande brächte, daß sich sein Verleger zu einem Kontrakte auf einige Jahre entschließen möchte; denn er, Boß, wolle heiraten! -- Goeckingk hatte keine Neigung, beim vereinigten Almanach den Subkollekteur von Boß zu spielen und auf hundert oder hundertfünfzig Taler Honorar zu verzichten, bloß deshalb, weil Boß sich ein Weib nehmen wollte.

Für den Jahrgang 1777 war der Einigungsversuch auch zu spät gewesen; denn beide Almanache waren schon im Druck. Darum gaben Boß und Voie ihren Plan aber nicht auf. Käme die Vereinigung zustande, so würde der Boffische Almanach -- wie Voie meinte -- „alles übertreffen, was vorhin von solchen Sammlungen da gewesen ist“. Das wollten Voie und Boß, und beide wünschten, daß sich Boffens Verleger künftig zu einem festen Kontrakt verstände, daß Boß endlich seinen Wunsch, zu heiraten, verwirklichen könnte! -- Bürger wollte den beiden Freunden nicht im Wege sein.

Und Boß meinte, das Argument seiner Bedürftigkeit müßte selbst die Freunde seiner Freunde bestimmen; folglich auch Bürgers Freund Goeckingk. Bürger stellte auch mitleidig Boffens Wünsche Goeckingk vor und -- weshalb sollte er Boß die Frau nicht gönnen -- Bürger riet: Goeckingk könne sich von dem Hamburger Verleger Bohn schließlich so viel Honorar ausbedingen, als er bei Dieterich gehabt; Boß wäre schon dadurch geholten! Den Göttinger Mufenalmanach auf das Jahr 1778 gab Goeckingk noch herans. Dann vereinigte er sich mit Boß. Der hatte sich erboten, an Goeckingk jährlich hundert Taler abzugeben. „Ich verliere zwar -- sagte Goeckingk -- gegen Dieterichs jetziges Honorar jedes Jahr fünfzig Tl. dabei, indeß helf' ich dem armen Teufel zum Weibe, und das ist ja, wie Ihr wißt, ein köstliches Freundschafts-Stückchen.“

Nun konnte Boß, der noch immer kein Amt gefunden, einen ordentlichen, schriftlichen Kontrakt auf einige Jahre schließen, und dieser Kontrakt, der ihm etwas Festes versprach, sollte in Flensburg den Widerstand der Familie gegen seinen Heiratswunsch besiegen.

Sicher war Boffens Mente natürlich nicht. Es konnten neue Mufenalmanache ankommen; die Zeit, wo man für Kleinigkeiten,

wie sie die Blumenlesen brachten, auf ein dankbares Publikum rechnen konnte, mochte auch mal ihr Ende finden; und schließte sich; die besten poetischen Verbindungen waren nicht für die Ewigkeit geschlossen, auch sie konnten gelöst werden. Aber Boß hatte durch Voies und Bürgers Fürsprache Goeckingk für sich gewonnen und damit zunächst die Göttinger ganz zu sich herübergezogen. Also schloß Boß mit dem Verleger Bohn einen Vertrag auf sechs Jahre. Von dem Sonderabkommen mit Goeckingk sollte in Flensburg jedoch niemand etwas wissen; wäre es nach Voien gegangen, so hätte auch Bürger nichts davon erfahren; dem aber hatte es Goeckingk selbst geschrieben.

Dieser Kontrakt über den Almanach, dazu die Einnahmen, die Boß als ein außerordentlich fleißiger Übersetzer der Griechen gewinnen konnte, auch die guten Honorare, die ihm Voie für Beiträge zum Deutschen Museum zahlte, wurden in Rechnung gestellt, vor allem Boffens zähe Energie, die ohne zu ermüden das tägliche Arbeitspensum erledigte, in Anschlag gebracht. Bei solchem Fleiß, der sich von früh bis spät am Schreibtisch betätigte, konnte Boß leben. Gewiß war das Übersetzen der Alten nicht das alleinige Vorrecht von Boß, auch andere übersetzten neben ihm die Klassiker; dennoch -- Boß würde sich durch seinen gelehrten Fleiß schon bekannt machen und würde sich in absehbare Zeit gewiß ein festes Amt erschieben. So dachte Voie, der die Verbindung des Freundes mit seiner Schwester in jeder Weise zu fördern suchte.

Und die Familie in Flensburg gab den Wünschen Ernestinens und Boffens schließlich nach. Denn drei- bis vierhundert Taler konnten zur Begründung eines eigenen Hausstandes allerdings genügen. Und hatte nicht Klopstock -- für die Familie Voie die entscheidende Autorität -- über Boffens Lage und Zukunft befragt, den Liebenden die Auskunft gegeben: solange Boß den Mufenalmanach habe, sei „sein Zustand sicherer, als gewöhnlich der Zustand der Kaufleute ist“? Solchem Urteil gegenüber konnte der hartnäckigste Widersacher, der Kaufmann in der Familie, Voies Schwager, der Buchhändler Jessen, nichts mehr machen. Die Hochzeit fand am 15. Juli 1777 statt. Boß reiste darauf mit seiner jungen Frau zu seinen Eltern nach Medlenburg -- diese ganze Hochzeitsreise kostete kaum mehr als sechs- unddreißig Taler -- und führte seine Ernestine dann nach dem stillen Wandßbek heim. Mit dem hübschen Gedichte „Des Schäfers Liebeswerbung“ gratulierte Bürger dem Paar.

Dieterich aber war ohne Redakteur für seinen Almanach. Seinerzeit, ehe Goeckingk aus Ruder gekommen, hatte Bürger

alle Anträge Dieterichs standhaft abgewiesen -- weil Voß einen Musenalmanach edieren wollte. Nun bestürmte ihn der Verleger wieder und hatte sich -- Voie konnte es nicht hindern -- dabei „hinter verschiedene hier gesteckt, die Bürger zu Freunden zu halten Ursache“ hatte. Es war die Zeit, als Stolberg mit seiner Nias hervortrat. Es war damals, als der Amtmann Leonhart starb und Bürger neue Verpflichtungen für die Familie seiner Frau übernahm. Eine Verbesserung seiner Einnahmen war Bürger erwünscht. Es könnten auch zwei gute Almanache nebeneinander bestehen, meinte er jetzt! Dasselbe hatte Voß gesagt, als es sich um Stolbergs und Bürgers Nias handelte. Seine Gedichte wollte Bürger, nach wie vor, an beide Almanache verteilen. So hatte er Voien gegenüber sich erklärt und, als die Verhandlungen mit Dieterich schwebten, in jedem Falle Voß seine Mitarbeit nach wie vor versprochen.

Sicherlich hätte Dieterich, wenn Bürger ablehnte, einen anderen Herausgeber gefunden: nur wäre ein anderer Redakteur, der nicht den Ruhm und das Ansehen Bürgers hatte, für Voß kein gefährlicher Konkurrent gewesen. Voß hatte bei seinem Heiratsplane durchaus auf den Beistand aller Göttinger Freunde gerechnet und hörte zu seinem Erstaunen: Bürger habe den Dieterichschen Almanach nach Goeckings Abgang übernommen! Er wollte es nicht glauben; er bat um die Versicherung: das sei nicht der Fall.

Daß der Göttinger Almanach eingehen würde, daran hatte niemand geglaubt. Die Konkurrenz war gefährlich, wenn Goecking, aber noch gefährlicher, wenn Bürger die Redaktion führte. Das war Voß sehr einleuchtend. Denn sein Verleger, der mit ihm auf sechs Jahre einen Kontrakt geschlossen, machte nun Schwierigkeiten. Mit Goecking hatte sich Voß dahin geeinigt, daß der Verleger Bohn in Hamburg ihm für die Mitredaktion hundert Taler Honorar geben sollte. Die weigerte sich der aber zu zahlen und wollte von dem ganzen Kontrakte zurücktreten! Denn man hatte es für ganz selbstverständlich gehalten, daß Bürger, der zur Vereinigung der Almanache geraten, mit den übrigen Mitarbeitern zu Voß übergehen würde. Das war die stillschweigende Voraussetzung gewesen, auf der Voßens Kontrakt beruhte.

Wo es sich um ihn selbst handelte, sah Voß sehr genau, daß er Schaden hätte. Nur Bürger sah diesmal nicht ein, weshalb er sich für Voß anopfern und nicht lieber an den eigenen Vorteil denken sollte. Es war sehr zwecklos, wenn Voie dem Schwager Voß begünstigend vorstellte: „über Bürgern urteilen Sie zu hart. Das schreibe ich Ihnen gerade, ob ich gleich weiß, daß Ihre ge-

lindeste Antwort mich zu gelinde nennen wird. Daß mir seine Übernahme des Almanachs äußerst unangenehm ist, und ich alles getan habe, sie zu hindern, können Sie denken. Aber es war schon zu spät. Sie müssen sich die Lage denken, worin er ist, oder vielmehr können sie nicht recht denken. Es liegt die ganze Familie seines Schwiegervaters ihm auf dem Hals, und dazu kam, daß Dietrich sich hinter Minister und Gott weiß was alles gesteckt hatte, und alles ihm schrieb und zuriet, und das zu einer Zeit, wo er sich Hoffnung machte, in königliche Dienste zu kommen. Schaden wird er Ihnen nicht tun. Er schreibt mir noch vor einiger Zeit, daß sein Almanach sehr schlecht wird, und daß er doch nicht von dem mir getanenen Versprechen abweiche, keinen besonders um Beiträge zu ersuchen, nicht einmal die nicht, die weder mit Goecking noch mit Ihnen in Verbindung sind. Dazu kommt, daß er gleich wieder die Herausgabe aufgibt, und der Dietrichsche Almanach dadurch ganz zu Boden liegt. Wer will nun übernehmen, was Bürgern nicht geclückt ist? Ich fühle wohl, daß das alles nicht ganz entschuldigt, und daß Sie in ähnlicher Lage das nicht getan hätten, aber -- Sie müssen deswegen nicht durchaus brechen und für die künftigen Almanache aus zu strenger Denkungsart nicht einen so vielwiegenden Mitarbeiter aufgeben. Halten Sie sich kalt und tun keinen Schritt. Das übrige überlassen Sie künftig mir.“ Voß las das, sah aber nur auf sich. Auch er mußte auf Einnahmen denken, nachdem ihm der erste Sohn geboren. Ob Bürger mit dem nächsten Jahre den Almanach wieder aufgeben werde, und wie sich künftig einmal das Verhältnis der beiden Musenalmanache zueinander gestalten könnte, war für Voß unerheblich. Er sah, daß die Sicherheit, auf der er sein Eheglück aufgebaut, mehr als schwankend war, wo Bürger nun meinte: bei dem Wettkampf zweier Almanache müßte die Dichtkunst an sich ja gewinnen; denn ein Almanach sei gleichsam ein Monopol, das den freien Handel unterdrücke und lahmlege! Diese seine Ansichten hatte Bürger Goecking und Voß in einem „Promemoria“ auseinandergesetzt und sich durch Voßens Gegenründe nicht überzeugen lassen. Da brach Voß jede Beziehung zu Bürger ab -- trotz der vermittelnden Firsprache Voies, und obwohl ihm das gute Glück noch im Jahre 1778 die Rektorstelle an der Schule in Ottenborn bescherte, also Voß damit ein ganz nettes Amt gewonnen, von dem er bei den sehr wohlfeilen Verhältnissen im Lande Hadeln mit seiner Ernestine leben konnte. Voß verbat sich weiterhin Bürgers Beiträge, die er früher für die beste Zier seines Almanachs gehalten. Er sah Bürgers Handlung für Schurkerei an; und der dachte

nun nicht daran, den Dieterichschen Almanach nach einem Jahre wieder liegen zu lassen. -- Beide kamen nicht mehr ins rechte Gleis, wenn Bürger auch dem Schwager, Boie, gegenüber kaum eine Gelegenheit ungenutzt ließ, Vossens Gedichte zu loben und zu rühmen.

„Ach finde Bürgers Betragen gegen Voss um kein Haar feltjamer, als Stolbergs Betragen gegen Bürger wegen Homer“ -- urtheilte Sprickmann.

Boie, der Mittelsmann, der als Redakteur des Deutschen Museums seines alten Freundes Beiträge nicht missen wollte, und dem Bürger leid that, denn der war krank, mißmutig und unzufrieden, fand sich schließlich daren, daß Bürger mit dem Jahrgang 1779 den Göttinger Muzenalmanach übernahm und die Redaktion bis zu seinem Tode behielt. Er verlor persönlich nichts und gab die Idee, beide Almanache wirklich zu vereinigen und so den Zwist zu enden, schließlich auf, weil er es weder mit Bürger noch mit Voss verderben wollte.

Den Gedanken der Vereinigung hatte Boie noch längere Zeit verfolgt. Da Bohn den Vossischen Almanach nicht mehr für vierhundert Taler verlegen wollte und den Verlag überhaupt ablehnte, hatte Boie noch einigermaßen gehofft, beide Almanache wieder in einen zusammenzuschmelzen, den Dieterich dann verlegen sollte -- „wenn Dieterich nur Geld hätte und richtig bezahlen könnte“! Aber Boies Plan, die Almanache und die Freunde zu vereinigen, war doch ein Verlegenheitsvorschlag; sobald er ihn zu Papier brachte, bat er auch den heftigen Voss schon im voraus um Entschuldigung; denn schwerlich hätte Voss diesem Projekte, wie es sich Boie dachte, seine Zustimmung gegeben. Boie hatte gemeint: der Schwager, Bürger und Goekingf „träien ganz zusammen, und jeder lieferte von den erforderlichen zwölf Bogen vier, und nichts würde gedruckt, als durch zwei Stimmen wenigstens. Dieterich (denn ihm ist mit Gleich noch nichts gesagt), gäbe für diesen vereinigten Almanach gern fünfhundert Rtlr., wovon denn jeder der Herausgeber ein Drittel bekäme. Du kennst Dieterich wie ich; er ist ein Windbeutel, aber im Grunde ein Mann, der niemanden zu nahe tritt, als sich selbst. Die große Schwierigkeit ist das Geld. Versprechen wird er gern die fünfhundert Tl.; aber halten? Das wird er nicht allemal können, wenigstens nicht zur festesten Stunde. Da dächte ich nun, ob nicht du, bester Voss (denn die andern, die ihm näher sind, werden sich schon eher zu helfen wissen) Bücher für deinen Teil (immer versteht sich's mit einem Rabatt von wenigstens zehn Prozent) nehmen könntest. So viel Bücher jährlich brauchst du gottlob! nicht. Aber könntest du

nicht eine Lesegesellschaft in deiner Gegend veranlassen? Nicht für andere im Lande Hadeln, die lesen, von Dieterich die Bücher verschreiben? -- überleg' das, und vergiß nicht, daß es nur gutgemeintes Projekt ist.“

Eine solche Vereinigung mit Bürgern war Voss natürlich nicht möglich. Für das herabgesetzte Honorar von dreihundert Talern behielt endlich Bohn in Hamburg den Vossischen Almanach, und Bürger gab seinen Posten als Redakteur der Dieterichschen Blumenlese, die ihm zweihundert Taler brachte, auch nicht mehr auf. Da hörte denn Boie, welche unendliche Mühe Bürger für dies Honorar auf sich geladen, wie er an den eingekandten Gedichten feilen und umarbeiten müsse, daß kaum ein Wort an seiner Stelle bliebe, nur um den Versen einigermaßen Form zu geben. Bürgers Klagen über völligen poetischen Mißwachs sollten Boie -- auch Voss -- überzeugen, daß kein Grund vorläge, ihn um des Honorares willen zu beneiden. Diese Klagen sind übertrieben.

Goekingf, den nächst Voss Bürgers Entschluß am meisten anging, hatte sich auf „Gründe“, die Bürger rechtfertigen sollten, nicht eingelassen. Er sprach von seinem Bedauern, daß sie beide in dieser Sache nicht das gleiche „Gefühl“ hätten, und ihr Briefwechsel wie ihr Verhältnis zueinander wurden sehr viel einsilbiger und merklich kühler. Behaglich fand Bürger die Situation, in die er sich gebracht hatte, nicht. Er hatte Goekingf um vieles näher gestanden als Voss. Dem gegenüber konnte Bürger vielleicht erwägen, ob er ihrer Freundschaft zweihundert Taler opfern müßte, die ihm nach dem Tode des Amtmanns Leonhart sehr erwünscht waren. Bei seinem Verhältnis zu Goekingf war eine solche Rechnung nicht möglich. Sie waren beide zu lange befreundet, hatten in ihrer Ehe, wo die Schwägerin neben der Frau stand, ein ähnliches Schicksal erfahren, sie kannten sich beide zu gut und hatten Projekte gemacht, wie sie am liebsten ein gemeinsames Leben führen wollten. Diesen alten Freund mochte Bürger nicht verlieren. Die Geldfrage durfte hier nicht der Grund zu dauernder Verstimmung sein. Goekingf hatte auch Aussichten, bald befördert zu werden; er konnte das Honorar wohl verschmerzen. Als der erste Ärger vorbei war, als Bürger wieder um die alte Freundschaft bat, da war es auch Goekingf lieb, „dieser Nebenhistorie ein freundschaftliches Ende zu machen“, und mit der alten Herzlichkeit drängte er Bürger, ihn mit Frau und Kind, mit seinem ganzen Hauswejen zu besuchen, so wie sie's früher gehalten, wo zu solchen freundschaftlichen Festen Forellen und Karpfen im Fischkasten aufgespart wurden, wo Krammets-

vögel mit Pflaumentauke aufgetragen wurden und beide ein paar Tage bei Ungarwein nach Herzenslust schlemmten und schwankten; die Weiber stimmten beim Schmause einen Rundgesang an, und wenn die Kinder dazwischen lärmten -- es hörte niemand.

So manches Mitglied des Göttinger Bundes, das von Hans aus über keine pekuniären Mittel verfügte, war weit mehr als Bürger darauf angewiesen, sich das Nötigste zum Leben zu erwerben. Bürger war von seiten seines Großvaters nicht unermögend. Auch der Amtmann Leonhart, Bürgers Schwiegervater, war nicht mittellos. Trotz seines verwirrten Nachlasses erbte Dorette von ihm etwa dreitausend Taler. Die Gelder, die Bürgern zufließen, waren für jene Zeit nicht unbedeutend. Die Art, wie er seine literarischen Arbeiten zu fruktifizieren suchte, zeigt aber, daß er viel Geld verbrauchte. Sein Amt brachte im Jahre höchstens vierhundert Taler, und mindestens neunhundert verzehrte er. Auch die Hartnäckigkeit, mit der er Jahre hindurch bei hohen Einsätzen einen namhaften Gewinn im Lotteriespiel zu erzwingen suchte, verrät den Spekulant, den der Traum vom Golde lockte. Wie gesagt: die Homer-Übersetzung war gutenteils ein Finanzprojekt, das mißlang; den greifbaren Vorteil, den ihm die Redaktion des Almanachs eintrug, wollte Bürger nicht ausschlagen.

**M**ehr als einem Finanzpläne hing Bürger nach. Mit Gewalt wollte er seine materiellen Verhältnisse verbessern.

Gerade in die Zeit, als die Fremde ihn zum Homer drängten, fällt der Tod von Bürgers Mutter. Sie starb am 24. November 1775. Nahe hatte sie ihm niemals gestanden. Also reiste Bürger in der Hoffnung, seine Erbschaft in Empfang zu nehmen, nach Mchersleben. Und er war noch nicht am Grabe, da wußte er schon, was er mit dem Gelde anfangen würde, das er aus dem Ackerlande, das sein Großvater ehemals besessen, lösen könnte. Dieser Plan, den er mit Goekingk gefaßt, war fertig, als ihm nur die Aussicht winkte, Geld in die Hand zu bekommen.

Beide wollten eine Idee verwirklichen, die das achtzehnte Jahrhundert wiederholt beschäftigt hat: der Schriftsteller sollte unabhängig vom Buchhandel gemacht werden. Oder besser gesagt: den Gewinn, den der Buchhändler vom Verkauf und vom Vertriebe fremder Verlagswerte hatte, den wollten Bürger und Goekingk in die eigene Tasche stecken, indem sie eine Druckerei zu begründen und ihren Verlag -- ohne Zwischenhandel -- auf dem Wege der Subskription und durch eigene Kollekture abzu-

setzen gedachten. Kam dies Projekt zustande, und erwies es sich als lebensfähig, so mußte ein bedeutender Gewinn für die Unternehmer herauspringen. Das lockte beide. Ganz heimlich betrieben sie den Plan. Eine Druckerei sollte gekauft werden. Einer von beiden mußte Drucker werden. Ein Privileg war nötig. Sehr wünschenswert schien eine leibliche Posttaxe für die ausgedehnte Korrespondenz der Subskriptionsanstalt; ebenso die Erlaubnis, daß die Druckerei ihre Verlagsbücher selbst zensurieren und auch fremdes Papier ins Land bringen dürfe. Fast alle diese Wünsche glaubte Goekingk bei seinen guten Verbindungen in Berlin schon bewilligt zu sehen. Auch an brauchbaren Verlagsartikeln konnte es nicht fehlen. Ebenso bestimmt rechnete die Verlagsanstalt auf die Schriften von Goethe wie auf Gleims Werke, und selbstverständlich sollte alles, was Bürger und Goekingk schrieben, von ihr gedruckt und vertrieben werden. Die Einnahmen aus Bürgers Homer allein schlug Goekingk nicht gering an. In Nordhausen und Kassel sollten Niederlagen begründet werden. Der Plan ging ins Große. Beide zogen Erkundigungen ein. Druckereien und Papiermühlen wurden besichtigt. Man zog auch Boie und Dohm, die beiden Herausgeber des Deutschen Museums, ins Vertrauen. Alle Einzelheiten wurden ihnen vielleicht nicht verraten; aber Dohm, der sich mit Finanz- und Staatswissenschaften beschäftigte, hielt dies Projekt jedenfalls für sehr aussichtsreich. „Wenn es zustande kommt, versprech' ich mir alles davon“, schrieb er an Boie und bat: „reißlich zu überlegen“, ob sie nicht beide dem Institut „mit mehr oder weniger beitreten“ und künftig in diesem Verlage das Museum erscheinen lassen sollten. Von ihrem Leipziger Verleger, der unpünktlich war und auch zu schlechte Honorare zahlte, wollten sich Boie und Dohm freimachen, und Dohm, der einiges Vermögen, aber damals noch kein festes Amt besaß, hatte nicht übel Lust, sich an dem Institut persönlich zu beteiligen; so sehr gefiel ihm der wohlbedachte Plan! Dohm, der mit Bürger und Goekingk gesprochen, hatte geraten: Aktien auszugeben -- „das beste Mittel“, sagte er, „auf einmal ein ansehnlich Kapital zusammenzubringen“. Wie Dohm die Sache ansah, konnte die Beschaffung der Mittel für ein derartiges Unternehmen keine Schwierigkeiten bieten.

Geld fehlte den beiden Freunden nicht. Goekingks Schwiegermutter starb zur rechten Zeit. Goekingk bekam bares Geld in die Hand und war nun noch mehr als Bürger die treibende Kraft. Natürlich wollten beide ihr Amt aufgeben, um sich ganz den kaufmännischen Geschäften zu widmen. Beide sahen das gemein-

same Projekt, das sie in Briefen und Konferenzen durchsprachen, schon verwirklicht, und mit heller Freude rechneten sich diese Optimisten aus, daß ihr großartiges Unternehmen längst nicht so viel kosten könnte, als sie anfangs geglaubt. Schon viertausend Taler mochten als Stammkapital genügen! Soviel konnten sie sicher schaffen. Und diese Summe würde ausreichen, die bestehenden Buchhandlungen zum Wanken zu bringen!

Etwa zwei Jahre wurde dieser Plan mit der Hoffnung auf gutes Gelingen eifrig überlegt und -- nicht ausgeführt. Der Mann von Bürgers ältester Schwester Henriette, ein Pfarrer Desfeld, einigte sich nicht mit der jüngeren Schwester, Friederike Müllner, und mit Bürger über die Teilung der ererbten Ländereien. So zog sich die Regulierung jahrelang hin, und Bürger konnte über seinen Anteil nicht verfügen.

Recht betrachtet, war es kein Schade für ihn. Denn den Widerstand des Buchhandels, der durch Privilegien geschützt war, der für den Absatz seiner Waren über alte, feste Formen und einen geregelten Mezverkehr verfügte, hätten Bürger und Goekingk niemals brechen können. Beide überschätzten ihre Kräfte sehr erheblich, wenn sie glaubten, sie könnten dem Handel neue Gesetze aufzwingen. Wie wollten sie denn nur einen Buchhändler zwingen, mit ihrem Institut zu handeln?

Wo auf dem Wege der Subskription, durch die Tätigkeit von Kollektoren an noch so vielen Orten das Kaufverlangen des Publikums durchaus nicht befriedigt werden konnte, wo sich nach Erscheinen eines Buches regelmäßig noch Käufer meldeten, hatte es der Buchhandel in der Hand, jedes einzelne gangbare Werk des Instituts, mindestens jedes Werk, bei dem man auf eine zweite Auflage rechnete, sofort nachzudrucken, um dies Buch zu einem billigeren Preise auf den Markt zu bringen. Wer sollte sich da bei Bürgers und Goekingks Verlagsanstalt künftig noch zur Pränumeration drängen, wenn es erst bekannt wurde, wenn er es wohl selbst aus eigener Erfahrung wußte, daß ein Buch, für das er unbefehlen sich zur Zahlung verpflichtet, so gleich nach dem Erscheinen bei jedem Buchhändler billiger zu beziehen war? -- Die Buchhändler, die ihre Verlagsartikel gegeneinander austauschten, konnten unter sich von einer Beilegung ihrer Rechnung in harter Münze abssehen. Sie stellten ihr Konto im wesentlichen durch Bücher glatt, um mit diesen Büchern wieder weiter zu handeln. Bürgers und Goekingks Institut wollte aber nur die eigenen Verlagswerke vertreiben, wollte sich mit fremden Büchern nicht befassen und dachte an die Einführung eines Barverkehrs, wie er ganz und gar nicht

üblich war! -- Und im ganzen Heiligen Römischen Reich gab es gegen den Nachdruck doch keinen wirksamen Schutz. Vielmehr war der Nachdruck immer zu befürchten, ja, war fast unvermeidlich und wurde geradezu herausgefordert, wenn ein Werk nur auf Subskription erschien und nicht zugleich -- nach beendeter Pränumeration -- der Verlagsartikel eines bestimmten Buchführers ward, der mit der Organisation gehörte und der sich natürlich den üblichen Handelsbedingungen der Buchhändler unterwarf. -- Ob rücksichtsloser Nachdruck für ein moralisch erlaubtes Mittel gelten könnte, kümmerte den Buchhändler im achtzehnten Jahrhundert sehr wenig; vielmehr sah der Buchhandel von damals schon in der Subskription, die der Autor selbst auf sein eigenes Werk eröffnete, eine Verletzung seiner Privilegien und wandte sich -- in verschiedenen Landesteilen mit Erfolg -- gegen diese Art, ihm vor Erscheinen des Buches die künftigen Käufer zu entziehen. Notwendigerweise mußte daher ein Unternehmen, das sich auf dem vom Buchhandel bekämpften Subskriptionswesen begründete, die allerheftigste Gegenwehr der gesamten Buchhändlerchaft herausfordern. Deshalb hätte das unmögliche Projekt der geschäftsfremden Poeten, die später über ihren Plan wohl selbst kritischer dachten, keinen Gewinn gebracht. -- Und auf den klingenden Ertrag kam es ihnen an. Der bildete für Bürger einen starken Anreiz auch zum Schreiben.

**B**eigt das doch wieder sein Plan, den „Ossian“ zu übersetzen. -- Die nüchterne Erwägung, es gäbe noch keine gute Übersetzung, und doch sei die Wiedergabe von Ossians Gedichten in rhythmischer Prosa so leicht, ließ ihn den Gedanken fassen. Hatte der Buchhändler Himburg in Berlin doch hundert Dukaten dafür versprochen! Und hundert Dukaten waren ein anständiges Honorar, wie es nur ein berühmter Autor für fünfzig Bogen erhielt. Bürger war wieder einmal mit Eifer bei der Sache. Ossian lag ihm. Er hatte den von Goethe und Merck besorgten Frankfurter Nachdruck so oft gelesen, daß er ganze Gesänge auswendig wußte, die er unwillkürlich beim Spazierengehen im Kopf übersehte. Mühe los sollte die Arbeit in einem halben Jahre, bis Ostern 1779, getan sei. Herder und Goethe hatten nur einzelne Proben gegeben. Schwierigkeiten waren hier für Bürger nicht zu überwinden. Mit dem Homer, wie er ihn geplant hatte, war das anders gewesen. Bei Ossians Gedichten war die Übersetzung ein Spiel, und das Honorar lockte. Um die Verleger lüsteru zu machen, sollte nach alter Weise eine Probe in Boies Deutsches Museum gerückt werden. Wer von den Buchhändlern dann am

meisten böte — noch mehr als Himburg — der sollte die Übersetzung haben. Eigene Gedichte und der Homer konnten ihm Ehre bringen. Seine Arbeit wollte Bürger aber in Geld umsetzen. Er bewertete sie hoch. Er wußte, daß sein Name etwas galt. Deshalb wollte er freilich auch eine Übersetzung geben, die sich sehen lassen könnte. „Auf ein halbes Jahrhundert muß ich alle andern Dolmetschungen ausschließen, oder ich fange lieber nicht an“ — dachte er. Bürger war nicht der bloße Sandwerker, der Tag für Tag seine Arbeitsleistung vollbringt. Den Ehrgeiz des Künstlers konnte er nicht verleugnen, auch da, wo er nur der Geschäftsmann zu sein wünschte. Die Freunde kannten diesen Widerstreit in ihm, der manchen mit Lust begonnenen Plan für immer zum Fragment verdammt. Die beiden Grafen Stolberg und Voie erboten sich, einzelne Stücke, die Bürger bezeichnen möchte, zu verdeutschen oder ihm eine gute Übersetzung zu verschaffen. Solche Hilfe nahm Bürger gern an; denn natürlich war er bis Ostern 1779 mit seinem Manuskripte nicht zustande gekommen. Die Beschäftigung mit Ossians im Nebel verschwimmenden Helden, die in der Welt Homers nicht denkbar wären, fällt in die Zeit, als Bürger sich zur großen Reise rüstete, als er sich für ein oder zwei Jahre von Dorette trennen, als er in der Ferne die Liebe zu Mollh vergessen wollte. Das Honorar vom Ossian sollte ihm ein schöner Reispfeimig sein. Aber die geplante Reise unterblieb, und Bürger ließ die angefangene Übersetzung liegen. Ossian ist nur ein Fragment mehr unter seinen Werken.

Eine Idee, die ihn plötzlich durchzuckte: „die Gedichte Ossians von Singal und andern Helden auf einen Singal in opere venereo zu parodieren“, diese „nährische“ Idee, die ihm während des Planes seiner ernsthaft gemeinten Übersetzung kam, wurde erst recht nicht in die Wirklichkeit umgesetzt. Bürger's parodistische Absicht zeigt nur, wie unbefangen oder wie eigenmächtig er einem überlieferten Stoffe gegenüberstand, wie seine Gedanken von der Arbeit, die er gerade vorhatte, abhewiesen, und wie Bürger die Freude am eigenen Wize nicht unterdrücken mochte. Seine Parodie sollte „so was prachtvoll'es werden“, daß ein Todtkranke sich darüber gesundblachen müßte! Bürger schrieb: „Bei dem nächsten Anfall von Laune mache ich eine Probe fertig“ — gerade damals fehlte dem an der Liebe Kranken diese lustige Stimmung.

Es war ein anderes „Geldprojekt“, wenn sich Bürger wieder um seiner Leibeshnahrung und Notdurft willen mit dem Verleger Dieterich über eine Ausgabe der Märchen aus Tausend-

undeiner Nacht beriet. Beide wurden einig; beide sahen schon in Gedanken die Ausgabe vor sich stehen: sechs niedliche Bändchen, jeden Band wenigstens mit zwei Kupfern von Chodowiecki geschmückt; die Illustrationen hatte Bürger bereits ausgedacht. Und schnell warf er im April 1781 eine „Ankündigung“ auf's Papier, welche in die Zeitungen und — in erweiterter Fassung — in Lichtenbergs „Göttingisches Magazin“ eingerückt ward. Denn Bofz hatte gerade damals eine Übersetzung der Märchen versprochen. Auch für ihn handelte es sich um ein Geldgeschäft. Ein inneres Verhältnis hatte Bofz so wenig zu diesen Märchen, daß er sich von Voie erst aufklären ließ, ob das Original arabisch oder persisch sei, und daß er den Schwager um Übersetzung der nötigen Literatur, die ihm ganz neu war, ansprach.

Schwerlich ist es mehr als ein Zufall, daß sich hier wieder beide, Bürger und Bofz, als Konkurrenten gegenüberstanden. Bürgern war dieser Zufall schon recht. Denn Bofz' Übersetzung hielt sich Wort für Wort an die Ausgabe von Galland — nur verstand bald jedes Kammermädchen so viel Französisch, um den Galland selbst zu lesen! Und wer das nicht konnte, der mochte die alte Übersetzung vornehmen, die schon der Großvater gehabt, die ihm durch das Galante und Altfränkische der seinerzeit beliebten modischen Schreibart auf alle Fälle einen belustigenden Genuß verschaffen würde! So kritisierte Bürger in seiner „Ankündigung“ Bofzens Unternehmen. Zugleich gab er das eigene Programm: keine Übersetzung — aber die Märchen „neu und nach eigener Weise — bald in Prosa, bald in Versen — erzählt“.

Weil Gallands Vortrag und Schreibart ungenießbar und schlecht waren, mußten sie auch in jeder wörtlichen Übersetzung schlecht bleiben. Also frommte kein Übersetzen. Der gebotene Stoff war nur brauchbar, wenn er gestaltet wurde. Wieland hatte sich schon in freier, nachschaffender Art einiger dieser arabischen Märchen glücklich bemächtigt und dem hinkenden und stolpernden Galland Form gegeben. Das war die richtige Art, die den Leser ergötzte. Bürger stellte seine Ankündigung Bofzens Einladung entgegen. Das leselustige Publikum mochte nun wählen. Hier der gestaltende Künstler, der die Leser mit gefälliger Laune zu unterhalten versprach; dort der brotfließige Übersetzer, der sich begnügte, einen formlosen französischen Text zu übertragen! — Diese Ankündigung — „ein seltsam Gemisch von Laune und Studententon“ — mußte Voie und Bofz natürlich mißfallen.

Auf Bürger's „Machwerk“ war man dennoch „sehr neugierig“. Angeblich war von Bürger's Ausgabe schon der erste

Band, der zur Michaelismesse 1781 erscheinen sollte, unter der Presse. Das hieß dem Konkurrenten die Käufer abjagen!

Es freute Bürgern, seinen gewesenen Freund Voss recht gründlich zu ärgern. Gehalten hat er aber sein Versprechen wiederum nicht. Es war seine Eigentümlichkeit, und darin tat es ihm so bald keiner gleich, vielversprechende Ankündigungen in alle Welt zu schicken; nur folgten die Werke den stinken Verböten nicht nach. Der Weg vom ersten Entschluß zur Ausführung war bei Bürger zu lang. Ihm fehlte die frische Lanze, die Märcen in seiner Manier zu erzählen. Allerdings war das auch schwieriger als eine schulemeisterliche Übersetzung, wie sie Voss in den Jahren 1781—85 ans Licht stellte. Sobald es sich um eine Anstrengung handelte, war selbst ein lockender Gewinn nicht stark genug, daß es Bürger über sich gewann, sich ins Joch zu spannen. Von seiner Ausgabe der Märcen besitzen wir nichts als die feste Ankündigung. „Etwas — meldete Voie dem Konkurrenten, dem Schwager Voss, am 10. Juni 1782 — ist von den Arabischen Märcen, wie mir Dietrich schreibt, schon längst gedruckt und von Chodowiecki sind Kupfer fertig.“ Wir besitzen von Bürgers Arbeit aber nichts. Seine Idee war nicht übel. Deshalb wollte einer der jüngeren Mitarbeiter des Göttinger Musenalmanachs, Langbein, der zu Bürger in nähere Beziehungen getreten war, sie nach etlichen Jahren ausführen und bat um des Meisters Rat: „wie dies Gericht für den Gaumen des Publikums am leckersten zuzurichten sein dürfte. Sie sind der Koch, der das am besten versteht.“

So dachte Langbein. Diese Ansicht teilte auch der Hofmedikus Gramberg, der Bürger im Mai 1781 auf Georg Kollenhagens Gedicht vom Froschmäuslerkrieg hinwies und meinte, Bürger, der Übersetzer Homers, sei allein der rechte Mann, dem etwa zweihundert Jahre alten Lehrgedichte eine neue gefällige Form zu geben und ihm mit seiner Bearbeitung das Publikum, das es verdiene, zu schaffen. Gramberg hatte einen Verleger an der Hand, der eine neue Ausgabe seines Lieblingsdichters übernehmen wollte. Das Honorar sollte Bürger bestimmen! Sofort ließ sich Bürger sämtliche Ausgaben von Kollenhagen aus der Göttinger Bibliothek kommen und war zur Bearbeitung bereit. — Sie blieb liegen.

Biester bat um Beiträge zur Berlinischen Monatschrift und bot für den Bogen in Kleinoktav zwei Dukaten Honorar. Goekingk hoffte, dem Freunde für den Quartbogen vier bis fünf Friedrichsdor zu zahlen, wenn sein geplantes „Journal von und für Deutschland“ beim Publikum Beifall fände. Der Verleger

Sinburg, der den Ossian haben wollte, machte Bürger im Oktober 1782 einen neuen Antrag, den Milton zu übersetzen. Mindestens für sechs Jahre sah Bürger lohnende Arbeit vor sich. Er schwankte, ob er sein Amt aufgeben sollte, um sich ganz der literarischen Tätigkeit zu widmen; am liebsten mit Goekingk zusammen. Als er im Juni 1783 dessen Ankündigung zum Journal von und für Deutschland gelesen, hatte er Lust, der Mit-herausgeber zu werden und sich so eine neue Existenz zu gründen. Nur war der Prospekt, der lediglich das künftige Erscheinen und den Plan des Unternehmens anzeigte, noch kein Bürgerschein für den Erfolg und für die Dauer des Blattes. Dennoch bot die Ankündigung Bürgern Anlaß, ernstlich zu erwägen, ob er sein Amt nicht aufgeben sollte. Er war, so alt er geworden, der hoffnungsvolle Schwärmer, der die Brücke hinter sich abbrechen und, was er hatte, voller Eifer auf eine unsichere Karte setzen wollte. Goekingk war bedächtiger. Goekingk rechnete bei dem Journale nicht mit riesenhaften Gewinnen, die für ihn auch ganz und gar nicht herausprangen, und dachte nicht mehr daran, seine Laufbahn als Beamter zu quittieren.

Trotzdem erlebte die literarische Welt bei Goekingks Journal eine große Überraschung: das erste Heft brachte im Januar 1784 den ersten Gesang der Ilias, übersetzt von Bürger in — Hexametern!

Still, für sich, hatte Bürger diese Arbeit gefördert. Ihn hatten schmeichelhafte Erklärungen im Deutschen Merkur: in seiner jambischen Übersetzung werde Homer „von seinem eigentümlichen Geist und Feuer und von seiner festen, festen, kraft- und markvollen Manier am wenigsten verlieren“, nicht mehr wankend gemacht; ebenso konnte ihn das Bedauern der Weimaraner: es werde „ein großer und unersehlicher Verlust für die Nation sein“, wenn seine jambische Übersetzung unvollendet bliebe, nicht mehr umstimmen; denn er hatte erkannt, daß die gelassene Ruhe des homerischen Vortrages mit Jamben, die die Worte fester fügen, die sie bestimmter und haltiger machen, nicht zu erreichen war. Nur eine Leistung eigenen Stiles ließ sich in Jamben geben. Die Verehrung für Homers Dichtung zwang diesmal Bürger, seine Manier zu verleugnen, um als Übersetzer der getreue Diener zu sein. Spät kam die Erkenntnis; denn es war nicht leicht, dem Jugendtraume zu entsagen. Nun veränderte Bürger die Waffen: „Meine ersten leisteten nicht, was sie sollten und ich mit den veränderten konnte. Mag man sich doch verwundern! Mag man doch lächeln!“ — Zu Hexametern mußte



die „höchstgetreue“, die „höchst homerische“ Verdeutschung geboten werden, die Vers für Vers, selbst im Hinblick auf die Wortstellung, ein Wiederhall des Originals, dem nicht das Kleinste genommen, dem nicht das Geringste hinzugefügt werden durfte, sein sollte. Dann war es „die“ Übersetzung, die dauern konnte, bis die deutsche Sprache selbst sich änderte. Bürger hoffte, sie zu geben. In der Jugend hatte er mit Homer in seiner Weise gerungen, hatte sich gerade durch diese Anstrengungen die Schätze der Sprache und ihre Ausdrucksmittel zu eigen gemacht — er konnte Homer nicht lassen; der reiferen Erkenntnis wollte er das vollendete Werk danken. Die Übersetzung war ihm zur Ehrensache geworden. Große Partien hatte er auf dem Papiere. Er revidierte und feilte, ehe er das Druckmanuskript Goeckingk sandte. Oft waren es nur Veränderungen, nicht mehr Verbesserungen. Nichts schien ihm gut genug; denn seine ganze Ehre stand hier auf dem Spiele! Gesang für Gesang sollte sein Homer in Goeckings Journal abgedruckt werden. Bürger hat um kritische Erinnerungen — das Lob des Philologen Fr. A. Wolf erhielt er — jeden berechtigten Einwand versprochen er zu nutzen, um dann die endgültige Ausgabe letzter Hand in Buchform zu geben.

Mit dem vierten Gesange bricht die Veröffentlichung der Homer-Übersetzung im Journale von und für Deutschland ab. Diese Probe ist das Letzte, was der „Amtmann“ Bürger drucken ließ. Böllig veränderte persönliche Verhältnisse haben auch diese Übersetzung verurteilt, als Fragment neben den jambischen Proben in Bürgers Werken zu stehen. Das Leben bot ihm nicht mehr die Muße, zur Ilias zurückzukehren. Homer hatte ihn nicht — wie Boie und Bießer gehofft — den Ehrenplatz, die gesicherte Position gegeben, fortan ein Leben nach eigener Neigung zu führen. Den Ruhm, den der erste Dolmetsch der Ilias gewinnen konnte, hatte Stolberg vorweggenommen. Überflüssigerweise hatte es dann der alte Bodmer, der lange keinen Verleger gefunden, nicht lassen können, auch seine jämmerliche Übersetzung dem Publikum noch aufzutischen. Und ein dritter, ein Ungenannter — es war ein Herr von Wobeser — machte sich gleichfalls ans Übersetzungswerk. Bürger hatte den rechten Zeitpunkt verkannt. Als erster war er aufgetreten; sein Ziel hat er niemals erreicht.

Wo beharrliche Ausdauer nötig war, kam Bürger über den Entwurf und das Fragment nicht hinaus. Er hatte es mit den verschiedensten Plänen versucht. Den einen wie den andern ergriff er mit leidenschaftlichem Eifer; aber eine neue Idee, die seiner augenblicklichen Stimmung besser zusagte, fesselte ihn bald, oder er hatte die Lust gänzlich verloren und kam nicht zum

Vollenden. So zersplitterte Bürger seine Kraft, verdarb sich den Erfolg und häufte nur Fragmente. Darin liegt etwas Tragisches; denn er hatte den Drang, Großes zu schaffen; er wollte ein Werk aufstellen, das ewig mit seinem Namen verknüpft sein sollte, das ihn bei der allgemeinen Anerkennung, die es verlangen könnte, aus der Enge seines Daseins als Amtmann herausführen sollte; ein Werk, das ihm goldenen Lohn tragen mußte! — Bürger blieb der Meister des Kleinen. Das strophige Gedicht war die Form, die seinem inneren Wesen, die seiner Unruhe entsprach. Bürger lieb dem Göttinger Musenalmanach seine Zeit und wurde den Jüngeren — Dilettanten und Berufenen — ein Vorbild; Bürger gab fremden Beiträgen feilend und bessernd die Gestalt. Es handelte sich bei der Redaktion des Almanachs um einzelne, kleine Gedichte, die der Herausgeber wählen und ordnen mußte. Das konnte Bürger. Diese Tätigkeit, die er Jahre hindurch übte, sah aber niemand für eine „Leistung“ an. Auch in Bürgers eigenen Gedichten, die 1778 in einem Bande vereinigt waren, hatten die Großen der Welt nur das freie Geschenk der Mufen gesehen. Die Königin von England, eine geborne Prinzessin von Mecklenburg, hatte, da ihr Bruder, der Herzog Ernst, bei ihr angefragt, in Gnaden gestattet, daß auch ihr königlicher Name auf der Subskriptionsliste genannt würde. „Unsere Frau Königin könnte von ihrem Nadelgelde wohl was entbehren“ — dachte sich Bürger, und Boie meinte: „Wenn deine Gedichte der Königin gefallen, haben wir gewonnen Spiel.“ Als nun die Gedichte gedruckt waren, erhielt die Königin vom Herzoge Ernst eines der wenigen auf holländischem Papier abgezogenen Exemplare — „ganz artig in verguldeten marmorierten englischem Band gebunden“ — selbst übersandt. So kamen Bürgers Gedichte „aus der angenehmsten Hand“. Die Königin konnte sie schwerlich übersehen. Das Exemplar war überdies von einem Briefe Bürgers — „säuberlich auf säuberlichem Papier“ geschrieben — begleitet; denn der Herzog, der als hannoverscher Generalleutnant in Celle stand und Boie persönlich kannte, hatte die Absicht, daß der Dichter sich in einem Briefe an die Königin wande, die zugleich auch seine Landesherrin und Kurfürstin von Hannover war, sehr gebilligt. Der Herzog hatte Boien ausdrücklich geschrieben: „Das Exemplar von Bürgers Gedichten für die Königin denke mit dem nächsten Kurier abzusenden, ich approbiere die Idee sehr, daß der Autor einige Zeilen hinzufügt; wenn ich es nur zur rechten Zeit bekomme.“ Bürger war sehr bereit gewesen, diese Zeilen zu schreiben. Von der Königin aber erfuhr er „nicht Ein Wort“.

Durch ihre Gaben hatten die Mäusen den Dichter ja selbst schon belohnt. Auf den Lohn der Fürsten darf aber das Verdienst allein hoffen. — In den zwölf Jahren seiner Tätigkeit als Amtmann hatte Bürger nicht eines der geplanten Werke, die ihm einen Anspruch auf Erkenntlichkeit geben sollten, zustande gebracht. Die Pläne, die Bürger nutzlos verfolgte, denen er seine Zeit opferte, brachten ihn nur in Konflikt mit seinen täglichen Pflichten als Amtmann. Sie waren mit ein Grund, der den Dichter zwang, sein Amt zu verlassen.

Nicht sehr lange, nachdem er das Amt als Uslarscher Gerichtshalter angetreten und die ganze Verwirrenheit kennen gelernt hatte, welche seine unfähigen Vorgänger geschaffen, äußerte Bürger zu Gleim den Wunsch, seinen unerfreulichen Dienst mit einem anderen zu vertauschen. Und kaum hatte Bürger seinen alten Schulkameraden Goecking, der in preussischen Diensten allmählich von Stufe zu Stufe aufrückte, wiedergefunden, so schüttete er auch dem sein Herz über das fatale, aristokratische Land Hannover aus, das ihm, dem Fremden, bei dem herrschenden Nepotismus der regierenden Familien keine Zukunft böte. Bürger sah, daß er, zumal als Beamter einer adligen Familie, festsaße und nicht höher steigen könnte. Auch bei geringerer Besoldung war ihm ein Amt im Preussischen erwünscht. Wenn schon der junge Amtmann verlangend nach einem anderen Dienste ausschaute, so verrät das keine sonderliche Neigung, sich mit gutem Willen in die gegebenen Verhältnisse hineinzufinden und in dem überkommenen Wust von Akten zunächst einmal gründliche Ordnung zu schaffen. Nach dem Ableben seines Großvaters, und mehr noch nach dem Tode seiner Mutter setzte sich bei Bürger die Idee immer fester, daß er ein Amt, das ihm Verdruß und Ärger bereite, nicht nötig hätte, da er von seinen ererbten Einkünften bei einiger schriftstellerischer Betätigung auch ohne den lästigen Dienst leben könnte; also geböte ihm die höhere Pflicht, die er als Dichter hätte, das undankbare Amt mit seinem Zwange zu verlassen. — Eine günstige Wirkung auf Bürgers Eifer im Dienste konnte es unmöglich haben, wenn er solche Gedanken miteinander verknüpfte. Gutentils schuf er sich selbst die Unzufriedenheit, die ihn lähmte, und den Ärger, den er nicht oft genug seinen Fremden klagen konnte, den Verdruß, der ihm sein Amt als Gerichtshalter vor allem verhaßt machte.

Bürgers Widersacher, der einst seiner Wahl zum Amtmann nach Kräften entgegen gewesen, der Obrist Adam Heinrich von Uslar, war schon am 30. Januar 1775 gestorben. Der neue

Senior, der Oberstleutnant und spätere Generalmajor Karl Wilhelm August von Uslar, war bis dahin ein Gönner des Amtmannes Bürger gewesen. Nur sand er sehr bald, daß Bürger sein Amt zu selbstherrlich auffaßte und ihm, dem Senior, nicht die nötige Hochachtung erwies. Bereits nach einem Jahre warf er dem Amtmann Achtlosigkeit, Widerspenstigkeit und Mangel an Respekt vor. Schon damals, im Februar 1776, bemühte sich der neue Senior mit einem Birkular bei sämtlichen Familienmitgliedern um Bürgers Absetzung. Er wollte einen Termin anberaumen wissen, daß jeder seine Klagen und Beschwerden gegen Bürger vorbrächte. Eine förmliche Untersuchung werde dann ergeben, wie weit er sein Amt außer acht gesetzt! Wenn durch öffentlichen Anschlag zur Klage gegen den Amtmann aufgefordert würde, hätte sich wohl einer und der andere — außer dem Senior — gemeldet. Das Hofgericht in Hannover sah sich schon zu der Zeit gezwungen, den Amtmann verschiedentlich zu erinnern, daß er seine Sachen erledige; es mußte in solcher Absicht wiederholt Exzitoratoria erlassen. Und der Pastor von Gelliehausen, Johann Christian Zuch, führte seit Jahr und Tag über Pflichtverletzungen des Amtmannes ordentlich Buch. Der Pastor fand, Bürger bestrafe Völlerei, Saufen und Schwelgen viel zu gelinde. Der Pastor hatte zu Papier gebracht, Bürger habe ihm mündlich erklärt: es sei gleichviel, ob ein Hirt vor der Tränung mit seiner Brant zusammenfalle oder erst nach vollzogener Kopulation. Natürlich war Bürger gegen die beiden nicht eingeschritten. Und trotz der Aufforderung des Pastors hatte der Amtmann ein andermal gegen das Ärgernis, daß zwei Personen in wilder Ehe zusammenlebten, auch nichts getan! „Es war um diese Zeit, da Herr Bürger Bräutigam war“, heißt es in der Aufzeichnung des Pastors. — Zuch erfreute sich in der Uslarschen Familie einer gewissen Stellung. Er hatte eine Johanna Elisabeth von Wurmb geheiratet. Deren Schwester war die Frau des Ernst Karl Heinrich Friedrich von Uslar. — Die Mehrzahl der Familienmitglieder billigte ein so scharfes Vorgehen gegen Bürger, wie es der Senior beabsichtigte, nicht, und Bürger änderte seine Amtsführung kaum zum Besseren.

Der Amtmann war auch weltlicher Kirchenkommissar. Als solcher hatte Bürger mit ebendem eifrigen Pastor zu tun, der bei seiner Neigung zu kritisierenden Notizen kein bequemer Herr war.

Das Pfarrhaus in Gelliehausen befand sich in schlechtem baulichen Zustand. Zuch teilte es dem Amtmann mit, der untersuchen sollte, ob ein Neubau oder nur Reparaturen nötig wären. Bürger ließ einen Sachverständigen kommen und wies, nach

dessen Gutachten, am 8. Juni 1776 die Pfarrgemeinden an, unverzüglich zum Neubau zu schreiten und binnen acht Tagen dem Pastor eine andere sichere Wohnung einzuräumen. Mehr konnte Bürger nicht tun. Es war ein böser Zufall, daß sich zwei Tage darauf in einem Nebengebäude, das die Küche barg, ein Ziegel von zehn Pfund Schwere aus dem Rauchfang löste und der Pastorin, die gerade am Herde gestanden, auf den Kopf fiel. Spornstreichs lief Zuch zum Amtmann und machte ihn, in Gegenwart des Seniors, für das Unglück verantwortlich. Unsinnig vor Wut posterte er unter seinen Vorwürfen auch heraus: Bürger habe die Calenbergische Landschaft betrogen; denn er habe nach dem Brande der Pfarrscheune, die nicht versichert gewesen, Schadengelder eingefordert und einen Teil davon in die eigene Tasche gesteckt! Also: schwerer Betrug wurde dem Amtmann in Gegenwart seines Gerichtsherrn vorgeworfen! Der Brand lag Jahre zurück. Der erregte Pfarrer war ins Eifern gekommen. Er schrieb ebenso gegen die vermeintlich sittenlosen und irreligiösen Gedichte Bürgers, die mit dem herabgefallenen Ziegelsteine durchaus nichts zu tun hatten, aber beweisen sollten, was Bürger für ein schlechter Amtmann sei.

Bürger war entschlossen, gegen den Pfarrer beim Konsistorium zu klagen. Und — sei es auf Anhalten der Gemeinden, denen der Bau des neuen Pfarrhauses oblag, sei es um dem „elenden Kerl“ seine Macht zu zeigen — er ließ zwei neue Sachverständige kommen, die, trotz des herabgefallenen Ziegels, eine Reparatur des Pfarrhauses auf lange Jahre hin für vollkommen ausreichend erklärten. Damit ärgerte Bürger natürlich den Pastor schwer. Die unumgänglich nötige Klage gegen den „nichtwürdigen Pfaffen“, der ihm eine eklatante Satisfaktion schuldet, hat Bürger aber nicht angestrengt! Das ist auffallend. Schwerlich fällt Bürger ein Betrug zur Last. Denn Zuch brachte die Brandgeldersache seinerseits vors Konsistorium, und wir wissen nicht, daß es irgendwelche nachteiligen Folgen für Bürger gehabt hätte. Auch der Senior von Uslar, der die Beschuldigung gehört, unternahm deshalb nichts gegen den Amtmann, und doch war er Bürgers „geschworener Feind“. Gründe, die für ihn als Amtmann freilich wenig ehrenvoll sind, mochte Bürger gehabt haben, seinen „gefeijentlichen und hämischen Verleumder“ nicht vor den Richter zu fordern; denn: bei einer weitläufigen Klage, bei umfangreichen Zeugenverhören, bei Gegenvorstellungen eines Beflagten, der sich seit Jahren allerhand Notizen gemacht, konnten andere Mißstände der Amtsverwaltung ans Licht kommen — kein Betrug. Dieser Kritik wollte Bürger wohl aus dem Wege gehen.

Beschwerden gegen den Amtmann Bürger waren leicht zu formulieren. Der Amtmann verzögerte die Justiz, der Amtmann unterließ es, in jedem Quartal den Gerichtsherrn die Lehnrechnungen abzulegen, und er fertigte den Kftervasallen auch keine neuen Lehnbriefe aus. Das waren hinreichende Gründe, wie der Senior von Uslar im Mai 1778 der Familie wiederum erklärte, Bürgern den Dienst aufzukündigen. Vor zwei Jahren hatte die Familie seine rigorosen Anträge nicht gebilligt. Das gleiche Ziel dachte der Senior zu erreichen, wenn er den gelinderen Weg einschläge, wenn er dem Amtmann eine Frist setzte, um die gerügten Mängel abzustellen. Blieb diese Frist unbenutzt, dann sollte auch Bürgers Zeit abgelaufen sein. Leider waren die Vorwürfe berechtigt, und Bürger sah sich gezwungen, etwas zu tun; er mußte sich um die Lehnssachen kümmern und brachte im September 1778 die Lehnrechnung zum Abschluß. — Schon im nächsten Vierteljahre unterließ er wieder die Rechnungslegung! Derartige Nachlässigkeiten im Amte waren Bürgers eigener Schade: er entzog sich die Sporteln, die er für jede Tätigkeit fordern konnte, und das Hofgericht in Hannover verlangte Strafgeelder um Strafgeelder, bald fünf, bald zehn Taler von dem säumigen Richter.

Als Bürger sich der Ausgabe seiner Gedichte widmete und Amtsgeschäfte Amtsgeschäfte sein ließ, als wohlwollende Erinnerungen, die Boie an den Freund weitergeben sollte, fruchtlos blieben, folgte ein Rescriptum poenale auf das andere. Bürger brachte sich in den allgemeinen Ruf eines Faulenzers, der selbst geringfügige Kleinigkeiten, aller Mahnungen ungeachtet, auf die lange Bank schob. Wenn poetische Ideen ihn beschäftigten, konnte er sich schlechterdings nicht überwinden, an die Akten zu gehen. Die Aktenarbeit war schon an sich, auch in unpoetischen Stunden, verdrießlich. Ein Stoß Akten lag da. War der durchgearbeitet, dann rückte ein neuer Ballen an den Platz der alten Akten. So ging es fort. Das war kein Leben; denn: „Man lebt ja nicht, wenn man nicht so leben kann, wie man zu leben wünschet.“ Seine Unlust zu jeder dienstlichen Pflichterfüllung war der vorgelegten Behörde so bekannt, daß sich Boie hütete, in diesen Kreisen Bürgers Namen auch nur zu nennen; denn gleich bekam er Klagen und Beschwerden über Nachlässigkeiten zu hören. Bürger charakterisierte sich gelegentlich sehr richtig: „Ich bin eine so faule Bestie selber, daß ich noch Amt, Haus und Hof drüber werde verlaufen müssen.“ Aber diese Erkenntnis brachte ihn nicht auf den fleißigen Weg. Sogleich hatte er die Entschuldigung bei der Hand: es seien „Zweipfeunigsgeschäfte“ und pure

„Nichtswürdigkeiten“, mit denen er seine beste Zeit hinbringen sollte! Bürger's Gedichte wurden bewundert und brachten ihm Ehre; der Amtmann empfing dafür Exzitoria und Strafbefehle und konnte sich aus seinen aufgetürmten, liegendegebliebenen alten Akten kaum noch herausfinden. Der Amtmann war der Feind des Dichters. Hatte der Dichter eine glückliche Stunde, fühlte er in der Stille, wie sich allerhand in ihm regte, das er nur gestalten müsse, dann störte ihn der Amtmann, dann hatten sich „drei verhoffene Kerle zolltiefe Löcher in die Köpfe schlagen müssen“ und verdarben ihm „die guten gesegneten Stunden, deren man doch so wenige hat“. „Sieh — klagte der Dichter Boien — so ein armer geplagter Mensch bin ich! Wenn mich nur bei allen dem der Genius ungezupft ließe, so wollte ich gern zufrieden sein. Könnte ich mich von ihm scheiden, glaube mir, ich tät' es.“

Die Banern, die in ihren Rechtsfachen zum Amtmann kamen, waren dem Dichter lästig. Bürger war nur Amtmann, wenn er es sein mußte, wenn der Strafbefehle so viel geworden waren, daß ihm seine Ruhe zu kostspielig wurde. Dann fing er mit der Arbeit an; dann saßte er auch gute Vorsätze, alles Verjämte nachzuholen und künftig nicht mehr das Geringste liegen zu lassen, um jede geniemäßige Schluderei abzutun und sich bei den Herren in Hannover in den Ruf pünktlicher Ordnung und in den Geruch emsigen Fleißes zu setzen; dann verschwor Bürger alles Versäumnen. Und wenn die Reste nach Monaten aufgearbeitet waren und er wieder frei aufatmen konnte, fand er seine Situation als Amtmann sogar selbst erträglich. Auch in solcher Periode des Fleißes, wo alte, aufgeschumnte Arbeit ihn in Anspruch nahm, hatte Bürger noch täglich Zeit zu einsamen Spaziergängen!

Was er leistete, wenn er sich einmal aufraffte, war gut; Bürger's Verfügungen und Berichte wurden in Hannover wiederholt gelobt.

Aber trotz aller schönen Vorsätze verstand sich der Dichter auf die Dauer niemals in Pünktlichkeit und geschäftsmäßige Ordnung zu schicken. Brannte das Feuer ihm nicht auf den Nägeln, dann fiel er in den alten Zustand, ins „Zuleien“, zurück, und auch die Freunde bekamen dann keine Briefe von ihm zu sehen. Bürger verlangte, daß die Welt ihn als einen Ausnahmemenschen verstehen sollte. „Ich bin ja doch, zum Henker! auch ein Genie, daß ich wohl was Geniemäßiges an mir haben mag ... bisweilen wandelt mich der Fleiß an, dann sehe ich mich, weder zur Rechten noch zur Linken, nach irgendeiner lebendigen Seele um. Wiederum geküßet's mir zu einer andern Zeit, ganz exzessiv saul zu

sein, und dann trage ich einen solchen Abscheu vor dem Dintefasse, als ein Wasserscheuer vor dem Wasser. Wiederum und abermals reißt eine Flut von Berufsgeschäften mich ... mit sich fort ...“ Die Zeiten der Nutätigkeit kamen nur viel öfter, als die Tage des Fleißes.

Briefe, von denen Bürger eine Beunruhigung fürchtete, erbrach er nicht. Arbeiten, vor denen er einen Abscheu hatte, verschob er auf ein andermal, bis er sie ganz vergaß. Was an Schriften einlief, warf der Amtmann ungelesen auf den Tisch. Da lagen sie dann mit seinen Papieren wüst durcheinander. Bürger stand wohl mit dem Vorsatz auf, den Tag über recht viel zu beschicken. Trat er aber vor den Berg alter Akten, vor die aufgeschichteten Briefschaften hin, dann grante ihm vor dem „Miste“ und vor der Mühe des Aufräumens, und alle Lust, seine Amtsfachen zu erledigen, war wieder geschwunden. Es war nichts geschehen, wenn der Abend hereinbrach, und Verdruß war die Folge solcher Arbeitsfachen. Am liebsten hätte Bürger den ganzen Papierplunder ins Feuer geworfen und wäre davongegangen. -- Der Widerwille vor der Arbeit, die sein Amt ihm auferlegte, war das Erbteil von seinem Vater her, der in allen Stücken zu bequem gewesen.

Als „Genie“ fand sich Bürger mit seinem Amte ab. -- Die Sorgen seines Herzens, seine wechselnde Stimmung: ein paar vergnügte Tage, darauf Wochen hypochondrischen Unmutes und Zustände völliger körperlicher Erschlaffung machten dem leicht Reizbaren die Pflichterfüllung schwerer als einem gewöhnlichen Sterblichen; dabei wurde Bürger des Unmutes nicht Herr, er sei im Dorfe und auf dem Lande, wo ihm jede Verbindung mit Kunstverständigen fehle, er sei in dem Winkel, wo er unbeachtet liege, nicht in seiner rechten Sphäre; und dazu böte ihm sein „elendes Amt“ bei allen Placereien nicht einmal ein hinlängliches Auskommen, so daß er sein ererbtes Vermögen zusetzen müsse. Je länger er Amtmann war, um so unzufriedener wurde Bürger. Er meinte, wenn er gesund wäre, könne er durch Schriftstellerei weit mehr verdienen und hätte ein angenehmeres Dasein.

**A**m ein anderes Amt hat sich Bürger wiederholt bemüht. Die Stellung seines Schwiegervaters erhielt er -- wie schon früher gesagt -- nicht. Ausßicht auf einen Hofratsposten in einer kleinen rheinischen Residenz wurde ihm einmal gemacht; auch daraus ward nichts. Im Januar 1781, als Boie seine Berufung zum Landvogt in dem heimatischen Süderdithmarschen (Meldorf) erhalten hatte -- eine Berufung, die berechtigtes Auf-

sehen machte — war Bürger einer der ersten, der sich um die freigewordene Stellung als Stabssekretär bemühte. Siebenhundert Taler Gehalt, ein größerer Wirkungskreis in einer Stadt mit lebhaften Interessen — Bürger wäre gern nach Hannover gezogen! Außer ihm hatten sich noch fünf und vierzig andere Bewerber gemeldet. Daß Bürger den Posten nicht bekommen würde, war sofort entschieden. Man dankte für ihn. Darauf konnte man keine Rücksicht nehmen, daß „seine Lage auf dem Lande wirklich traurig“ war, daß er vielleicht in „wenigen Jahren“ vergehen würde, „wenn er nicht wekommt“. Selbst Voie, der Bürgern die Stellung wünschte, die freilich Aktivität und Pünktlichkeit verlangte, mußte sich eingestehen: „im Grunde wär' es auch wohl nicht sein Glück, weil er sich hier nicht halten würde“.

Bürger stellte sich der Kammer in Hannover, wo eine Kanzlei war, zur Verfügung. Er glaubte, die von ihm kürzlich geführte Untersuchung gegen eine Kindesmörderin, Alten, die Professor Claproth in Göttingen als Musterbeispiel für seine Vorlesungen drucken ließ, könnten ihn empfehlen. Die Kammer dachte an die vielen anderen Sachen, die Bürger so oft liegen gelassen! Dieß es doch in Hannover: „Mit Bürgern ist wieder gar nichts anzufangen. Er tut nichts, schreibt nichts, und wenn hier nur sein Name genannt wird, höre ich Klagen der Kollegen über ihn.“ Entschuldigend setzte Freund Voie hinzu: „Seine ökonomischen und Familienumstände mögen ihn wohl sehr drücken.“ Das kümmerte die Geheimen Räte aber sehr wenig. Sie kannten Bürger als Dichter, schätzten ihn aber als einen zuverlässigen Beamten durchaus nicht. Es bleibt für Hannover immerhin bezeichnend, daß Voie, der die Pünktlichkeit selbst war, dem in seiner Geschäftsführung kein Vorwurf gemacht werden konnte, seinerzeit, als er zum Stabssekretär in Hannover ernannt wurde, sogleich den bestimmtesten Wunsch äußerte: unter seine Beiträge zum Almanach auch nicht mehr seine Chiffren zu setzen, die ihn irgendwie als Dichter verraten könnten. Voie wollte in Hannover nicht als Poet gelten. „Ich habe Lokalursachen, warum ich nicht mehr als Keimer genannt sein will“ — schärfte er Voie eindringlich ein. Denn bei den entscheidenden Stellen in Hannover galt dichterische Begabung keinesfalls als Empfehlung. Dort herrschte „eiskalte Gleichgültigkeit für alles, was schön, edel und gut ist“.

War Bürger der bekannte Dichter, so ebnete ihm das gewiß nicht an diesen Stellen den Weg zu seiner Beförderung. Bürger hatte von seiner amtlichen Tätigkeit, von seinen Untersuchungs-

akten, auf die er zu seiner Empfehlung hinwies, nur mal einen dichterischen Gewinn. Denn unter dem Eindruck des Mordes gewann Bürgers alter dramatischer Plan von der Kindesmörderin endlich Gestalt, und es entstand die Ballade: „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“.

Dem Dichter galt auch der Besuch des Herzogs von Weimar, der bei einem kurzen Aufenthalt in Göttingen an Bürger nicht vorbeiging, der sehr zum Erstammen des hannoverschen Landadels einige Stunden im Hause des Amtmanns blieb und ihn dann noch nötigte, weiter nach Heiligenstadt zu reiten, wo Karl August die ganze Nacht mit Bürger im Wirtshaus verbrachte. Auf diese auffallende Auszeichnung war Bürger stolz. Allgemein nahm man an, dem Besuche des Herzogs würde die Berufung nach Weimar folgen. Vertrauensvoll waudte sich Bürger in solcher Hoffnung an Goethe und gab auf dessen Verlangen am 18. August 1781 seine Wünsche näher an. Bürger sprach von der Unzufriedenheit mit seiner gegenwärtigen Lage, sprach von seiner „Neigung zu philosophischen, politischen und ökonomischen Wissenschaften“ und von dem Wunsche, sich ihnen an der Universität — vielleicht in Jena, wie er sagte — widmen zu können. Dabei verschwieg er nicht, daß Stetigkeit und Pünktlichkeit seine Sache allerdings nicht sei. Diese offene und ehrliche Angabe war immerhin ungünstig zu deuten und schränkte die Verwendungsmöglichkeit für Bürger erheblich ein. Bürger hatte an den Geheimen Rat Goethe geschrieben; das brüderliche Du der Jugendjahre fand in diesen Briefen keinen Platz mehr. Lange blieb Goethes Antwort aus. Sein Schreiben, das am 20. Februar 1782 erfolgte, verrät die klarste Einsicht in Bürgers Charakter: auch im Weimarschen würde Bürger als Gerichtsbeamtet nicht glücklich und zufrieden sein. Sicher hatte Goethe damit recht. Eine akademische Stelle, eine philosophische Professur, schien auch ihm für Bürger am besten. Freilich mußte er sich in den Parteigeist der Kollegen und in die „barbarischen Formen“ der Universitäten finden! Auch das war ein überlegter und guter Rat. Aber den Wunsch, dem Bürger die bestimmte Richtung auf Jena gegeben, überhörte Goethe. „Prüfen Sie sich, mein lieber Bürger, denken Sie nach, vielleicht findet sich etwa in der Nähe eine Gelegenheit“ — riet Goethe; das heißt: er wies den Bittenden nach Göttingen und half ihm nicht.

An Friedrich den Großen wandte sich Bürger und stellte seine Dienste für jedes Amt, zu dem Jurisprudenz gefordert würde, oder das Sprachkenntnisse und Neigung zur Philosophie und Geschichte bedingte, untertänigst zur Verfügung. „Daß unser

Vaterland — sagte er in seiner Immediateingabe vom 29. Juli 1782 — mich als Dichter kennt und, wie es scheint, liebt und schätzt, kommt wohl hier nicht mit in Anschlag.“ Gerade das war in den Augen Friedrichs des Großen ein Vorzug, der Beachtung verdiente. Der König hatte in seiner Abhandlung: *De la littérature allemande*, die im Dezember 1780 erschienen war, den deutschen Fürsten die Förderung der Talente zur Pflicht gemacht, dann würden Dichtkunst und Wissenschaft zu der schönen Mitte gelangen, die der König bisher noch vernachlässigt hatte. „Des Augustes feront des Virgiles“, hatte Friedrich der Große, diesen Gedanken formulierend, gerufen! Nun trat ein Talent vor ihn hin, ein Dichter, der von Geburt wegen sein Untertan war. Friedrich der Große wies seinen Großkanzler, den Justizminister von Carmer, an, für Bürger „einen convenablen Posten“ anzumitteln, für Bürger, „dessen Verdienste um Sprache, Dichtkunst und Literatur in Deutschland allgemein bekannt wären“. Bürger durfte dem Großkanzler seine Wünsche näher angeben und wies auch dabei auf die gedruckte Untersuchung gegen die Kindesmörderin hin. Er hielt seine Aufstellung in Preußen schon für sicher. Aber — jeder preussische Justizbeamte sollte in Preußen examiniert sein, und Bürger hatte in Göttingen Jura studiert, weil es sein Großvater so haben wollte. Im Justizdienste war also schwer für ihn ein geeigneter Posten zu finden. Diese formelle Schwierigkeit bestand bei einer akademischen Karriere nicht. Und Bürger hatte von seiner Neigung, an einer Universität ein Lehramt zu übernehmen, gesprochen. Also sandte der Großkanzler Bürger's Immediateingabe dem Obercurator der Universitäten, dem Freiherrn von Zedlig, der ein junger, munterer Herr war, der mit seinem Sekretär Bießer, der zugleich sein Freund war — „also in der Berliner Welt ein wichtig Wesen“ — noch als Minister Griechisch getrieben hatte und natürlich von Bürger's homerischen Versuchen wußte, die „eine nicht gemeine Kenntniß der Alten bewiesen“. Selbstverständlich kannte Zedlig auch Bürger's Gedichte und schätzte sie. Aber: als Kurator der Universitäten war er pflichtgemäß bemüht, „alle Gelegenheiten aus dem Wege zu räumen, daß die Jugend keinen frühen Gang zu der alle Seelenkraft und alle zu Geschäften erforderliche Tätigkeit untergrabenden Poeterei bekomme“. Darum hatte er keine Verwendung für den Dichter. Genau wie in Hannover. Die Ansicht des Königs, daß ein Talent die Unterstützung des Staates verdiene, war Zedlig sehr gleichgültig; und er wußte es besser als Friedrich der Große, daß „an Leuten, die die alten Sprachen verstehen“, überhaupt kein Mangel sei. Diese trockene

Ablehnung hatte der Großkanzler von Carmer so wenig erwartet, daß er Bürgern gegenüber auf jeden Versuch verzichtete, die eigene Meinungsdivergenz mit seinem Kollegen, dem Herrn von Zedlig, zu beschönigen.

Wo immer Bürger als Bittender angeknöpft, er hatte verschlossene Türen gefunden, und es war ihm nirgends geglückt, sei es in Hannover, sei es im Auslande, sein Amt mit einem andern zu vertauschen. Behaglicher war seine Lage dadurch nicht geworden. Eine größere Reise, die ihm Zerstreuung bieten würde, war Bürger bei seiner unzufriedenen Stimmung stets erwünscht; auch damals. Aber konnte er nur ein halbes Jahr reisen? So leicht, wie er früher geglaubt, fand er kein neues Amt. Wollte er reisen, so mußte er sein Amt aufgeben: „Alein wo habe ich gleich wieder ein sicheres Stück Brot, wenn ich zurückkomme.“ In zögerndes Berechnen, was ihm die Stellung als Amtmann wirklich böte, hatte sich die schnelle Entschlossenheit, den Dienst beim Gerichte Altenglischen wie eine lästige Bürde abzuschütteln, nach den verschiedenen Mißerfolgen, ein anderes Unterkommen zu finden, verwanbelt.

**A**ls Vormund der minorennen Leonhart'schen Kinder war Bürger schon abgesetzt; er mußte auch sein Amt als Gerichtshalter unfreiwillig verlassen.

In der Leonhart'schen Sache hatte Bürger niemals der Justizkanzlei in Hannover Rechnung abgelegt. Auch als der Mitvormund und Schwager, der Sekretär Karl Leonhart, am 29. September 1781 an der Schwindsucht gestorben war, unterblieb trotz aller Anmahnungen die nötige Abrechnung. Bürger fand es bequemer zu warten, bis alle Kinder majorenn waren, dann würden ihm die Leonhart'schen Erben, seine nächsten Verwandten, Entlastung erteilen, und er hätte sich so die umständliche Abrechnung erspart oder erleichtert. Nur war das nicht der ordentliche, geschäftsmäßige Gang, den die Sache nach dem Willen des Gerichtes haben sollte, und die Feinde Bürger's, der Pastor Zuch und der Hofrat Lüste, legten seine Bequemlichkeit, seine bekannte Säunigkeit dahin aus: der Amtmann habe Depositengelder durchgebracht! Auch das Gericht hatte den Argwohn: Bürger könne mit seiner Rechnung nicht zustande kommen. Darum nahm es Bürgern im Sommer 1782 die Vormundschaft ab und erzwang durch Strafverfügungen bei kurzer Fristsetzung und durch Androhung von Personalarrest die unerläßliche Rechnungslegung. Erst da ging Bürger an die Arbeit, die er jahrelang geicheut hatte. Er nahm einen Göttinger Notar zu Hilfe, um

die Rechnung aus dem Haufen seiner verwirrten Papiere zusammenzustellen, und entkräftete den Verdacht, zu dem er selbst die Ursache gegeben. — Über seiner schweren Nachlässigkeit ward vergessen, was Bürger in der Vormundschaft wirklich geleistet hatte. Er allein hatte die Deduktionschrift, wie sich der Nachlaß auf die einzelnen Erben, die Kinder verschiedener Ehe und die Stiefkinder, verteilt, ausgearbeitet; eine Schrift, die der Stabssekretär Belthufen in Hannover als ein juristisches Meisterstück lobte und sie deshalb drucken wollte. Der neue Kurator, ein Auditor Bauer, hatte leichtere Arbeit als Bürger. Betrogen hatte Bürger niemand. Seine Absetzung als Vormund blieb aber ein öffentlicher Tadel seiner schlechten Geschäftsführung. Den empfand Bürger: „seit der infamen Vormundschafts-Absetzungsgeschichte bin ich wie halb törricht und verrückt gewesen, und wahrlich! ich bin es noch“.

Die Entlassung als Vormund war nur das Vorspiel. Schon zweimal hatte der Generalmajor Karl Wilhelm August von Uslar, der Senior der Familie, — wie gesagt — versucht, Bürger aus seiner Stellung als Amtmann zu entfernen. Der Leonhartschen Rechnung wegen war der Dienst von Bürger wieder über sechs Wochen versäumt worden; ohnedies waren, bekanntermaßen, einzelne Sachen immer bei ihm liegen geblieben. Am 9. August 1783 reichte der Senior gemeinschaftlich mit Ernst Karl Heinrich Friedrich von Uslar, dem Schwager des Pastors Buch, bei der Regierung in Hannover die Klage gegen Bürger ein. Liste hatte den Schriftsatz geliefert, der die alten Vorwürfe der Nachlässigkeit und Unordnung im Amte wiederholte und alle Versäumnisse aufzählte, seit Bürger Gerichtshalter geworden. Die Regierung schritt zur Prüfung der Klage und betraute ihren Hof- und Kanzleirat Johann Georg von Uslar, den Sohn des verstorbenen Seniors, des Obristen von Uslar, mit der Untersuchung. Der Sohn war Bürger wohlgesinnt. Auch der Hauptmann Thilo Lebrecht von Uslar stand auf seiner Seite und entschuldigte manche Versäumnisse mit Bürgers kränklicher Gesundheit. Trotzdem waren Klage und Untersuchung für den Amtmann peinlich. Bürger hatte Feinde. Und ließen sich die Kläger bei einzelnen Beschuldigungen auch sicher durch „Animosität“ leiten, wie der Kanzleirat von Uslar feststellte, der Vorwurf der Säumnigkeit und Unordnung blieb bestehen, den konnte auch die nachsichtigste Beurteilung nicht aus der Welt schaffen. Denn die „Lieblingspassion“ des Amtmannes war es ganz und gar nicht, „obrigkeitliche Sachen in Ordnung zu bringen und zu erhalten“. Das ergab die Untersuchung ohne Zweifel. An einer ausführlichen

Berantwortung gegen die Klage ließ es Bürger nicht fehlen — eine Rechtfertigung war sie nimmermehr. Stolz erklärte der Dichter in seiner Gegenantwort: „Es bekleidet mich, Gottlob! noch andere und weit größere Ehre, als die mir mein Amt mitzuteilen vermag; und das Brot, welches es mir gewährt, ist für mich fast mehr für Verlust, als für Gewinn zu achten“ — die Zeiten waren trotzdem vorüber, wo er dies Amt leichten Sinnes aufgeben wollte, ohne ein neues sicheres Unterkommen zu haben! Diese Sinnesänderung war die Folge der vergeblichen Bemühungen um eine andere Stellung. Dennoch hielt es Bürger nun, als die Untersuchung eingeleitet war, für „ratham“, um seine Entlassung für den Johannistag (24. Juni) 1784 zu bitten; „aus eigener Überzeugung“ war er „zu der Entschließung bezwungen worden . . . die ihm anvertraute Gerichtsverwaltung niederzulegen“. Es war das Klügste, was er tun konnte. Wollte er mit dem Senior der Familie etwa einen Prozeß um sein Amt führen — niemals hätte Bürger recht bekommen.

Die Klage bei der Regierung verfolgte die Absicht, einen neuen, tätigen Amtmann in das Gericht Altengleichen zu setzen. Bei der Untersuchung waren „sträfliche Handlungen“ Bürgers nicht erwiesen worden. Bürger wollte selbst gehen. So konnte ein weiterer Prozeß, der seine Ehre kränken mußte, vermieden werden, und die Regierung in Hannover sah es gern, daß der „Zweck“ der vom Hofrat von Uslar geführten Untersuchung „hinlänglich erreicht“ war „ohne Nachteil für die öffentliche Ehre des Mannes, welche in andern Rücksichten eine billige Schonung verdient“.

Bürger war kein Beamter. Die erzwungene Beendigung seiner zwölfjährigen Tätigkeit als Amtmann schien ihm selbst so wenig ehrenvoll, daß er allerhand ungünstige Deutungen fürchtete. Darum wünschte er, daß in Goeckings Journal eine Notiz eingerückt würde, die ausdrücklich besagen sollte: Bürger habe sein undankbares, verdrußvolles Amt „selbst“ aufgekündigt, um sich „hernach den Wissenschaften und vielleicht auch dem akademischen Leben zu widmen“. Bürger bot, sozusagen, seine Dienste in der Zeitung aus! Niemand trug ihm ein neues Amt an. —

**M**it sechsunddreißig Jahren konnte Bürger von vorn anfangen. Wenn er sich in diesem Alter zur akademischen Laufbahn entschloß, so waren die zwölf Jahre, die er als Amtmann verbracht, nur verlorene Zeit gewesen. Bürger rechnete bei dem neuen Lebensplane mit der Unterstützung des Verlegers Dieterich und dem Wohlwollen einiger Göttinger Professoren, die ihm näher standen; so mit der Empfehlung des klassischen

Philologen Christian Gottlob Heyne; Bürger rechnete mit der Förderung durch den Physiker Lichtenberg, der seine witzige Laune und seine scharfe Feder nicht nur für sein engeres wissenschaftliches Gebiet nutzte, und er hoffte auch auf die Empfehlung des Mathematikers Kästner, der noch aus der Generation der Gottsched und Gellert stammte, sich aber Fühlung mit der fortschreitenden Zeit bewahrt hatte und trotz seiner Bedeutung als Gelehrter Gefallen fand, epigrammatischen Witz in gereimte Verse zu zwingen. Heyne schätzte Bürger's homerische Proben, und zu Lichtenberg, wie zu Kästner, hatte Bürger als Redakteur des *Musen Almanachs*, als Dichter, ein menschliches Verhältnis.

Für die Redaktion des *Almanachs* sollte Dieterich auch künftig zweihundert Taler geben, dafür wollte Bürger die einzelnen Jahrgänge reichlicher mit eigenen Gedichten ausstatten; denn der Verleger sollte seinem Autor, der sich mit der oder jener Arbeit für den Verlag nützlich machen würde, freie Wohnung gewähren. Auch Lichtenberg wohnte in Dieterich's geräumigem Hausviertel. Dorette sollte zunächst auf dem Lande bleiben. Bürger wollte, wenn Johannis 1784 vorbei, allein nach Göttingen ziehen, um mit Vorlesungen über deutsche Geschichte in weitestem Umfange, nämlich über deutsche Altertümer, deutsches Staatsrecht, deutsche Sprache und Literatur, auch mit einem Kolleg über die Philosophie des Guten und Schönen, das heißt: über Ästhetik, zu beginnen. So plante Bürger. Mit diesem großen Gebiete, das alles umfassen sollte, was „deutsch“ hieß, wollte er sich schrittweis bekannt machen. Ein reiches, nur wenig bebautes Arbeitsfeld lag vor ihm. Zum Privatunterricht im Deutschen, Lateinischen und Englischen war Bürger bereit; später — und wenn es verlangt würde — könnte italienischer, spanischer und griechischer Sprachunterricht dazu kommen; das würde seine schmalen Einnahmen verbessern. Eine Hofmeisterstellung schien auch nicht verächtlich. Die Universität bot dem Tätigen eine Fülle der Möglichkeiten zum Unterhalt. Die poetische Laufbahn Bürger's durfte freilich in der Hauptsache für beschaffen gelten, wenn die Homer-Übersetzung und eine zweite, schon vor Jahren angekündigte Ausgabe seiner Gedichte noch erschienen wären.

Seine Freiheit hatte sich Bürger etwas anders gedacht, als er den kästigen Edelmannsdienst los sein wollte. Jetzt, wo er den Tatsachen gegenüberstand, hatte er nicht mehr den Mut, lediglich als Schriftsteller zu leben und mit der Feder seine Existenz zu erkämpfen. Bürger war bedächtiger geworden, oder er kannte

sich allmählich besser: würde er um des Honorars willen viel schreiben, dann hätte er für dies Mittelmäßige keine Ehre zu erwarten; schriebe er aber wenig, so brächte das Gute ihm nicht genug Geld. Bürger suchte bei der Universität eine feste Stellung. Magister war er nicht. Er wandte sich an den einflußreichen Professor Heyne und fragte, ob ihm trotzdem die philosophische Fakultät Vorlesungen gestatten wolle. Auch den Titel „Professor“ hätte er gern von Anfang an gehabt; denn ein „Amtmann“ nahm im gesellschaftlichen Leben eine weit höhere Stellung ein, als der „Privatlehrer“, wie man damals einen Privatdozenten zu nennen pflegte.

Bei Heyne fand Bürger Teilnahme und freundliches Entgegenkommen. Allerdings war an den Professortitel fürs erste nicht zu denken. Und vielleicht täte Bürger auch besser, bei der Jurisprudenz zu bleiben, wie Heyne glaubte. Davor ekelte Bürgern aber; denn das war keine Wissenschaft; der ganze juristische Betrieb lief nur auf ein geistloses Ablichten hinaus. Behandelte doch der alte Pütter, der sehr vielen Zulauf hatte, in seinem Praktikum bald fünfundschwanzig Jahre lang immer wieder genau dieselben Rechtsfälle und Beispiele, ohne jemals etwas Neues zu bringen. An einer Universität, wo die überwiegende Mehrzahl aller Studenten zur juristischen Fakultät gehörte, durfte Bürger seine keckerische Ansicht nicht laut aussprechen! Heyne nahm sie nicht übel. Im historischen Fach hatte Bürger an Schlözer und Spittler mächtige Rivalen. Heyne war offen und ehrlich; er sagte es dem Bewerber. Im ganzen billigte er Bürger's Plan. Vorlesungen über Philosophie, und mehr noch über deutsche Sprache und Literatur, würden zu etwas Sicherem führen; denn dies Gebiet wurde damals an der Universität kaum gepflegt. Hier könnte Bürger ungefähr als erster germanistische Studien eröffnen; und Kollegia wurden in Göttingen gut bezahlt. Dem Dekan sollte Bürger also seinen Plan vortragen. — Rat holen und bitten! Ein Mann, der sich als Dichter stolz einen der ersten nennen durfte, der weithin Ansehen und Ruhm hatte, bedeutete, trotz seiner Jahre, als Gelehrter nichts.

Daß Kästner gerade damals das Dekanat der philosophischen Fakultät führte, war für Bürger günstig. Denn schon vor zwölf Jahren hatte Kästner die Ansicht vertreten: es täte Göttingen „sehr not“, daß jemand „hier über die neuere Literatur läse“. Irrendwelsche gelehrten Untersuchungen oder wissenschaftliche Leistungen konnte Bürger nicht aufweisen. Er galt für einen Dilettanten und hatte die entschiedene Stimmung der meisten Professoren gegen sich. Das ganze Gewicht seiner Stimme, als Dekan



und als Mensch, mußte Kästner geltend machen, daß die hohe philosophische Fakultät gestattete: Bürger dürfe bis Ostern 1785 Vorlesungen halten. Mehr konnte selbst Kästner bei der Strömung, die sich offen gegen Bürger zeigte, nicht durchsetzen.

Johannis 1784 verließ Bürger sein Amt als Gerichtshalter. Am 30. Juli starb Dorette nach schwerer Krankheit. Bürger verauktionierte seinen überflüssigen Hausrat, brachte seine Tochter nach Bissendorf und zog selbst nach Göttingen, wo er zu Michaelis seine Vorlesungen über deutschen Stil begann.

Es fehlte sehr viel, daß Bürger nach allem, was in der letzten Zeit auf ihn eingestürmt war, nach den Jahren des Mißmutes, die sein Kapital an Gesundheit erheblich geschwächt hatten, ein neues Leben mit Frische und Freude aufging. Im Kreise der Universität ward er als ein unwillkommener Eindringling angesehen, den die Professoren nicht als gleichberechtigt gelten ließen. Die meisten achteten ihn sehr gering. Auch der Haufen der Studenten ging gleichgültig an ihm vorüber. Der Unzünftige empfand das wohl als Verpflichtung, sich in jeder Vorlesung gegen den Vorwurf des Dilettantismus zu wehren. Aber sein Versuch, die Ästhetik als Wissenschaft zu behandeln, konnte in Göttingen keine freundliche Unterstützung finden; denn solche Keinerung paßte nicht in den hergebrachten Rahmen, und solange sich das Universitätsleben — wie Goethe warnend gesagt — in barbarischen Formen abspielte, waren die Akademien überhaupt nicht die rechten Pflegestätten der schönen Wissenschaften.

In dieser nüchternen Umgebung mußte Elisa von der Recke Bürgern wie „ein Wesen aus einer besseren Welt“ erscheinen, als die feinsinnige, aristokratische Frau, die Gleim und Voekingk zu Freunden hatte, auf ihrer Reise durch Deutschland nach Göttingen kam und ihn besuchte. Er war für sie eine Sehenswürdigkeit der Stadt. Sie hatte mit Bürgers Schwermut Mitleid, sie nahm zarte Rücksicht auf den Kranken und zog ihn in den Bund der gleichgesinnten Seelen, der Edlen und Guten, die sich zur Freundschaft vereinigten. Elisa von der Recke hatte das schwärmerische Verlangen und besaß auch die Gabe, das Dasein in Freude und Frieden schön zu gestalten; sie verstand es, praktisch die Ästhetik des Lebens zu üben. Sie war „die personifizierte gesunde Vernunft, von weiblicher Grazie und Anmut veredelt“. Als diese Frau gleichsam aus einer anderen Sphäre zu Bürger trat, da flog ihr sein Herz entgegen. „Mit einer Art von heiliger Andacht“ verehrte sie Bürger. — Sie kam

und ging. Es war nur eine kurze Begegnung. (Vgl. „Als Elise sich ohne Lebenswohl entfernt hatte“.)

Bürger blieb in dem empfindungs-kalten Göttingen ein einsamer Fremdling. Er hatte wenig frohen Mut und Freude, die ihn zum Streben und Schaffen ermunterten; dumpf und stumpf kam er sich vor „wie ein grönländischer Bär, sowohl an Leib, als auch an der Seele“.

Seine Gesundheit war auch so schlecht, daß er schon Ostern 1785 die Vorlesungen abbrach, um eine gründliche Kur zu unternehmen. Zunächst zog es ihn nach Bissendorf. Dort weilte Molly. Beide wurden hier am 17. Juni 1785 getraut. Dann ging Bürger allein nach Pyrmont und Meinberg, wo er Brunnen und Bad ohne sonderlichen Erfolg brauchte. (Vgl. „An die Nymphe zu Meinberg“.) Den ganzen Sommer wandte Bürger an seine Gesundheit. Ärzte und Apotheken nützten ihm wenig. Er blühte erst allmählich wieder auf, als er mit Molly zusammen Michaelis 1785 nach Göttingen zurückkehrte. An ihrer Seite vergaß er die Ungemächlichkeit seiner äußeren Lage. Endlich war die Geliebte vor aller Welt sein eigen. Bisher war diese Liebe Bürgers „unerklärbares Verhängnis“ gewesen. Jetzt konnte ihm niemand das Glück mehr nehmen. Jetzt würde er mit Molly ganz bestimmt auf den „grünen Zweig“ kommen, von dem er „durch so mancherlei Stürme“ seines „vorigen Lebens heruntergeschüttelt war“. Die Sorgen und Kosten der neuen Einrichtung waren überstanden. Molly hatte alle wirtschaftlichen Tugenden einer Hausfrau; mit ein paar Louisdors wußte sie monatelang hauszuhalten und verstand dabei noch, Bürgern mit der bescheidenen Anmut zu lenken, die er später im Gedichte: „Das Blümchen Wunderhold“ gepriesen. Bürger konnte mit Molly der Zukunft nach kummervoller Vergangenheit ruhig hoffend entgegensehen. Damals war Bürger beinahe glücklich. Blieb er gesund, so hatte er mit Vorlesungen und Schreiben auch sein notdürftiges Auskommen. Und es konnte ja nicht ansbleiben, daß er bald Professor würde!

Wie ein von langer, schwerer Krankheit Genesender hatte Bürger nach den Jahren der Unruhe, nach den vergeblichen Kämpfen, die ihn fast aufgerieben, das Gefühl der Ruhe und des Friedens gefunden. An ihrer Seite, die ihm alles, mehr als das eigene Dasein bedeutete, lag ein neues, besseres Leben vor ihm. Molly erwartete ein Kind. Bürger hoffte, es sollte ein Junge sein. Der jüngste Schwager, George Leonhart, mit dem sich Bürger immer gut gestanden hatte, kam auf Wochen zu Besuch. Es war alles doch noch zu einem guten Ende ge-

kommen. Auch mit dem älteren Schwager, mit Ludwig Leonhart, der als Offizier nach Ostindien gezogen, der sich mit ihm entzweit hatte, der als Ritter Doretens aufgetreten war, als er allerlei Gerübe über die Schwestern und den Schwager gehört, wünschte sich Bürger zu veröhnen. Wo er sein Glück, trotz allem, gefunden, hatte er das Bedürfnis nach Frieden. In solcher Stimmung ging Bürger dem Weihnachtsfeste 1785 entgegen. Da wurde ihm Molly am 9. Januar 1786 durch den Tod entzogen. Die Traueranzeige, die er tags darauf versandte, lautet:

„Auch meine zweite Gattin, meine lebenswürdige Auguste Marie Wilhelmine Eva geborne Leonhart, Sie, die Gausvermählte meiner Seele, Sie, in deren Leben mein Mut, meine Kraft, mein alles verwebt war, hat gestern, am funfzehnten Tage nach ihrer anfangs glücklichen Entbindung von einer Tochter, ein grausames unüberwindliches Fieber getödet. O des kurzen Besizes meiner höchsten Lebensfreude! — Ich kann weder meine unaussprechliche, ach! so unglückliche Liebe, noch den namenlosen Schmerz, worunter nun mein armes auf immer verwitwetes Herz erseufzt, in Worte fassen. Gott bewahre jedes fühlende Herz vor meinem Jammer!“

Bürgers kurzes Glück fand einen so plötzlichen Umchwung, daß er es nicht fassen konnte, wie auf einmal alle Hoffnungen, an die er geglaubt, vernichtet sein sollten. Gedankenlos starrte er vor sich hin, oder lief auf und ab, aus einem Zimmer ins andere, setzte sich auf jeden Stuhl, legte sich hin, stand wieder auf und konnte nirgends Ruhe finden. Bürger war gebrochen.

Anna Elderhorst, die zum Begräbnis der Schwester gekommen, nahm das neugeborene Kind, Auguste, mit sich nach Bissendorf. Die einzige Tochter aus erster Ehe wurde nun der verwitweten Frau Professor Erxleben in Göttingen in Pension gegeben. Bürger war wieder vereinsamt und lebte in Erinnerungen an Molly, die Lebenswürdigste ihres Geschlechtes, die alle Anmut auf sich vereinigt hatte. Die zehn unglücklichen Jahre, da Bürger mit verzehrender Sehnsucht nach ihr verlangt, hatte er in Liedern Schmerz und Freude ausgejungen — als er Molly besaß, verstummte der Dichter. Nun sollte seine Kunst, soviel Kraft Bürger noch blieb, allein zur Verherrlichung der Unvergeßlichen dienen. „Anders kann ich ihr doch die Leiden, welche ihr meine unglückliche Liebe so viele Jahre hindurch in den Frühlingstagen ihres Lebens verursachte, nicht mehr vergelten.“ In bogenlangen Briefen an Friederike Mackenthun, die Freun-

den, welche Molly am nächsten gestanden, in seitenlangen Briefen an Woie gab sich Bürger ganz dem Schmerze der Erinnerung hin. Auffallenderweise stimmen diese Briefe vom 2. und 16. März 1786 zum Teil wörtlich überein. Diese Briefe geben die Stimmung, in der „Das hohe Lied von der Einzigen“ geschrieben ist.

Bürgers Blick war auf die Vergangenheit gerichtet, wo für ihn Hoffnung und Zukunft begaben lagen. Bewußt und mit Absicht verjunkte er sich in seinen Schmerz. Unzweifelhaft war der tief und echt. Aber — der Dichter hatte gleichzeitig das Streben, diese Stimmung, die er rückwärts blickend andächtig pflegte, auch poetisch zu nutzen. Wie ihm die Liebe und Sehnsucht Lieder geschenkt, so sollte jetzt der Trauer um die Einzige ein Denkmal errichtet werden, das seinesgleichen suchen mußte, das alle anderen Gedichte, die Bürger bisher gesungen, überragen sollte. Seine höchste Kunst wollte er, die Tote verklärend, in den Dienst dieser heiligen Sache stellen; und doch — nicht frei, nicht aus dem unmittelbaren Gefühle heraus ist seine Klage hervorgeströmt. Das künstlich, in prächtigen Strophen aufgebauete Hohe Lied, das sorgfältig die erlebte Stimmung zusammenzuhalten sucht, ist die Leistung eines Virtuosen.

Bürgers lyrische Gedichte hatten sein Leben, ein Leben überreich an Erlebnissen des Herzens, begleitet. Die Liebe hatte sein ganzes Dasein beherrscht. Mollys Tod schnitt dies Leben entzwei und gab dem Sänger die neue Rolle. Es war seine Pflicht, vor der Welt um die Tote zu trauern und zu klagen, wie er früher von seiner heimlichen Liebe gesungen.

Damit gewann Bürgers Dichtung neue Akzente. Diese Trauer war eine andere Form der Liebe. Zugleich machte sich aber bei dem Fruktifizieren der neuen Stimmung Bürgers formaler, rechnender Kunstverstand mehr als früher geltend. Denn unverkennbar und sehr stark sprach hier das Bedürfnis mit, seinem lyrischen Lebensbilde, wie es in den Gedichten bis dahin vorlag, durch die Klage auf Mollys Tod eine abschließende Rundung zu geben.

„O Woie — hatte Bürger am 16. März 1786 geschrieben — ich liebte sie so unermesslich, so unaussprechlich, daß die Liebe zu ihr nicht bloß der ganze und alleinige Inhalt meines Herzens, sondern gleichsam mein Herz selbst zu sein schien. Wie so ganz verwitwet ich nun bin, und wahrscheinlich immer bleiben werde, das kann ich Dir mit Worten nicht begreiflich machen. Freilich kann man oft von sich und seinem Herzen, diesem Proteus, keine Stunde vorher etwas Gewisses prophezeien; Gefühle kommen und verschwinden, wie der Dieb in der Nacht: Aber

das Gefühl dieser Liebe hat sich so lange und so tief mit meinem innersten Ich verwebt, daß, wenn es auch nicht unmöglich wäre, dieses mein Ich umzustimmen, dennoch dasjenige Weib, welches das Bild der einzig und höchst geliebten Unvergeßlichen gänzlich in Schatten zurückzudrängen vermöchte, ein wahres Meister- und Schöpferwerk an mir verrichten würde.“ Gerade diese der Klage angehängte Betrachtung ist für den trostlosen Witwer äußerst charakteristisch. Bürger, der säumige und lässige Korrespondent, der seine Freunde mitunter jahrelang auf Nachrichten warten ließ, sandte nach Mollhs Tode fleißig Briefe an Friederike Macdenthun; er nannte sich einen alten, abgelebten Witwer; aber doch sprach er zu dieser Freundin Mollhs am 10. Oktober 1786 von seiner Absicht, zu heiraten!

Trauer um die Geliebte war ein paar Monate nach Mollhs Tode nicht mehr das einzige, überwältigende Gefühl, das den Dichter beherrschte.

Aus der ruhigen Bahn, in die Mollhy sein Leben gelenkt, war Bürger herausgeworfen und sich selbst überlassen. Einmal hatte der Fleißteufel — wie er sich ausdrückte — nun Gewalt über ihn; dann wieder der alte Faulheitsteufel, dem sich der Hypochondrieteufel beigesellte, bis Untätigkeit und Unlust dem Schwärmtteufel wichen, dem Saus- und Braustteufel, der Bürger aus Göttingen heranstrieb und ihn planlos reisen hieß. Andere Eindrücke sollten ihn auffrischen, daß er das Einerlei des akademischen Lebens vergäße. Um nur von dem Überdruß der Langenweile befreit zu sein, konnte sich Bürger geradezu wünschen, daß ihn der Liebesteufel recht kräftig packen möchte!

Damals erhielt Bürger einen Ruf als Professor nach Preßburg. Seine Schwestern waren dagegen; noch mehr der Verleger Dieterich, der alle seine Patrone in Bewegung setzen, und wenn's nichts hülfte, seinen Autor lieber aus der eigenen Tasche salarieren, ihn aber nimmermehr nach Ungarn ziehen lassen wollte. Bürger konnte sich schwer entscheiden. Eine Besoldung von sechshundert Gulden war ihm schließlich doch nicht so viel wert, daß er Vaterland, Freunde, Verwandte und Kinder verließ. Bürger stand sich, allerdings bei ungewissen Einnahmen, damals in Göttingen besser. Er sollte zu der Zeit auch einen Sohn des Lord Lisburne ins Haus bekommen und dessen Studien beaufsichtigen; das konnte ihm wohl gar eine lebenslängliche Pension eintragen. Und endlich hoffte er auch, in Göttingen Professor zu werden! — Schon ein Jahr später bereute Bürger, daß er den Ruf nach Preßburg ausgeschlagen. Er sah, daß es an der Georgia Augusta für

ihn schwerlich eine Aussicht auf Beförderung gäbe, solange „zwei Exzellenzen im Ministerio, meine Antipoden, am Ruder sind“.

Bürgers Vorlesungen galten vornehmlich der allgemeinen Theorie der Schreibart und der Theorie der schönen Wissenschaften. Meist kündigte er beide Vorlesungen, über Stil und über Ästhetik — jede zu fünf Stunden — in jedem Semester an. Eine besondere Stunde widmete Bürger noch, im Anschluß an das Kolleg über den Stil, praktischen Übungen im „Geschäftsstil“. Und um den Hörern seiner Ästhetik eine gedruckte Disposition in die Hand zu geben, legte Bürger dieser Vorlesung Johann August Eberhards „Theorie der schönen Wissenschaften, zum Gebrauche seiner Vorlesungen herausgegeben“ (Halle 1783) zugrunde. Eberhards trockenere Buch bietet nur die Disposition für den Gang des Vortrages und in kurzen Notizen die erforderliche Literatur — mehr nicht.

Beide Haupt-Kollegia Bürgers, wie er sie allmählich ausgearbeitet, liegen in späten Drucken vor. (G. A. Bürgers „Lehrbuch der Ästhetik“, herausgegeben von Karl v. Reinhard, 1. und 2. Bb. Berlin 1825; G. A. Bürgers „Lehrbuch des deutschen Styles“, herausgegeben von Karl v. Reinhard, Berlin 1826.) Sie geben ein Bild von der Art seines Vortrages, der etwas breit und umständlich, jedenfalls aber deutlich und faßlich war. Bürger hatte sich die Vorlesungen Satz für Satz in sein Heft geschrieben. Er rechnete mit Studenten, die nur sehr geringe Vorkenntnisse mitbrachten, für die er das, was er vortrug, durch zahlreiche Zitate erläuterte. Diese Zitate beweisen Bürgers ausge dehnte Belesenheit in der antiken Literatur, Bürgers Kenntnis der Franzosen und Engländer, wie der deutschen Dichtung, deren modernste Vertreter neben der älteren Generation aufgerufen wurden. So heißt Schiller z. B., dessen „Don Karlos“ oft zitiert wird, einer der größten tragischen Dichter neben Shakespeare. Gern wählte Bürger zur Exemplifikation die neuesten Erfindungen. Er gab damit seinen Vorlesungen den Reiz der Aktualität — ohne Rücksicht auf den herkömmlichen akademischen Brauch, dem die Vergangenheit fast allein wertvoll und der Betrachtung würdig erscheint. Aber die alten Schulschriften von Aristoteles, Dubos, Home, Batteux, und wie sie alle heißen, die über Kunst und Dichtung geschrieben, kannte Bürger natürlich auch und vergaß ihre Ansichten nicht. Neben ihnen galten ihm Moses Mendelssohn und Lessing für die größten Kunstlehrer. Auch wußte Bürger in Baumgartens Ästhetik, in Sulzers und Eschenburgs Theorien und in den Schriften des Popularphilosophen Engel Bescheid. Eine umfassende Kenntnis dieses Gebietes hatte er sich

wie die gedruckten Vorlesungen zeigen, mit der Zeit erworben. Allerdings gaben seine Vorlesungen vielfach nur einen Auszug aus den anerkannten Kunstlehren. Aber Bürger stellte auch die verschiedenen Definitionen einander gegenüber, um daran eigene Kritik zu üben und einen Begriff hier und da präziser zu bestimmen; oder er polemisierte in seinen Vorträgen über die Schreibart gegen herrschende Ansichten, die Adelong vertrat. Im ganzen behielten die Vorlesungen trotzdem einen kompilatorischen Charakter. Von fremden Gedanken ließ sich Bürger leiten; er dachte nicht daran, ein neues System anzubauen. Bürger war der orientierende Vermittler anderer Meinungen. Was ihm dabei eigentümlich bleibt, und was neu war, ist das Hineinbringen Kantischer Ideen. Kant war sein Zeuge. Kant hatte am besten über das Gefühl des Schönen und Erhabenen gehandelt. Kein anderer war so gründlich und tiefinnig wie er. Darum folgte ihm Bürger; deshalb brachte er Kants Definitionen und suchte sie den Hörern zu erläutern. Das war durchaus modern, für Göttingen sogar etwas wie eine geistige Revolution. Erst 1781 war die „Kritik der reinen Vernunft“ erschienen, und bisher war Kant mit keinem Worte von einem Katheder der Universität gedacht worden. Für Bürger war die Kritik der reinen Vernunft das tägliche Erbauungsbuch, seit er im Frühjahr 1787 aufgefangen hatte, sich mit den Schriften des Königsberger Philosophen eingehend zu beschäftigen. Das Buch war ihm eine Offenbarung und „das wichtigste, was je in diesem Fache geschrieben worden ist“. — „Die hiesige hochlöbliche philosophische Fakultät — verrät er — ist zwar anderer Meinung; das kommt aber daher, weil ein Mann wie Kant leicht dreißig solcher philosophischen Fakultäten zum Morgenbrot bei einer Tasse Tee aufzuschlingen imstande ist.“

Dem feineren Geiste konnten Bürgers klare Vorlesungen eine Fülle von Anregungen bieten. Und Bürger selbst hatte unstreitig ein Recht, über Ästhetik mitzusprechen — schon als Dichter. Er vertrat den gültigen Sach, daß zu Anfang der Dichter gewesen, und nach dem Dichter spät und in großem, gemessenen Abstände erst die Kunsttrichter mit ihren Theorien gefolgt. Unter diesem Gesichtspunkte gewinnen die zahlreichen Zitate aus den Dichtern des Altertums und der Neuzeit im Rahmen der Vorlesungen einen höheren Wert. Auch eigene Gedichte durfte Bürger anführen.

Nach den gedruckten Kollegheften zu schließen, konnte Bürger seinen Platz als Dozent mit Ehren ausfüllen. Wo Studenten fast noch im Knabenalter auf die Universität kamen und häufig

keine abgeschlossene Schulbildung mitbrachten, verlangte der Universitätsbetrieb auch von den Dozenten noch nicht in erster Linie selbständige Forschung. Ohne es zu wissen, hat die Göttinger Universität Bürgers Vorlesung über die allgemeine Theorie der Schreibart auch mit hoher Anerkennung gerühmt; die „Göttinger Gelehrten Anzeigen“ brachten auf vier Seiten eine eingehende und das Verdienstliche und Eigenartige gebührend betonende Besprechung von Karl Reinhardts „Ersten Linien eines Entwurfs der Theorie und Literatur des Deutschen Styles“ (Göttingen, bei Vandenhöf und Ruprecht 1796). Dies Reinhardts gependete Lob steht Bürgern zu. Denn was Reinhard, der ungetreue Verwalter von Bürgers literarischem Nachlaß, als einen Leitfaden für eigene Vorlesungen zusammendrucken ließ, ist nur ein schamloses Plagiat an Bürgers Kollegheften.

Der Zulauf der Studenten zu Bürgers Vorlesungen konnte freilich nur gering sein. Was er lehrte, war ja keine eigentliche Brotwissenschaft. Und die Hörer vermißten wirklich glänzende Gaben des Vortrages bei ihm, der langsam sprach, der große Pausen machte und oft mühsam nach einer prägnanten Formulierung des Gedankens suchte. Der Strom seiner Rede war nicht rasch und kühn. Nur dann riß er die Hörer zur Begeisterung fort, wenn er mit klavervoller Stimme außerordentliche portische Stellen rezitierte. So betrachtet, waren die reichlich gependeten Zitate aus Dichtwerken die rhetorischen Bruchstücke seines Vortrages.

— Im großen und ganzen machte der kleine, hagere Mann, dessen Kopf für den übrigen Körper fast zu groß erschien, dessen starke Gesichtszüge mit seinem kümmerlichen Aussehen wenig harmonierten, keine glückliche Figur auf dem Katheder.

Auch in seiner neuen Situation als akademischer Lehrer war Bürger nicht zufrieden. Schon im Januar 1787 hatte er sich an Friedrich Leopold Stolberg gewandt und gebeten, ihm zu einer erträglichen Stelle im Oldenburgischen zu verhelfen; ein Amt, bei dem er seine juristischen Kenntnisse verwerten könnte, wäre dem angehenden Philosophen erwünscht gewesen! Doch — Klagen über Bürgers Säumigkeit während seiner Amtmannszeit waren von Hannover sogar ins Ausland gedrungen. So erreichte Stolberg beim Herzog von Oldenburg nichts.

Im Sommer 1787 kam Freund Boie für kurze Zeit zum Besuch nach Göttingen. „Er ist nicht glücklich — saßte Boie den Eindruck, den er von Bürger gewann, zusammen — und ist ganz in Kants Schriften vergraben, über die er im Winter lesen will. Es wäre sonderbar, wenn aus dem Dichter noch ein abstrakter Philosoph würde.“ Boie schrieb: „Er mag nicht dich-

ten und sitzt bis über'n Hals im Kant vergraben, den er sehr lieb gewonnen hat und — eine Kezerei in Göttingen — über ihn lesen will.“ Als Voie den Freund besuchte, war Bürger „Hofmeister eines Engländers, mit dem gar nichts anzufangen“ war, und las Kollegia, „die ihm so bezahlt werden, daß er nicht zu hungern braucht. Sonst sieht ihn jeder Professor über die Achsel an und glaubt sich mehr, als er. Man schämt sich, wenigstens tut es Heyne, daß er nicht Professor ist, aber man hat nicht durchdringen können, da er, nach dem ersten halben Jahre und nach dem Tode seiner Fran, seine öffentlichen Vorlesungen vernachlässigt hat, denen es sonst nicht an Beifall fehlte, und die Minister in Hannover ihn — nicht für fromm halten. Sonst ist er derselbe, nur äußerlich feiner geworden, und sehr niedergedrückt.“

Dieser Bericht gibt mehr als einen stüchtigen, persönlichen Eindruck; er gibt auch Heynes Ansicht wieder, zu dem Voie in den besten, freundschaftlichsten Beziehungen stand, den er natürlich in Göttingen gleichfalls aussuchte, und Voie machte, wo er Bürger gesehen und von seiner Situation hörte, einen Plan, den Freund „aus seiner Lage, die ewig nicht für ihn sein wird“, herauszuziehen. Er dachte an ein Unterkommen in Berlin. Aber — dieser Plan gewann keine feste Gestalt.

Was der Dichter Neues geschaffen, war wenig; Voie berichtet: „Bei Bürgern fand ich nicht so viel Neues, als ich zu finden hoffte, nur einen Haufen mehr oder minder vollendeter, meist trefflicher, Fragmente.“ Bürger hatte nicht mehr die Kraft, zu vollenden. Seit Jahren hatte er eine neue Ansage seiner Gedichte dem Publikum versprochen. Er kam damit nicht zustande. So viel, wie damals gedruckt war, sah Voie: „Siebzehn Bogen seiner Gedichte sind abgedruckt, die fast nur die alten Stücke, zum Teil vortrefflich verbessert, enthalten.“ Die Zeit produktiven Schaffens war für den Dichter vorüber.

Dauernd fühlte sich Bürger krank und unlustig. Auch kurze Ferienreisen besserten sein Mißbefinden nicht, das ihn in Göttingen kaum noch verließ. Denn er sah, daß hier seine Bestrebungen nur verkannt, daß ihm hier jede Achtung absichtlich versagt wurde. Als beispielsweise drei englische Prinzen zu mehrjährigem Studium die Universität bezogen, erhielt Bürger nicht, wie er gehofft, den Auftrag, ihnen ein Privatissimum über deutschen Stil zu halten. Bürger ward übergangen und ein Jüngerer ihm vorgezogen. Weiter: bei dem Interesse, das Bürger der neuesten Literatur entgegenbrachte, wäre er wohl der Verufenste gewesen, die Neuerscheinungen aus dem Gebiete der

schönen Wissenschaften in den Göttinger Gelehrten Anzeigen zu rezensieren, zumal die Redaktion der Anzeigen ganz besonderen Wert darauf legte, daß ihr Blatt fast nur allein aus dem engen Kreise der Universität hervorginge, daß es wirklich das Organ der Universität und der Akademie sei. Es ist da doch sehr bezeichnend, daß sich Bürger nach Jena wandte und der Allgemeinen Literatur-Zeitung seine Dienste als Kritiker antrug!

Solche dauernden Zurücksetzungen erzeugten Bürgers bittere Epigramme über Professoren-Weisheit. Freunde hat er sich durch diese Sprüche des Unmuts, die zeigen, wie verärgert er war, bei den Fakultätsgenossen nicht gemacht.

Dabei verhielt sich Bürger, wenn man an ihn herantrat, den Wünschen der Universität gegenüber durchaus nicht ablehnend. Als Göttingen im September 1787 die Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Universität beging, als man zur Verherrlichung des Festes eine Kantate nötig hatte, dichtete Bürger den „Gesang am heiligen Vorabend des fünfzigjährigen Jubelfestes der Georgia Augusta“. Ein bloßer Gelegenheitsdichter hätte diesen Gesang nicht schaffen können. Bei dem Universitätsjubiläum wurde Bürger — „cuius poemata cum voluptate legit Germania“ — nach dem Vorschlag des damaligen Dekans, des Orientalisten Michaelis, doch noch mit anderen ehrenhalber zum Doktor der Philosophie ernannt. Eine Verbesserung seiner materiellen Lage bedeutete der leere Titel nicht, und die Anstellung als Professor, auf die Bürger seit drei Jahren wartete, die aus Hannover kommen mußte, blieb wiederum aus.

Sonst sparte das Ministerium in Hannover nicht mit Auszeichnungen und Beförderungen. Darum war die Zurücksetzung, die Bürger bei jeder Gelegenheit in Hannover erfuhr, so auffallend, daß sich Lichtenberg noch vor der Jubelfeier beim Sekretär Parz unterderhand nach den Gründen dafür erkundigte. Nun: die Kuratoren der Universität hatten allerdings gegen Bürger einige Vorurteile. Seine angekündigten Vorlesungen waren nicht immer gehalten oder doch vorzeitig abgebrochen worden. Man glaubte: der Dozent habe die Trägheit des Amtmannes noch nicht so ganz überwunden. Dies Vorurteil würde aber schwinden, wie Lichtenberg hörte, wenn Bürger seine Kollegia anslesen wollte! Bürger sollte nur seine geplante Vorlesung über Kants Philosophie halten — so meinte der Sekretär Parz zu Lichtenberg.

Und Lichtenberg unterstützte Bürger freundschaftlich mit seiner Erfahrung. Das Kant-Kolleg, rief er, müßte eine öffentliche

Vorlesung von einer oder höchstens zwei Stunden in der Woche sein; es dürfte sich durchaus nicht in verwirrende Einzelheiten verlieren, sondern müßte nur einen ganz allgemeinen und klaren Umriss geben, sonst würde die Aufmerksamkeit der Hörer sehr schnell ermüden und die Studenten würden fortbleiben, so bald das Kolleg an ihre Denkkraft große Anforderungen stellen möchte. Bürger hat sich nach diesem Rate gerichtet und zeigte für das Wintersemester 1787/88 eine zweistündige unentgeltliche Vorlesung über „Einige Haupt-Momente der kantischen Philosophie“ an. Gleichzeitig ließ er zu seiner Privatvorlesung über die „Allgemeine Theorie der Schreibart“, die er, wie gewöhnlich, in fünf Stunden wöchentlich abhalten wollte, „Einladungsblätter“ drucken, welche „über Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten“ handeln.

Diese Einladungsblätter, die Bürger nach dreijähriger Lehrtätigkeit veröffentlichte, sind nach mehr als einer Richtung interessant. Er empfahl den Studenten sein Kolleg, als ob er es zum ersten Male hielte, als ob in ihren Kreisen von seinen Bemühungen überhaupt noch nichts bekannt wäre! Bürger wandte sich an die Juristen; sie bildeten den großen Haufen aller Göttinger Studenten; er lud sie in sein Auditorium. Weil er den Mangelstil „vielleicht noch ein wenig besser, als die ganze Kunst der Juristen“ kenne, so wisse er auch, wie elend der sei. Also wäre sein Unterricht den Juristen sehr nötig; zumal ein Jurist niemals vom Juristen richtig schreiben lernen würde; denn der vorzüglichste Lehrer des Rechts wäre noch lange kein Lehrer des guten Geschmacks. Also war Bürgers Unterweisung nötig und war um so dringender zu empfehlen, da von hundert Studenten oft nicht neunzig ihre Muttersprache grammatisch richtig schreiben! „Damit dies die Studenten nicht verdrieße, so setze ich getrost hinzu, daß mehr, als Ein Duzend ihrer hochberühmten Professoren durch ganz Germanien es ebensowenig kanu.“ Bürgers Einladungsblätter sind gefüllt mit bissigen Bemerkungen. Satirisch gab er die Definition zum besten, welche sich die Vertreter der sogenannten „oberen“ Fakultäten von einem „schönen Geist“ zurechtgemacht, um seinerseits den Wert und die rechte Bedeutung des Faches, das er vertrat, zu betonen: „Redekünste, gerade nichts anders als Redekünste, und vornehmlich die schönen, sind es gewesen, welche die Barbarei der vorigen Jahrhunderte zertrümmert ... Redekünste sind es noch jetzt ... Universitäten und Fakultäten gab es schon in den Zeiten der Barbarei; es gab Maultiere mit ganzen Säcken voll Gelehrsamkeit befrachtet; dennoch aber lagen Kläse und Nacht auf dem

Geiste, und lagen so lange fort, bis Redekünste, bis die armen bespöttelten schönen Wissenschaften erschienen und Wärme und Licht schufen ... Redekünste, schöne Redekünste sind, bei allem Mißbrauche, der mit ihnen getrieben werden kann, und auch wohl getrieben worden ist, dennoch die Schutzgeister jeder Tugend, so wie sie die glücklichsten Bestreiter des Lasters und der Torheit sind. Sie unterstützen Kirche und Staat, beschirmen Thron und Person des gerechten Fürsten besser, als die Hellebarden seiner Trabanten ... Menschen, die ihr Sinn für Menschenrecht und Menschenadel habt, laßt den Tyrannen Festungen über Festungen bauen, laßt ihn seine stehenden Heere bis zu Millionen vermehren! Werbet ihr dagegen die Künste des Geistes, vornehmlich die Redekünste an, und laßt sie um Freiheit und Eigentum ihre Wagenburg schlagen! Es ist nicht wahr, daß Kanonen mehr vermögen, als Gedanken und Worte, wie bisweilen gespaßt wird ... Die Körper herrschen nicht über die Geister; sondern die Geister herrschen über die Körper. Und was sind die Evolutionen der Körper gegen die Evolutionen der Geister?“

Goedingk faßte die Situation, wo Bürger in beleidigtem Selbstgefühl seine freie Wissenschaft über jede andere Gelehrsamkeit stellte, die an den Universitäten alt geworden und mit geistlosem Sammelleiß gepflegt wurde, sehr richtig dahin auf: es wäre gut, wenn Bürger sich selbst das consilium abeundi gäbe und die Georgia Augusta verließ!

„Die Sprache und Schreibart, die hier gegen die Lehrer der Universitäten geführt wird, nimmt sich aus, als ob die Studenten auf dem Katheder und die Lehrer in den Bänken säßen. Mehr will ich nicht sagen“ — schrieb Zelter, als er Bürgers Programm später in den gesammelten Werken gelesen.

Bürger aber hatte seine Einladungsblätter geschrieben, um ganz besonders die Herren Kuratoren der Universität zu belehren, und er sandte sein Programm nach Hannover. Hatte er doch an sich und die Kuratoren gedacht, wenn er die Forderung aufstellte: der Unterricht in der deutschen Sprache und Schreibart mit der dazugehörigen philosophisch-ästhetischen Unterweisung verdiene einen eigenen Lehrstuhl und verlange, als ein Hauptstudium, besondere Lehrvorträge. Denn das wäre ganz gewiß ein Gebiet, so wichtig, wie alle sogenannten „höheren“ Wissenschaften, wo rechtes Sprachstudium zugleich das Studium der Weisheit selbst sei, und darum sei auch der Lehrer der Sprache und Beredsamkeit, d. h. eben Bürger, „wenigstens ebensowiel wert, als einer der Besten aus den drei oder vier obern Fakultäten“! — Mit seinen Einladungsblättern lockte Bürger zwölf Hörer ins Kolleg. Der

Ordinararius Heyne, der im gleichen Semester ein Privatissimum über deutschen Stil abhielt, bemühte sich für zwei Teilnehmer!

Göttingen war ein dürrer, unfruchtbarer Boden für alle schönen Wissenschaften. — Darüber klagte Bürger in seinen Vorlesungen so häufig, daß es den Hörern auffallen mußte. Wir besähen zufällig die Anfertigung eines Juristen, der drei Jahre in Göttingen studiert und während der Zeit auch in Bürger's Kolleg hineingehört, ohne gerade den schönen Wissenschaften, den Redekünsten, für sein späteres Fortkommen eine besondere Wichtigkeit beizumessen. Dieser Student war viel zu praktisch, um sich für Bürger's brotlose Kunst zu begeistern. Weil er für den Typus eines Göttinger Studenten jener Zeit gelten mag, sei seine nüchterne, geschäftsmäßige Ansicht hier gebucht. „Ich hospitierte einst — sagt dieser Student — in seinen ästhetischen Vorlesungen, als er gerade das Schöne abhandelte, worüber er viel tief Gedachtes oder tief Empfundenes sagte, auch eine weitläufige Velesehnheit in den ästhetischen und philosophischen Schriftstellern zeigte . . . In seinem Gefühle des Guten und Schönen liegt alles beisammen, was der subtilste Scharfsinn aus ihnen zu entwickeln vermag. Nur gefiel mir die Art nicht, mit der er sich über die Gleichgültigkeit gegen die schöne Literatur ausließ. In der That, als er sich hier der Amphibolie des Worts Geschmack bediente, schien es mir, als ob ich selbst einen reinen Geschmack in ihm vermischte. Bürger bedenkt nicht, wie viel er sich vergibt, wenn er sich zu solchen Klagen, die man nur zu oft von ihm hört, herunterläßt. Im Vertrauen gesagt, er ist wohl zuwenig delikat und pocht zuviel auf Genie. Welche Invektiven erlaubt er sich nicht gegen die, welche weniger warm von der Dichtkunst denken und sprechen, welche Schmähungen gegen die Gelehrten! Er bedenkt nicht, daß jedes Zeitalter seine eigentümlichen Gefühle, seine eigentümlichen Bedürfnisse habe. Poesie war einmal Bedürfnis, jetzt ist sie's nicht mehr. Sie will ein hohes und freies Gemüt, und wir sind eingezwängte Menschen, die selten an etwas Weiteres als daran denken können, wie sie ihre Existenz sichern sollen. Die Gefühle der Dichtkunst liegen uns daher zu weit aus den Augen, Gelehrsamkeit liegt uns schon näher . . . Bürger täte wohl — sagte dieser Kritiker — wenn er sich jetzt von der Dichtkunst ganz lössagte. Für seinen Hannoveraner ist sowas zu gut, dieser will nur Abhandlungen von der Stallfütterung und vom Kartoffelbau. Lyrische Dichtkunst ist aus der Mode gekommen, unser Zeitalter ist auf Kantische Kategorien erpicht. Da Herr Bürger diese so gut kennt, so sollte er mehr davon Gebrauch machen und von der Mode profitieren.“

Allerdings wurde die angekündigte öffentliche Vorlesung über Kant, die nichts kostete, besser besucht. In der ersten Stunde hatte Bürger vierundzwanzig Zuhörer, darunter die drei Prinzenhofmeister und den befreundeten Dr. Althof; zur zweiten Vorlesung kamen mehr als fünfzig; das kleine Auditorium konnte die Hörer kaum fassen. Bürger war für Kant begeistert; Kant galt ihm ja als „der erste Philosoph auf Erden“; Bürger sprach mit Wärme; sein Vortrag war „über Erwarten gut“; der Beifall und der Zulauf der Studenten wuchs von Stunde zu Stunde — „trotz der hiesigen Anti-Kantianischen Katheder“; trotz des Hofrats Feder, der seit 1768 in Göttingen fest auf dem philosophischen Lehrstuhl saß und eine leichte Popularphilosophie vortrug, die jeder tiefsinnigen Spekulation aus dem Wege ging und eben deshalb den Zulauf der Dilettanten hatte. Feder war ein erklärter Gegner des Königsberger Philosophen. Feder war bei dem Aufsehen, das Kant machte, der zudem den Göttingern für eine unverständige Anzeige seiner Kritik der reinen Vernunft noch seine besondere Beachtung geschenkt hatte, der Kantischen Philosophie eben damals, eben im Jahre 1787, in einer eigenen Schrift entgegengetreten. Er meinte, diese Philosophie umzuwerfen! An dem gleichgesinnten Hofrat Meiners — „er liest monotonisch von einem Hefte her, und dreimal selig die geflügelte Hand, die den Vortrag zu Papier bringt, ohne ein Drittel einzubüßen“ — hatte Feder dabei einen Verbündeten. Sie beide waren in Göttingen die maßgebenden Vertreter des Fachs und — Bürger, ein Privatdozent, wollte es wagen, anderer Ansicht zu sein!? Bald hatte Bürger über siebzig Hörer und als Dozent einen schönen Erfolg. Er übertraf sich selbst. Wer dies Kolleg hörte, das eine faßliche Darstellung von Kants philosophischem System bot, rühmte Bürger's „schönen Fluß der Rede“. Der Neid seiner großen Kollegen konnte kein Grund sein, daß Bürger die Vorlesung, die sich einmal nicht mit der hergebrachten Göttinger Schulphilosophie beschäftigte, abbrach. Er las das Kolleg zu Ende. („Haupt-Momente der kritischen Philosophie. Eine Reihe von Vorlesungen, vor gebildeten Zuhörern gehalten.“ Münster 1803.) Bürger war neben Born in Leipzig und neben Reinhold in Jena einer der ersten, der über Kant Vorlesungen gehalten oder „die Kantische Philosophie in Schutz genommen“, wie man damals sagen konnte; denn in Marburg z. B. war jede Vorlesung über Kant verboten! Bis zum Schluß blieb Bürger's Kolleg gut besucht. Diese Vorlesung mußte auch Aufsehen machen; öffentlich wurde darauf hingewiesen, daß Kant an Bürger einen „warmen, beredten und scharfsinnigen Apostel“ ge-

funden; wurde gesagt, daß die Vorlesung „von einer außerordentlich großen Anzahl von Zuhörern, worunter selbst mehrere graduierte Perionen und die königlichen Prinzenhofmeister“ gewesen, besucht war. — Professor wurde Bürger deshalb noch lange nicht. Und in Göttingen hatte doch der Stallmeister des Reitinstituts den Titel und Rang eines ordentlichen Professors!

Wo jeder Beweis anerkennenden Wohlwollens von Hannover ansah, wurde Bürgers mißvergünstigte Stimmung, die mit dauernder Kränklichkeit verbunden war, nicht gehoben. Bürger trank Molken und Dekokte und befand sich trotzdem: höchst elend. Die zwecklosen „Dozenten=Pladereien“ verdarben ihm vollends die Laune. Sein Verkehr in Göttingen war auf wenige Menschen eingeschränkt.

Nach wie vor blieb ihm Lichtenberg wohlgesinnt. Er hatte ihm auch mit seiner Belesenheit geholfen, als Bürger aus Gefälligkeit für Dieterich, und um sich selbst zu zerstreuen, die Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen erzählte. — Zu Ende des Jahres 1785 waren diese Lügenmärchen des Barons zuerst in englischer Ausgabe erschienen und hatten so reichen Beifall gefunden, daß in kürzester Zeit, in wenigen Monaten, drei neue Auflagen nötig wurden. Ein Buch, das solchen Absatz hatte, mußte auch in deutscher Übersetzung ein guter Verlagsartikel für Dieterich sein. Zudem stammten die Geschichten aus Deutschland. Der Freiherr Karl Friedrich Hieronymus von Münchhausen (1720 bis 97) saß als abgedankter Rittmeister auf seinem Gute Bodenwerder im Hannoverschen, und eine Reihe seiner berühmten, lustigen, übertreibenden Lügen, die er „ganz kavaliereumt, zwar mit militärischem Nachdruck, doch ohne alles Pathos mit der leichten Laune eines Weltmannes und als Sachen, die sich von selbst verstehen, zum besten zu geben“ liebte, Geschichten, die mündlich weitergetragen wurden, wie sie Münchhausen wohl selbst der mündlichen Überlieferung, dem Jägerlatein seines Leibjägers Nöjemeyer verdankte, waren im 8. und 9. Teile des „Bademeem für lustige Leute“ (Berlin 1781, 1783) gebucht worden. Aus diesem Bademeem hat der englische Herausgeber, ein gewisser Rudolf Erich Raspe, der es nötig hatte, aus Deutschland zu fliehen, geschöpft. Er stellte die Geschichten des Bademeem geschickt zusammen, überlegte sie ins Englische und vermehrte neue Auflagen durch die Secabenteuer des Barons, Anekdoten, die der reichen Schwankliteratur entnommen sind.

Diese Ausgabe Raspes hat Bürger der deutschen Literatur zurückgewonnen. Zur Michaelismesse 1786 erschienen seine

„Wunderbare Reisen zu Wasser und Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Cirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt“. Auf dem Titel dieses Büchleins in Kleinktav ist vermerkt: es sei gegenüber der englischen Ausgabe „hier und da erweitert“. Etwa ein Drittel des ganzen Buches stammt von Bürger. Es sind nicht die schlechtesten Geschichten, die er dazugefügt. Die zweite, wiederum vermehrte Auflage der deutschen Bearbeitung erschien 1788. Lichtenbergs belesene Unterstützung war Bürger beidemale zustatten gekommen. Der oder jener Einschub, der polemisch zu einem Zeitereignis Stellung nimmt, der oder jener Hieb, der eine literarische Neuerscheinung trifft, stammt von dem witzigen Satiriker. Lichtenberg hatte an den frauen, unmöglichen Geschichten seine helle Freude. Die deutsche Bearbeitung Bürgers gilt auch mit Recht als ein wirkliches Volksbuch. Die Sprache, der ganze Vortrag, wie der Lügenmeister seine Erlebnisse zum besten gibt, bleiben Bürgers alleiniges Verdienst.

Ein Honorar hat Bürger für diese Arbeit nicht gefordert. Er hat auch seinen Namen als Bearbeiter nicht genannt. Denn seine Gedichte verrieten ja schon nach der Meinung so manches Göttinger Professors einen so „ungemeinen Habitus“ zu „Allo-triis“, daß sich die tiefgründige Gelehrsamkeit kopfschüttelnd fragte, wo Bürger nur „all das Zeug“ hernähme!

In Göttingen war Bürgern die Lust zu Versen gründlich vergangen. Was er während der ersten Jahre seiner Dozententätigkeit an Reimen veröffentlichte, das waren — abgesehen von einigen Gelegenheitsgedichten — nur bittere Epigramme. Die Besorgung des Musenalmanachs war ihm lediglich noch ein Geschäft, das er der zweihundert Taler Einnahme wegen nicht aufgeben durfte. Es kostete ihm ziemlich Zeit. Brieflich wurde er um sein Urteil über eingesandte Gedichte gebeten, und er mußte ausführlich darauf antworten. Die einzelnen Dichter des Almanachs wünschten dringend Briefe von dem berühmten Bürger zu haben. Wer einen Beitrag gegeben, fühlte sich gekränkt, wenn er kein Exemplar des Almanachs und dazu ein höfliches Kompliment des Dichters zum neuen Jahr erhielt. Diese Anerkennung galt statt des Honorars. Der Verkehr mit den Dilettanten, deren Verse erst durch Bürgers Korrekturen lesbar wurden, war eine lästige Verpflichtung; der Redakteur durfte sich ihr nicht entziehen.

Durch den Almanach knüpfte Bürger aber auch einzelne Verbindungen, die ihm selbst erwünscht waren. So hielt er von



August Friedrich Ernst Langbein ungemein große Stücke. Allerdings mit Unrecht. Langbein war von Jugend auf ein nüchterner Mensch und im Leben ein biederer Spießbürger. Nur auf dem Papier erlaubte sich der rechtschaffene Philister dann und wann einen erotischen Seitensprung und berichtete einen lazziven Schwanz. Das war fürs Publikum! Ein wirkliches Herzensverhältnis zur Poesie hat Langbein nicht gehabt. Redselig geht sein Vortrag ins Breite. Banale Plattheiten oder alberne Trivialitäten überwuchern und ersticken fast die wenigen guten Gedichte, die ihm gelungen, die er in ansprechender Form gerundet. Trotzdem fand Langbein, namentlich um die Wende des Jahrhunderts, ein breites, genüßliches Publikum. Das charakterisiert die Zeit! — Die Leistungen dieses Poeten, der in Bürger seinen Meister sah, der in seinem Tone zu dichten suchte, hat Bürger erheblich überschätzt. Das ist erklärlich. Bürger klagte über die Nachahmer; aber manche Nachahmung hat ihm geschmeichelt. Langbein war Jahre hindurch eine Stütze des Almanachs. — Und ebenfalls noch von seiner Amtmannszeit her kannte Bürger Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, der schon als Student sein Mitarbeiter gewesen und 1785 Professor extraordinarius in Göttingen wurde. Mit dem um elf Jahre jüngeren Kollegen war Bürger viel und gern zusammen. Selbst seine intimen Beziehungen zur Frau des Musikdirektors Forkel, einer lieberlichen Person, die mehrere Liebshaiten zu gleicher Zeit unterhielt, waren für Meyer kein Geheimnis. Meyer, „ein guter Kopf und wackerer Mann“, der eine fast unleserliche Handschrift schrieb, aber sehr einnehmende, weltgewandte Formen besaß, war auch ein Unzufriedener. Bereits 1788 gab er seine Professur auf, um jahrelang im Auslande zu reisen. Da er Vermögen hatte, war er unabhängig. — Der spätere Historiker Wolfmann war als junger Student mit Empfehlungen von Stolberg nach Göttingen gekommen und wußte die Ehre zu schätzen, wenn sich Bürger seiner Poetereien annahm. Auch mit ihm verkehrte der Dichter. — Vor allem aber schloß sich August Wilhelm Schlegel, obwohl er vor dem Umgange mit Bürger wohlmeinend gewarnt war, aufs engste an den Meister an. Man muß wissen: Warnungen, nicht vor Bürger, sondern vor den schönen Wissenschaften waren in Göttingen hergebracht und üblich. Wollten Studenten hier Kollegia über die schönen Künste hören, so fanden sich sehr bald Professoren, die ihnen davon abrieten. Denn durch so anziehende Dinge möchten die Studenten verleitet werden, „ihrem juristischen Fleiße zuviel Zeit zu rauben“! Göttingen war eben die hohe Schule der Juristen.

Schlegel studierte hier seit 1786. Nach Meyers Fortgang von der Universität hatte Bürger fast allein mit dem damals einundzwanzigjährigen Studenten näheren Umgang. Gemeinsam lasen die beiden Ariost, Tasso und Petrarca. Der Wohlklang der italienischen Sprache nahm sie gefangen, und beide begannen Sonette zu dichten, als ob Petrarca von den Toten auferstanden wäre und nun in deutscher Sprache von der Geliebten sänge. Bürgers Sonette waren der Erinnerung an Molly geweiht. In der neuen Form richtete er aber auch ein Gedicht an Schlegel, den er förmlich zu seinem Jünger annahm, den er mit dieser Widmung öffentlich zum Dichter krönte. Der Anschluß dieses jungen Talentes war eine wirkliche Freude für Bürger. Gemeinsam und einander verbessernd überlegten sie an langen Winterabenden den „Sommertraum“. Bürger wies Schlegel auf die Übersetzung Shakespeares hin! Korrektheit und Eleganz des Ausdrucks war ihr Streben, und nicht leicht konnten sie sich darin genügen.

Durch dies Zusammenarbeiten mit dem jungen, für die Poesie begeisterten Schlegel ward Bürger aus jahrelanger Erschlaffung geweckt und kehrte zur poetischen Produktion zurück. Damals erhielt „Das hohe Lieb“ nach verschiedenen, tastenden Versuchen seine prächtige Form. Bürger war in dies Gedicht verliebt; er hielt es für sein Meisterstück. Es zeugt gewiß auch von der Gewalt seiner Sprache und beweist die sichere Herrschaft, die Bürger über den Ton und den Klang besaß. Aber: das Hohe Lieb und ebenso die Sonette stehen in scharfem Gegensatz zu den lyrischen Gedichten aus der Zeit der „Lenore“. Seinerzeit pflegte Bürger nicht so künstliche Reimverschlingungen; er sah auf „Bewegung“; Wohlklang, formale Schönheit und Korrektheit waren nicht sein höchstes Ziel gewesen. Seinerzeit hatte er die „Nachahmung“ für das Verächtlichste, was ein Dichter geben konnte, gehalten; er hatte die Kunst vom Zwange enger Regeln zu befreien und ihr Gebiet zu erweitern gesucht, er hatte auf Originalität gepocht und in der Natur allein sein Vorbild gesehen. Nun hatte Bürger Freude an dem Zwange und den Fesseln des Sonettes; nun lehnte er sich an Petrarca in einer Weise an, daß man nur von Nachdichtung oder Übersetzung sprechen kann. — Die neuschaffende Kraft der Jugend war dahin, und freudiges Feuer diente dazu, den alternden Dichter zu begeistern.

Der Winter von 1788 auf 89, den Bürger in engstem Verkehr mit Schlegel verbrachte, bedeutet eine starke Wandlung in seiner Kunstauffassung. Nicht auf der Bahn des Volksdichters schritt Bürger rüstig weiter; auch er war auf dem Wege zum

Klassizismus und maß der Kunstform das entscheidende Gewicht bei. Was er damals schuf, angeregt durch den tätigen Eifer und die Teilnahme des jungen Schlegel, der ein viel schwächeres Talent war und da anfang, wo Bürger aufhörte, ist, verglichen mit den Gaben seiner früheren Epoche, nur ein bewußtes Spiel. Jeden Tag produzierte Bürger ein Sonett. Aber er selbst hatte durchaus nicht das Bewußtsein, daß die Gedichte aus der Zeit des gemeinsamen Zusammenarbeitens mit Schlegel den Vergleich mit den Gedichten der abgelaufenen Periode nicht aushalten könnten. So überschätzte er auch die formale Gewandtheit Schlegels; denn Kritik war niemals Bürgers starke Seite. Aber — und das ist hier das wichtigste: Bürger fühlte, wo er im Winter von 1788 auf 89 nach längerer Pause wieder dichterisch tätig war, sich geistig wohler, er fühlte sich in einer lebhafteren Stimmung als seit Jahren. Er war sich und seinen Versen nun nicht mehr gram. Die Grille, ein Philosoph oder Gelehrter zu sein, plagte ihn den ganzen Winter über wenig. Jetzt dachte er ernstlich wieder an die neue Ausgabe seiner Gedichte, die er bereits am 13. September 1788 angekündigt hatte! Jetzt konnte er sie im Frühjahr 1789 erscheinen lassen.

Das Hohe Lied und die Sonette sind die wichtigste Bereicherung dieser Ausgabe. Auch „Das Blümchen Wunderhold“ und das „Vorgefühl der Gesundheit“ vermehrten damals die Gedichte. Sonst brachte diese Ausgabe nur wenig, was nicht zuvor schon im Almanach gestanden hätte; aber sie brachte zahlreiche Verbesserungen im einzelnen; Bürger hatte gesucht, auch den älteren Gedichten die möglichste Politur und Korrektheit in jeder Hinsicht zu geben.

Durch den Verkehr mit Schlegel war Bürger den Muses zurückgewonnen. War er eine Zeitlang daran irre geworden — nun wußte er wieder, daß die Dichtung sein eigentliches Gebiet sei, und er dachte ganz natürlich daran, Göttingen zu verlassen und alle „Schulmeisterei“ aufzugeben. Sowieo wünschte ja kaum einer an dieser Universität etwas von ihm zu lernen. War es ihm hier verwehrt, vom Katheder für die Pflanzung der „Redekünste“ einzutreten, so wollte er es in einer periodischen Schrift tun, in dem: „Pantheon des Geschmacks und der Kritik desselben“. Für den Anfang des Journals, das 1790 beim Erscheinen den besseren Titel: „Akademie der schönen Redekünste“ erhielt (vgl. „Gebet der Weihe“), hatte er genug von eigenen Ausarbeitungen und von Aufsätzen Schlegels, genug an Poesie und Prosa in der Hand; wie es mit der Fortsetzung sein würde, kümmerte ihn wenig.

Damals bemühte sich Goekingk, der in immer einflußreichere Stellungen aufrückte und als Land- und Steuerrat nach Wernigerode gekommen war, beim Kanzler von Hoffmann für Bürger um eine ordentliche Professur der Verechsamkeit mit vierhundert Talern Gehalt, sei es in Halle oder an der Universität Frankfurt an der Oder. Goekingk sondierte auch die einzelnen Senatoren in Uchersleben, ob der Freund, sobald ein Sitz erledigt sei, dort einen Platz im Räte erhalten könnte und so „aus dem Ragen-Neste des Nepotismus“ fortkäme. Goekingk hoffte, Bürger vielleicht als Bibliothekar nach Wernigerode zu ziehen. — Bürger, der mit allen Plänen, die ihn von der Georgia Augusta entfernen könnten, sehr einverstanden war, hatte selbst schon daran gedacht, nur um das verhaßte Göttingen zu verlassen, seine Gedichte Friedrich Wilhelm II. zu widmen; er war zu stolz, um es wirklich zu tun.

Daß er mit der neuen Ausgabe seiner Gedichte zustande gekommen, hatte Bürgers Stimmung gehoben und ihm neue Zuversicht gegeben. Nun glaubte er wieder an sich selbst und fühlte sich stark; sein altes, trotziges Selbstvertrauen war noch nicht verloren. Der Dichter erwartete neue Anerkennung und neue Ehre; mochten sich für die zweite Ausgabe seiner Gedichte auch erheblich viel weniger Subskribenten als für die erste vom Jahre 1778 gemeldet haben, Bürger hoffte auf eine bessere Zukunft. Diese Stimmung, in der er die Ausgabe von 1789 beschloß, gibt das Boien gewidmete Gedicht: „Vorgefühl der Gesundheit“ wieder; es war „nicht ganz poetische Fiktion“, wie Bürger den Freunden schrieb.

**S**undert Exemplare seiner Gedichte versandte Bürger an seine alten Freunde oder suchte sich mit ihnen neue Gönner zu werben. Am 20. April 1789 schrieb er für diese Sendungen noch eine Reihe von Begleitbriefen, dann machte er sich auf, um Göttingen zu verlassen. Er wollte über Thüringen nach Obersachsen reisen und seine beiden verheirateten Schwestern besuchen. Bürger war in gehobener Stimmung. Auch nach Weimar hatte er seine Gedichte, die ihm eine freundliche Aufnahme sichern sollten, gesandt.

Bürger hatte Goethe niemals zuvor gesehen. Als die beiden fast gleichaltrigen Dichter im nämlichen Jahre, 1773, der eine für seine „Lenore“, der andere für seinen „Götz“ enthusiastischen Beifall geerntet, als Goethes „Werther“ darauf erschien und Bürger, hingerissen von Bewunderung, dem Dichter seinen Dank gestammelt, als beide in jener jungen und überströmenden Zeit

in Briefen das brüderliche Du tauschten, da hatte auch Goethe in Bürger einen Ebenbürtigen gesehen. Als erster hatte er ihm die Hand hingestreckt. Nun stand Bürger nach Jahren an der Thür von Goethes stattlichem Hause. Goethe ließ sich gerade von dem Kapellmeister Reichardt eine neue Komposition vorspielen. Aber nicht in den Musiksalon, sondern in ein leeres Audienzzimmer ward Bürger geführt. Dort erschien Goethe nach einigen Minuten und erwiderte seine Anrede mit einer herablassenden Verbeugung. Dann nötigte Goethe den Gast auf ein Sofa und erkundigte sich — nach der Frequenz der Universität Göttingen.

Eine Begegnung mit Goethe hatte sich Bürger anders gedacht und diesen steifen Empfang gewiß nicht erwartet. Er hatte auf einige anerkennende Worte für seine neue Gedichtausgabe gerechnet; doch von den eben erschienenen Gedichten, die ihn wieder stolz und glücklich gemacht, sprach Goethe kein Wort. Freilich konnte auch niemand bei den Gedichten vermuten, wie sauer dem Dichter ihre endliche Ausgabe geworden! Bürger war schwer enttäuscht, daß er lediglich als Privatdozent von dem Minister angesehen ward. Einen Petenten, der sich persönlich — wie er es früher ja einmal schon brieflich getan — um eine Professur in Jena bemühen könnte, glaubte Goethe vor sich zu haben! In seiner Verlegenheit wußte Bürger kaum etwas zu sagen und hatte sich bald erhoben, um sich zu empfehlen. Goethe war da mitten im Zimmer stehengeblieben und hat ihn mit gnädiger Verbeugung entlassen.

Diese kurze Audienz schilderte Bürger in seinem Epigramm gegen Goethe („Mich drängt' es in ein Haus zu gehn. . .“). Er hat das Verslein selbst noch mündlich in Weimar verbreitet. — Da Bürger seinen Gedichten, kaum daß er sie zur Post gegeben, eifertig nachreiste, bleibt immerhin zu erwägen, ob seine Sendung hier schon eingetroffen oder doch ausgepackt war, als er in Weimar vorsprach. Und auch Goethes Frage nach dem Besuch der Universität Göttingen kann Bürger möglicherweise falsch aufgefaßt haben. Gerade damals schwebten Verhandlungen, um Herder nach Göttingen zu ziehen. Aus diesem Grunde erkundigte sich Goethe vielleicht nach der Frequenz der Universität. Freilich — Bürger konnte das nicht wissen.

Ein förmliches Dankschreiben für das „angenehme Geschenk“ der neuen Gedichtausgabe sandte Goethe später nach Göttingen. Hatte der Geheimrat Goethe die Vermutung gehabt: Bürgers Besuch könnte eine Bitte bedeuten, so war dieser Gedanke in der That doch wohl nicht so ganz unrecht, auch wenn sich Goethe etwa nur Herders wegen nach Göttingen erkundigte. Denn Bürger hatte

die Reise nach Thüringen und nach Kursachsen unternommen, um durch die Heirat mit einer reichen Frau seine finanziellen Verhältnisse zu verbessern, und um sich gleichzeitig nach einem neuen Unterkommen umzusehen, weil er Göttingen für immer verlassen wollte.

Auch Wieland und Bertuch besuchte Bürger in Weimar — es waren keine Minister. Herder war damals auf seiner italienischen Reise; ihn konnte Bürger nicht sprechen. Und natürlich ging Bürger an Schiller, dem Verfasser des „Don Karlos“, nicht ohne Gruß vorüber. Es war kurz vor dessen Übersiedelung nach Jena, kurz vor Antritt seiner Professur. In dieser Zeit hatten sich Goethe und Schiller noch nicht gefunden, noch standen sie nicht in dem vertrauten Verkehr der späteren Jahre, und auch Schiller, dessen Erwartungen von Goethe aufs höchste gespannt waren, hatte die kühle Zurückhaltung dieses Großen von Weimar erfahren. — Bürger konnte sich über die Aufnahme, die er bei Schiller fand, der wie er ein Anhänger der Kantischen Philosophie war, nicht beklagen. Beide verabredeten, der Kunst zu Gefallen, einen Wettkampf. Jeder sollte ein Stück aus Vergils Aeneis überlegen; jeder in einem anderen Versmaß; Schiller entschied sich für Stanzas; Bürger wird an Hexameter gedacht haben. Beide schieden als Freunde.

Über den Eindruck, den Bürger auf ihn gemacht, hat sich Schiller seiner Braut, Charlotte von Leugfeld, gegenüber am 30. April 1789 geäußert. Bürger schien ihm ein „gerader, guter Mensch“ zu sein, der „nichts Anzeichenendes in seinem Außern“, will sagen: nichts geniemäßig Überpanntes, nichts Unmaßendes hatte. Und die Werke mit der Person des Dichters vergleichend, meinte Schiller in ebendem Briefe: „Der Charakter von Popularität, der in seinen Gedichten herrscht, verleugnet sich auch nicht in seinem persönlichen Umgang, und hier wie dort verliert er sich zuweilen in das Platte.“ Schiller war ein scharfer Beobachter; Schiller war auch gut zehn Jahre jünger, als der früh alternde Bürger; er hatte noch die Zukunft vor sich. Es war auch richtig, wenn er von Bürger damals schrieb: „Das Feuer der Begeisterung scheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu sein. Der Frühling seines Geistes ist vorüber, und es ist leider bekannt genug, daß Dichter am frühesten verblühen.“ Bürger selbst wußte — trotz des „Vorgefühls der Gesundheit“ — daß er den Höhepunkt seines Lebens erreicht, daß er mit der zweiten Ausgabe seiner Gedichte gegeben, was er nur leisten konnte, und daß sein Schaffenswerk als Dichter im ganzen beschlossen wäre. Er versprach keine neuen Werke mehr. Bürger

wollte nur noch eine Prachtausgabe seiner Gedichte für Liebhaber veranstalten, um sein Bestes in würdigem Gewande auf die Nachwelt zu bringen. Sogleich nach dem Erscheinen der Ausgabe von 1789 fasste er diesen Gedanken. Auch Schillern wird er davon gesprochen haben. Und schon in der Vorrede der eben erschienenen Gedichte hatte Bürger erklärt: er wolle „von der Muse des Gesanges ganz Abschied nehmen“; denn er sei „über den Johannisstag des Lebens hinaus“. Also war es für Schiller nicht schwer zu bemerken, daß „der Frühling seines Geistes“ vorüber! — Was er der Braut geschrieben, hat Schiller seinem Besucher nicht gesagt. Ihr Zusammensein störte kein Mißton.

In Jena, wohin ihn seine Reise nun führte, ward Bürger mit der herzlichsten Freude, die einen alten, lange nicht gesehenen Freund willkommen heißt, vom Professor Schüz begrüßt. Er blieb zwei Tage in dessen gastlichem Hause. Damals wurde auch ein festes Verhältnis zur „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ verabredet, und ein alter Wunsch ward wieder in Bürger lebendig: es gefiel ihm in Jena so wohl, daß er die Möglichkeit erwog, ob er hier vielleicht als Privatdozent existieren könnte! Überall, wo er Güte und einiges Verständnis und etwas Wertschätzung fand, hat es Bürger gefallen — nur nicht in Göttingen.

Nach den zwei Tagen in Jena, die ihm lange im Gedächtnis blieben, ritt Bürger eilends nach Langendorf bei Weissenfels. Er hatte seine Schwester seit sieben Jahren nicht gesehen und seinen und Mollys Sohn, den in der Heimlichkeit bei Friederike Müllner geborenen August Emil, überhaupt noch nicht. Manche volle Freude erlebte Bürger hier bei der geliebten Schwester. Der Sohn fühlte sich zu ihm hingezogen. Der junge Friedrich von Hardenberg (Novalis) beugte sich damals ehrfurchtsvoll vor seinem Meister. Die Nachricht kam: der erste Abdruck der neuen Gedichte sei fast vollständig vergriffen. Bürgers Ansehen als Dichter war noch immer im Steigen, und Bürger, als Mensch, ward von den Frauen umschwärmt.

Ihm gefielen diese Huldigungen einer Madame Pleß in Langendorf, die sich Hoffnung auf ihn machte, die ihm eine „Tobacktsblase“ verehrte und „schrecklich“ in ihn „verliebt“ war. Sie hatte eine „Brunst“ zu Bürger gefaßt, die selbst nicht nachließ, als er wieder fortgereist war. Die prächtige, dicke Friederike Müllner ist in ihren Berichten an den Bruder sehr deutlich. — Bürger korrespondierte mit dieser Madame Pleß. Er trat auch mit der Frau des Amtsverwalters Kayser in Weissenfels in Briefwechsel. Er hatte sie ebenfalls bei seiner Schwester ken-

nen gelernt. Frau Kayser sprach stets „sehr süße“ von ihm und war überall Bürgers „große Verteidigerin“, die es durchaus nicht wahr haben wollte, daß sein verlebtes Aussehen frühere Debauchen verriete. Sie sah den Dichter mit verliebten Augen. Und auch mit ihr ließ sich Bürger in eine „Liebeskonnexion“ ein, die freilich keinen Erfolg hatte; denn der Amtsverwalter merkte bald die Schwäche seiner Frau und zog sie weidlich damit auf. Schon vor seiner Reise nach Sachsen hatte sich die verwitwete Frau Professor Erxleben in Göttingen, bei der die älteste Tochter Bürgers in Pension war, den Dichter zum Manne gewünscht und sich um ihn bemüht. Bürger hatte viel Glück bei Frauen.

Wo er sich jetzt in frischerer, freierer Stimmung fühlte, war er durchaus nicht abgeneigt, zum dritten Male, und zwar möglichst vorteilhaft, zu heiraten. Schon um seine drei Kinder, von denen jedes an einem anderen Orte aufwuchs, zu sich zu nehmen! Gerade über die Erziehung seiner Kinder sprach Bürger sehr eingehend mit einer Frau Dr. Kauffuß aus Leipzig, die wiederholt nach Langendorf kam und Friederike Müllner besuchte. Es war eine kluge, hinreißende und auch sehr vermögende Frau; eine Tochter des Bankiers Großer. Der Dichter erzählte ihr viel von sich und seinen Kindern. Er besuchte sie auch in Leipzig. Daß ihr Mann, der Dr. Kauffuß, noch lebte, störte Bürger nicht; der Mann stand völlig im Hintergrunde. Die Kauffuß hatte ihrerseits das Verlangen, sich tagelang mit Friederiken über Bürger zu unterhalten. Friederike Müllner merkte recht gut, daß die beiden sich nicht gleichgültig waren; sie wußte, wie „enorm“ ihr Bruder diese Frau liebte, wie sehnlich er ihre Briefe erwartete. Und — aus einer Mischung von Neugier, aber zugleich in der schwehsterlichen Absicht, diese Liebe zu fördern, denn sie wollte Bürgern gern zu der „reichen Frau“, die ihm fehlte, verhelfen, und sie glaubte, gerade diese Frau wäre es allein, die Bürgern „wieder Kraft, Leben und Wohlfsein einhauchen könnte, die dem Herbst seiner Tage Entschädigung für den verstürmten Frühling seiner Tage geben könnte“ — in solcher Absicht fragte Friederike Müllner die Kauffuß direkt. Ein Wutausbruch war die Antwort. Der Stolz der Frau schien aufs empfindlichste verletzt — weil die Beobachtungen Friederikens richtig gewesen waren! Auch die Kauffuß liebte den Dichter. Friederike hatte durchaus recht gesehen. Und Bürgers Herz hing „so sehr an ihr, als es irgend noch an einem Gegenstande zu hängen fähig“ war! Wenn der Bruder glücklich werden konnte, fragte Friederike Müllner nicht darnach, ob Herr Dr. Kauffuß ihres Mannes ältester und intimster Freund wäre; schon von der Schulzeit her!

Das durste nichts bedeuten! — Und Frau Kaulfuß kam selbst nach der Szene, die sie Friederiken gemacht, wieder in Müllners Haus und hatte wieder das Bedürfnis, stundenlang von Bürger zu sprechen. War Friederike nun zurückhaltender, dann heulte sie und klagte: sie hätte gar keine Vertraute und würde überall mißverstanden. Die verliebte, exaltierte Frau litt unter sehr wechselnden Stimmungen. Mit Bürger stand sie dauernd in Korrespondenz. Aber, als sie sich zum zweiten Male überzeugte, daß Friederike von ihrer Liebe sehr genau wußte, da wurde sie abermals, ganz ohne Grund, so wütend wie eine Furie. Jetzt dankte Friederike für den Vorzug, die Vertraute „einer so rapselnden Brigitte“ zu sein, und änderte ihr Urteil vollkommen. Die Kaulfuß spielte, nach ihrer Ansicht, nur „als eine gute, kluge Africe eine schöne Komödie“. Friederike warnte Bürger. In Leipzig stände die Dr. Kaulfuß angeblich in keinem sonderlichen Rufe. Und wenn Friederike an Molly dachte, mußte sie schreiben: „Junge, du bist von jenem Engel an einen Teufel geraten.“ Ihr Schlußurteil lautet: „Glaube mir, die Kaulfuß liebt dich nicht echt, sondern nur zum Temperaments-Zeitvertreib.“ Friederike war dennoch in Sorge, wie Bürger ihre Mitteilungen annehmen würde. Denn die beiden Sonette: „Der Entfernten“, die deutlich genug sprechen, die der Göttinger Musenalmanach fürs Jahr 1790 brachte, sind an diese Frau Dr. Kaulfuß gerichtet. Ihr sandte Bürger ein schön in Seide gebundenes Exemplar.

Die Beziehungen zur Frau Dr. Kaulfuß und zu den andern verliebten Frauen um Weißenfels, die sich im Briefwechsel mit jeder einzelnen fortspannen, hatte Bürger während seines Aufenthaltes in Langendorf geknüpft. Hier, bei Friederike Müllner, hatte er auf seiner Reise, die ihn auch nach Böhmen zu seiner zweiten Schwester und nach Gotha zu Hamberger führte, die längste Station gemacht. Er war im ganzen ein Vierteljahr „umherjunkeriert“, hatte Verbindungen gesucht, welche die Pracht- ausgabe der Gedichte fördern sollten, und sich in neuen Hoffnungen gewiegt, daß ihm doch wohl noch im Preussischen, in Halle oder in Breslau, durch Vermittlung einiger Gönner Friederikens eine Professur angeboten würde. Die Reise hatte ihm gut getan. Bürger war „schwarz von der Reisesonne gebrannt“, er war „jung und fett geworden“ und fühlte sich so wohl in seiner Haut, wie seit langem nicht mehr. Er glaubte, wo er mitten in neuen Liebeshändeln steckte, er hätte „den grünen Zweig der Gesundheit Leibes und der Seele bei dieser Gelegenheit wieder fest zu packen gekriegt“. Er hoffte: „noch einmal wieder emporzukommen“.

Am 10. Juli 1789 kehrte er nach Göttingen zurück und fand dreiundachtzig Briefe, den Dank für seine nach allen Richtungen versandten Gedichte, vor. Bürger war durch den Aufenthalt in Sachsen wirklich erfrischt. In tätiger Stimmung schrieb er sogleich ein paar Rezensionen für die Jenaer Allgemeine Literatur-Zeitung und hatte Lust wie Neigung, noch mehr zu kritisieren. Und ehe die Stadt mit ihrer Alltäglichkeit ihn wieder in Bann schlug, kostete er noch einmal die Freuden, welche er auf seiner Reise genossen, auf der er als Dichter gefeiert worden. Noch im Juli 1789 kamen Friederike Brun und ihr Mann nach Göttingen. Sie besuchten natürlich den berühmten Dichter. Bürger rezitierte sein „Hohes Lied“ und die der Erinnerung an Molly geweihten Sonette. Es war ein Triumph, den er drei Tage lang auch in Göttingen als Dichter genoß. Vor der dankbaren Hörerin begeisterte er sich an dem Wohlklang der eigenen Verse. Aber der Schmerz um Mollys Verlust war überwunden. Der Sänger der Trauer sprach jetzt ganz offen von seiner Absicht, zu heiraten! — Friederike Brun verstand es trefflich zuzuhören. Bürger war galant. Auch für sie steht ein Gedicht im Almanach auf 1790: „An Madam B. geb. M.“ Wie die Initialen dieser Überschrift zu deuten wären — das machte den Frauen, die Bürger in Weißenfels umschwärmte, sehr erhebliches Kopfzerbrechen. Frau Rahjer war auf die Unbekannte ordentlich eifersüchtig.

Es waren Bürgers Gedichte, die ihm selbst in Göttingen eine Anerkennung verschafften. Man fange „gar zu laut an, es der Universität Göttingen zum Vorwurf zu machen, daß sie einen so berühmten Mann bei sich hat, den man hier ganz im Dunkel läßt und zu vernachlässigen scheint“ — schrieb der Professor Heyne am 6. August 1789 an die Geheimen Räte in Hannover und stellte zugleich den Antrag, dem Magister Bürger „den Charakter eines Professoris philosophiae extraordinarii gnädigst beizulegen“. Wie Heyne den „hochstrengherrlichen Exzellenzen“ sagte, war Bürger ein Mann, der Aufmerksamkeit verdiente; und Heyne war frei von jenem gelehrten Dünkel, die Dichtkunst für etwas völlig überflüssiges zu halten; auch sie zähle zu den „schönen Künsten, welche zur philosophischen Klasse gehören“; also hatte Bürger, „wenn gleich seine Reputation in der gelehrten Welt nicht eigentlich von der Gelehrsamkeit selbst ausgehet“, Anspruch auf eine Stellung innerhalb der philosophischen Fakultät, und seine „Aufführung“ hätte zudem, „solange er in Göttingen gewesen ist, durchaus nichts wider sich“. Dies Sittenzeugnis — in diesem Zusammenhange — ist auffallend und be-

zeichnend. Bürger's Doppelhehe war in Hannover, leider, nur zu bekannt geworden! — Heyne hatte einen glücklichen Zeitpunkt für seine Vorstellung gewählt. Einer der Kuratoren der Universität, der Bürger nicht wohlgesinnte Rammerrat von dem Busche, war im Frühjahr gestorben. Und nun, wo ein begründeter Antrag vorlag, nun waren die „Fähigkeiten“ des Magisters Bürger auch der Aufmerksamkeit des hohen Ministeriums „nicht entgangen“; jetzt waren die Geheimen Räte bereit, ihm den Charakter eines außerordentlichen Professors zu verleihen; allerdings mit der Bedingung, daß Bürger nicht „nach erhaltener Professur um eine Gehaltserteilung nachsuchen möchte“; denn Gehalt war ein Luxus, den sich die Universitätskasse unmöglich leisten konnte! Heyne mußte das Bürgern bedeuten, und er tat es „sogar mit einer eher abschreckenden als einladenden Art“. Selbst damit war Bürger zufrieden. Es war ihm nachgerade „erniedrigend“ gewesen, dauernd Privatdozent zu sein. Bürger wollte keinen Anspruch auf Gehalt machen, Bürger wollte nicht um Besoldung bitten; nur das wünschte er: „wenn er einst als Professor sich auszeichnen werde“, dann möchte ihm die Hoffnung auf Belohnung nicht genommen sein. Als Bürger durch Reskript vom 10. Oktober 1789 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde, war die lang-ersehnte Beförderung bei dem ausdrücklichen Verzicht auf jedes Gehalt nur ein halber Schritt vorwärts! Dennoch gab Bürger die Mühen Göttingen zu verlassen, jetzt auf. Er setzte hoffnungsvoll sein Vertrauen auf die „fernere hohe Protektion und Vorsehe“ der Kuratoren der Universität.

Die praktische Friederike Müllner meinte, die endliche Beförderung zum Professor könnte die Aussichten für eine Berufung nach Preußen verbessern; und vor allem: der neue Titel wäre sehr brauchbar, um Bürger zur reichen Frau zu verhelfen! Das wollte sie. Als sie ihre Ansicht über Frau Dr. Kaulfuß geändert hatte, sagte sie sofort eine andere Partie für den Bruder ins Auge: eine Madame B. . .; „sie ist von Charakter ein zweites Gustchen“. — Diese schweizerlichen Bemühungen waren überflüssig.

**N**un blieb Bürger in Göttingen und wählte gerade mit Rücksicht auf den Erfolg, der ihm bei den Frauen beschieden war — er hatte ihn während seiner Reise durch Kurachsen wieder zur Genüge erfahren — eine der verwegensten Episoden aus Ariosto's „Rafendem Roland“, um diese Geschichte, frei fabulierend, in seinem „Bellin“ nachzuerzählen. Persönliche Momente machten ihn den Stoff lieb. Das Glück, das sein Held in Liebesachsen hatte, war Bürger's eigenes Glück. Bei der Wahl dieses

Stoffes sprach auch Bürger's Vorliebe für skaböse Motive mit; eine Vorliebe, die sich im Alter steigerte, und die sich jedenfalls bei ihm mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit in der Behandlung des Verses, mit einer scheinbar spielenden Nachlässigkeit im Vortrage verband. Bürger war der überlegene Meister der Form. Das zeigt ein Vergleich seines Bellin mit den seinerzeit vielgelobten Ottaverimen des Freundes Voedingk („Die Schlittensfahrt“). An seinen wohlgerundeten Stansen hatte Bürger Freude, und in dem Gefühle der eigenen Überlegenheit hatte er gerade an diesem Stoffe das lebhafteste Gefallen, eben an einer Geschichte von Verliebtheit und falscher Treue, von Verführung und Schwachheit der Weiber, an Anekdoten vom leichten Sieg der Männer und wieder der List der Weiber, die den besten Mann dennoch betrügt und narrt. Die Abenteuer des Bellin paßten vortrefflich zu der verliebten Stimmung Bürger's, der in Sachsen auf Eroberungen ausgezogen war. In der Mußezeit seiner Ferien machte er sich an das gewagte Epos und korrespondierte weiter mit den Frauen in Weiskensels. Alle „wackeren Weiber“ sollten ihm auch für die Prachtausgabe seiner Gedichte, die er am 15. September 1789 öffentlich ankündigte, Subskribenten werben. Für den beträchtlichen Preis von einem Louisdor versprach Bürger den Liebhabern seine Gedichte auf schöngeglättetem Schweizerpapier, oder — wenn der Erfolg es zuließe — gar auf Belinpapier mit lateinischer Didot'scher Schrift in „einer solchen Auswahl, Politur und Korrektheit des Textes . . . daß hoffentlich über Mangel und Unvollkommenheit keine Anzureden entstehen soll“. Bürger machte Anspruch auf die guten Dienste der Frauen seiner Bekanntschaft; hatte er den Weiblein doch so „manches süße Wörtchen vorgesagt und vorgesungen“! Bürger wußte, was er bei den Frauen galt. Mehr als eine war dem Sänger, der den Gefühlen ihres Herzens Worte geliehen, gewogen, und Verehrerinnen, von denen Bürger nichts wußte, interessierten sich für seine Lieder und den Dichter selbst.

Aus Stuttgart wurde ihm ein Gedicht gesandt, in dem eine unbekanntere Verehrerin, die sich in sein Konterfei und seine Gedichte, vornehmlich in „Die Nachtfeier der Venus“ verliebt hatte, förmlich um ihn anhielt und den Witwer zum Manne begehrte! Dies Gedicht der Unbekannten war von einem Stuttgarter Literaten Theophil Friedrich Ehrmann am 8. September 1789 in sein Wochenblatt gerückt und von seiner Frau dem Dichter nach Göttingen geschickt worden. Bürger war über den neuen, unerwarteten Erfolg, den er hatte, ungemein geschmeichelt. Die öffent-

liche Werbung eines jungen Mädchens war sehr auffallend und absonderlich — gerade das Ungewöhnliche war aber nach Bürger's Geschmack! Das Gedicht machte ihm Spaß. Er teilte es Bekannten mit. Abschriften kamen in Umlauf. Man sprach davon: es wäre wirklich viel, wenn ein Mädchen diese Verse gemacht hätte, und man dachte doch vielleicht an eine Mystifikation. Bürger war es sehr recht, so der Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung zu sein. Es schmeichelte ihm. „Es ist doch wenigstens eine artige Anekdote in der Geschichte der deutschen Literatur.“ Und — heiratslustig, wie er damals gestimmt war, auch um die hübsche Anekdote weiter auszuspinnen, verfaßte Bürger eine poetische Antwort, die bewies, daß die unverhoffte Werbung aus Schwaben keinem „Manne von Holz vorgefangen“ war. Durch Vermittlung von Frau Marianna Ehrmann kam Bürger's Antwort in die rechte Hand. Bürger ging also auf das Spiel ein und verlangte natürlich von Madame Ehrmann nähere Auskunft.

Gerade eine „reiche Frau“, die Bürger gesucht, schien dies „Schwabenmädchen“, das sich ihm mit „edler Offenheit“ angetragen, nun nicht zu sein. Auf fünf- bis sechstausend Taler schätzte sie Friederike Müllner; und damit wäre Bürgern schwerlich geholfen. Aber er hatte „Luft an dem originellsten aller Originalromane!“ Er war mit zweiundvierzig Jahren zu einer rechten Unbesonnenheit aufgelegt.

Die Nachrichten, welche Bürger der hilfsbereiten Frau Ehrmann abfragte, beschäftigten seine Phantasie; stückweise erfuhr er mehr; erst den Vornamen; dann den Vatersnamen. Elise Hahn war hübsch, offen und munter; aufgeweckt und allerliebst. So wurde ihm die Zwanzigjährige geschildert. Kleine „Unbesonnenheiten“, die Elisen nachgesagt wurden, konnten „einer sonst liebenswürdigen Person“ nichts schaden; in Bürger's Augen dienten sie nur mit dazu, dem Mädchen einen „Ausstrich der Anmut“ zu geben. So mußte ja Elisen's Gedicht selbst untreulich zu den „kleinen weiblichen Geniestreichen“ gerechnet werden! In einer lustigen Gesellschaft, als sie mit ihrer Schwärmerei für den Dichter geneckt worden, hatte das Schwabenmädchen die Verse schnell zum Scherze gemacht; angeblich waren sie ihr dann weggekapert worden und so, ohne ihr Wissen, in Ehrmann's Wochenschrift gekommen. In der Tat — meinte Bürger — wäre es „ein allerliebste Anekdötchen für Stadt und Land, wenn aus dem Spaß noch einmal Ernst würde“. Er wünschte es; denn alle Auskünfte, die er erhalten, lauteten nur vorteilhaft.

Verschiedene von Bürger's Briefen an Madame Ehrmann

sind so gefaßt, daß sie Elise zu lesen bekommen sollte. Sie ver-raten sein Interesse sichtbar genug. Auch Bürger's „Einlagen“ für Elise beförderte die Ehrmann. Und für solche Gefälligkeiten wieder Gefälligkeiten fordernd, verlangte die schriftstellerisch tätige Dame Beiträge Bürger's für ihr Journal und von dem Herrn Professor auch eine recht wirkfame Rezension. Bürger versprach alles. Endlich, im Februar 1790, erhielt er von der Ehrmann das lange erbetene Bild Elisen's. Mit Ungeduld riß er das Päckchen auf — er war enttäuscht. In seiner Phantasie hatte sich Bürger das Idealbild von einem Wesen wie der sanften, blonden Molly ausgemalt, und er fand eine „hardie brunette“, deren feuriger Blick ihn schreckte. Ein innig und zart geschriebener Brief lag bei dem Bilde. Als Bürger ihn gelesen und dann wieder das Bild betrachtete, war der feindliche Zauber, den es anfangs auf ihn geübt, gewichen; jetzt gefiel ihm das niedliche, braune Mädchen, die „kleine schwarze Hege“, wie er sie nannte, „ungemein“, und das Bild kam nun Tag und Nacht nicht mehr von ihm; kurz: Bürger verliebte sich in das Mädchen, wie es das Bild ihm darstellte, und schrieb noch im Februar 1790 die „Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will“, in der er sich und sein Leben ausführlich schilderte und seine Reise nach Stuttgart während der Osterferien in Aussicht stellte, wo denn beide, wenn sie sich Auge in Auge gesehen, wissen würden, ob sie — zu ihrem „eigenen noch größeren Amüsament“ — das „Publikum mit der allersonderbarsten Heirats-Geschichte zu amüsieren“ vermöchten!

Vorbereitend hatte Bürger Marianna Ehrmann gemeldet, es sei bei der Schilderung in seiner sogenannten Beichte Pflicht, lieber ins Häßliche, als ins Schöne zu malen. Seine Trägheit, seine Weichlichkeit und Sinnelust verschwieg er darum nicht. Bürger war kein guter Haushalter; auch das sagte er offen. Er erklärte, daß er weder jung noch schön sei, und sprach von seinen kleinen Kränkchen und seinem Alter. Ehrlich gab er an: seine ökonomischen Umstände seien „noch zur Zeit sehr schlecht“. Bürger sprach von dem eigentümlichen Verhältnis zu seinen beiden verstorbenen Frauen und von dem Wunsche, seinen drei Kindern vor allem eine gute Stiefmutter zu geben. Jedenfalls war es originell wie diese ganze Liebesgeschichte, dem Mädchen seiner Wahl ein vollständiges Verzeichnis aller seiner Mängel zu übersenden. Bürger handelte dabei sehr überlegt. Er wollte absichtlich die Vorstellung zerstören, als wäre er etwas Besonderes, weil er Gedichte gemacht. Er übertrieb seine Fehler. Und aus Berechnung verschwieg er seine guten und gefälligen Eigenschaften; oder

leugnete sie geradezu. Das sollte ihm bei der persönlichen Begegnung den Erfolg sichern. „Wählen Sie mich nicht zu Ihrem Vatten — schrieb er beschwörend — wofern Sie nicht bei sich fühlen, daß Sie sich mit voller Liebe in meine Arme werfen können.“

Keinen Augenblick zweifelte Bürger an seinem Siege, mit dem er schon im voraus renommierte!

„Willst du alter abgeliebter Krepel denn wirklich und im Ernst den abenteuerlichen Ritterzug nach Stuttgart beginnen?“ — fragte die Schwester, Friederike Müllner. „Junge, Junge, das Mädchen wird dich fenstern, mein Alter sagt, sie stellt sich rarere Sachen unter dem großen Bürger vor.“

Bürger hatte es mit der Reise nach Stuttgart so eilig, daß er nicht einmal die Post abwartete, welche ihm eine Antwort auf seine Beichte bringen mußte. In seiner triumphierenden, siegesgewissen Stimmung war er völlig sicher, wie diese Antwort einzig und allein nur lauten könnte! — Tatsächlich antwortete Elise Hahn mit einem „zierlichen und manierlichen Korb“. Bürger's Alter wäre für sie kein Grund, seine Hand auszuschlagen, weil es immer ihr Wunsch gewesen, „einen ältern Vatten zu bekommen“; denn „die jungen faselnden Geschöpfchen“ könne sie gar nicht leiden. Bedenklicher machten sie die mißlichen finanziellen Verhältnisse; sie selbst konnte nur die Aussteuer und ein kleines Kapital mitbekommen. Den Ausschlag aber gaben Bürger's drei Kinder. Hier schien die Verantwortung, welche die Zwanzigjährige übernehmen sollte, zu groß; die Erziehung einer schon elf Jahre alten Tochter war für die junge Stiefmutter eine zu schwere Pflicht. Elise Hahn hatte sich mit ihrer Mutter beraten. Sie dankte für Bürger.

Als dieser Brief in Göttingen eintraf, war Bürger schon auf seiner abenteuerlichen Fahrt nach Stuttgart, und seine Gegenwart, wie „die den Spinabelbeinigen Apoll umstrahlende Lieblichkeit gab der Sache . . . eine ganz andere Wendung“. Es kam zur Verlobung. Michaelis 1790 sollte die Hochzeit sein.

Bürger war glücklich. Die ganz einzige Heiratsgeschichte amüsierte ihn höchlich. Er war überzeugt, seine „Lisela“ würde ihn wieder jung und froh machen. Das zwanzigjährige Mädchen (geb. 17. November 1769) strogte vor Gesundheit; warmes Leben glühte von ihren Wangen; Elise war wirklich sehr hübsch und an Geist und Charakter — wie Bürger erklärte — vortrefflich. Bürger verstand sich darauf. Ihr Vater war als Expeditionsrat schon vor Jahren gestorben. Madame Hahn, einst Cronetz's Geliebte, lebte von ihren Renten. Elisen's einziger Bruder war württembergischer Offizier. Etwas Vermögen war da; wohl

auch einige Aussichten zu Erbschaften. Bürger dachte daran, seine Acker im Amsersleben'schen zu veräußern oder noch mehr Kapital aufzunehmen, um sich in Göttingen ein eigenes Haus, in das er seine junge Frau führen wollte, zu kaufen.

Es hatte in Stuttgart nicht ganz an Stimmen gefehlt, die gegen eine so ungleiche Verbindung gesprochen. Das störte den Dichter aber nicht. Auch Bürger's Verwandte teilten nicht durchaus die zuverlässliche Hoffnung des glücklichen Bräutigams, der die Vierzig schon überschritten. Elberhorst hatte dem Schwager geraten, sich lieber mit der schönen, sanften Franziska Strecker, einer Stiefschwester Mollhs, zu verbinden; die würde zu Bürger passen — nur hatte sie keinen Pfennig Geld! Georg Leonhart fand Bürger's neuen Liebesroman „sowohl komisch als feltam“! Kurz vor der Hochzeit besuchte Elise von der Recke, auf der Durchreise nach Pyrmont, den Dichter in Göttingen. Auch sie fürchtete, „dieser poetische Roman werde nicht gut enden“; sie wollte Bürgern Glück wünschen, „wenn die Heirat zurückginge“. Leichtjinnig und unbefonnen achtete Bürger auf keine Bedenken. So wie der Verliebte Elise Hahn sah, war es „ein geistvolles und interessantes Mädchen“; aus ihren Gedichten sprach „eine schöne Seele“, und ihre „edle Liebe“ würde ihn bestimmt glücklich machen. Bürger meinte: „Poetisch-phantastisch fing mein Liebeshandel an; aber ich hoffe — meine Ehe soll prosaisch-glücklich sein!“ Die Hochzeit fand statt. Über Heidelberg reiste das Paar im Glück der Mitterwochen nach Göttingen. „Das Herz — frohlockte Bürger — muß jedermann im Leibe lachen, wenn er den Januar mit dem Mai so reizend zusammen gepaart sieht.“

Bürger war stolz auf seine junge Frau, die unstreitig lebhaft und witzig war und Freude hatte, mit ihrem kleinen dichterischen Talentchen in Gesellschaften zu glänzen. Sie sprach immer „in dem gesuchtesten Deutsch und in den geründetsten Perioden“. Bürger führte sie viel aus; denn Bidnick's und Kränzchen machten ihr Spaß; also ward sie mit Einladungen überschüttet; also wurden ländliche Partien arrangiert; der Tanz war ihr Element, und das muntere Schwabenmädchen ward als Königin des Balls gefeiert und selbst vor den Damen des Abels ausgezeichnet. So gefiel Göttingen der Stuttgarterin sehr gut. Die Stadt war „hübsch, die Leute klug, und viele auch gut“, wie sie sagte. Sehr befriedigt schrieb Elise in die Heimat: „Ich gelte hier ein paar Bazen mehr, als in Stuttgart.“ Mit der Einrichtung der Wirtschaft hatte sie nicht lange zu tun.



Ihre Kammerfrau war aus Stuttgart mitgekommen, eine zweite Magd wurde dazugenommen. Auch Bürgers älteste Tochter kam ins Haus, das nun unter der neuen Herrschaft einen sehr viel gesellschaftlicheren Charakter gewann, als seinerzeit, wo der Privatdozent Bürger seine Molly nach Göttingen geführt hatte. Es war noch dieselbe Wohnung, wie damals, die Bürger für den billigen Zins von fünfzig Talern von Dieterich mietete. — Den Ankauf eines eigenen Hauses hatte er doch aufgegeben. — Jeden Donnerstag fand jetzt bei Bürgers große Assemblée statt. Der Strudel gesellschaftlicher Vergnügungen riß Elisen hin, und zu Duzenden zog sie Gäste ins Haus. Allmählich entwickelte sich aus den Donnerstagsunterhaltungen ein ordentliches Komödienstück. Schließlich ward es doch etwas viel des lärmenden Vergnügens, und Bürger zog sich öfters auf sein Studierzimmer zurück. Aber er ließ Elisen gewähren. Dem alten Dieterich gegenüber, der nicht gerade erbaut war, daß sich sein Sohn bei den Theaterabenden in Charlotte Michaelis, eine Tochter des Orientalisten, verliebte, ihm gegenüber, der sich nicht gerade eine Geheimrats-Tochter zur Frau für seinen Sohn wünschte, war Bürger durchaus der Verteidiger dieser Gesellschaften, an denen Elise Freude hatte.

Wenn der Ehemann vor Dieterich — wie ganz natürlich — die Partei seiner Frau nahm, so bestanden dennoch einige Differenzen zwischen ihm und Elise. Es war für Göttinger Verhältnisse nicht schicklich, daß Elise Herrengarderobe anzog und so des Abends über die Straße zu Dr. Althof ging, wo ihr Mann bereits war. An solchen „Geniestreichen“ fand Bürger nach der Hochzeit keinen Geschmack. Das Schwabenmädchen war anderer Meinung. Überhaupt besaß es einen „heftigen Widerpruchsgeist“ und „superklingen Dünkel“. Auch Elisens „Rechtshaberei“ führte zu allerlei kleinen Mißheiligkeiten. Sie war nicht die sanfte, unterwürfige Frau, wie es Dorette und Molly gewesen. Aber auf Molly war das Schwabenmädchen eifersüchtig. Nicht lange nach ihrer Ankunft in Göttingen führte sie tragische Klagen: Bürger liebe sie nicht ebenso! Das war Bürgern unverständlich. Unter dem Vorwande der Schwangerschaft entzog sie sich ihm bald ganz.

In jener Zeit, und zwar fast immer, wenn er Kolleg hielt, machte ein Dr. Michaelis, der Sohn des Orientalisten, den Elise auf einem der vielen Picknicks kennen gelernt, ihr Visiten; er kam wohl täglich ins Haus: Daß Michaelis in keinem guten Ruf stand, wie Althof und Bürger ihr sagten, war Elisen vollkommen gleichgültig. Als Bürger zufällig in das Zimmer seiner Frau trat, suchte dieser Dr. Michaelis in eine Nebenkammer zu ent-

wischen. Eine Auseinandersetzung war unvermeidlich. Bürger ließ Elisens schlechte Entschuldigung gelten: Michaelis habe nur Krönungsdukaten bringen wollen, die eine Überraschung für ihn sein sollten. Aber es wollte ihm doch natürlicher scheinen, wenn er bloß die Dukaten nicht sehen sollte, einfach die Hand darüber zu halten, anstatt mit ihnen ins Nebenzimmer zu flüchten! Im Grunde glaubte er an nichts Ugeß. Hatte ihm Elise doch freiwillig ihre Liebe gestanden und in so außerordentlicher Art selbst um ihn angehalten! In unerwärtetermaßenem Vertrauen zweifelte er nicht an ihr.

Die kostbaren Toiletten der Frau Professor Bürger fielen mit der Zeit allgemein in der Stadt auf. Man sagte: das könne kein gutes Ende nehmen. Auch Bürger war für diesen bedeutenden Aufwand nicht blind. Er paßte schlecht zu seinen eingeschränkten Verhältnissen. Elise pugte sich, und die Magd aus Stuttgart führte das Hausregiment. Auch das war nicht sparsam. Sanfte Vorstellungen waren aber vergeblich. Sofort war der Widerspruch da. Bürger ließ die Sachen gehen, weil er die Ruhe liebte, weil er zu schwach war, um durchzugreifen, weil er die Schwangere schonen wollte. Aber, wo ihm so manches nicht gefiel, wurde er kälter und trockener. Er mußte sich auch mehr als früher mit seinen Vorlesungen beschäftigen. Für das Wintersemester 1790/91 hatte er ein neues Kolleg von vier Stunden, eine „Geschichte der schönen Wissenschaften in Deutschland“, zum ersten Male angekündigt. Daneben las er die alten Kollegia über Ästhetik und Stil. Im ganzen vierzehn Stunden! Bürger hatte zu tun und hoffte, wenn Elise erst ein Kind hätte, dann würde die häusliche Stille, die er sich wünschte, schon kommen; Mutterpflichten würden dem nur auf das Vergnügen gerichteten Leben einen Inhalt geben und die kostbaren Gesellschaften so von selbst aufhören.

Schon Oftern 1791 liefen Karikaturen in Göttingen herum, die den gehörnten Ehemann darstellten.

Auch nach der Geburt des Kindes (1. August 1791), das Wieland zu Ehren den Namen Agathon erhielt, änderte das Schwabenmädchen nichts an ihrem frivolen Leben. Bürger versichert, er habe trotzdem nicht den „brumminigen Ehemann“ gespielt. Noch damals beteiligte er sich an einem dreitägigen Ausfluge sieben Stunden über Land zum Grafen Hardenberg, dem Droß des Amtes Rothenkirchen, wo sich Elise in dem vornehmen Zirkel bei ländlichen Vergnügungen überaus wohl befand. Die dreiundzwanzigjährige Frau von Marenholz, die Gattin eines Kammerherrn von zweiundvierzig Jahren, ward ihre „Herzens-

Freundin“, und nicht zum ersten Male sah Elise hier den Bruder der Marenholz, den jüngsten Grafen Hardenberg: „ein- undzwanzig Jahre alt, ein schöner, einnehmender junger Mensch, dato noch nichts weiter“ — beschreibt sie ihn. Er hatte Elisen schon in Göttingen ein Fest gegeben. Diese Gesellschaft, welche sich drei Tage in Rothenkirchen vergnügte, reiste dann gemeinsam nach Göttingen, wo sie in Bürger's Hause bewirtet wurde, wo weitere ländliche Feste stattfanden, an denen der benachbarte Adel und Göttinger Herren teilnahmen. „Wir tanzten bis 11 Uhr des Nachts und die ganze Partie war allerliebste“ — meldete Elise ihrer Mutter. Bürger war also kein Spielverderber. Seine Frau war glücklich; denn sie wurde um der Auszeichnung willen, die ihr die gräfliche Familie schenkte, „sehr beneidet“. Bürger gönnte seiner Frau diesen Triumph. Er wußte es nicht, daß Elisen der jüngste Graf Hardenberg nicht gleichgültig war. Aber er sah doch immer mehr und mehr, daß solche Vergnügungen nicht die seltene Unterbrechung eines sonst ruhigen Lebens waren, vielmehr der einzige Zweck eines vergnügungssüchtigen Daseins!

Auch als Elise Mutter geworden, blieben der Fuß, in dem sie Bifiten empfing und an Eroberungen dachte, ihre erste Sorge. Das Zufließen der Fremden ließ nicht nach. An ihren Gesellschaftsabenden ging es so laut zu, daß die Leute auf der Straße verwundert stehenblieben. Denn Göttingen war eine ruhige Stadt; schon um zehn Uhr abends wurde das Licht in den Wirtschaftshäusern ausgelöscht. Die Damen, die sonst in Bürger's Haus gekommen waren, hatten sich allnäglich ganz zurückgezogen. Dafür stellten sich junge Laffen in Scharen ein und benahmen sich polternd, wie auf einer Studentenstube.

Um das kerngesunde Kind kümmerte sich die vergnügungstolle Mutter nicht. Zu den zwei Mägden ward eine dritte als Kinderfrau angenommen, und Elise blieb die vornehme, kostbare Dame, die nur ab und zu ein paar Minuten mit dem Kinde tändelte, um es ganz der Wärterin zu überlassen. Nach vier Monaten war das gesunde Kind so weit zurück und so schwächlich, daß es nur Mitleid erweckte. Die Mägde schalteten im Hause, wie sie wollten, und traktierten ihre Liebhaber in der Kammer. Diese Heidenwirtschaft kostete an tausendacht-hundert Taler im Jahre.

So viel nahm Bürger bei weitem nicht ein; bestenfalls sechshundert Taler! Was die Pränumeranten für die Prachtausgabe von Bürger's Gedichten zahlten, ging alles mit drauf. Bürger war von morgens um sechs bis abends um acht tätig; aber unmöglich konnte er die Summen, die seine Frau verwirtschaftete,

mit Privatunterricht und Kollegienhalten schaffen. Seine Vorlesungen waren nur schwach besucht. Doch wäre der Vorwurf bequemer Trägheit gerade für diese Zeit verfehlt. Für den Sommer 1791 hatte Bürger eine öffentliche Vorlesung: „Von der Bieder des deutschen Ausdrucks“, neu angekündigt. Im Wintersemester 1791/92 nennt das Vorlesungsverzeichnis der Universität ein fünfstündiges Kolleg: „Die Lehre von den Quellen, dem Umfange und Gebrauche der menschlichen Erkenntnis nach Kant und andern neuern Reformatoren der philosophischen Wissenschaften“; ferner — neben der Ästhetik und der Theorie des Stiles — noch eine ganz neue Vorlesung über: „Die empirische Psychologie“. Bisher hatte Bürger niemals darüber gelesen. Kam das Kolleg zustande oder nicht, er mußte sich mit dem neuen Gebiete beschäftigen. In der Hoffnung auf besseren Zulauf fing Bürger damals auch an, sich auf Vorlesungen, die ins juristische Gebiet einschlugen, vorzubereiten. Für den Sommer 1792 kündigte der gewesene Amtmann: „Einen Versuch des Unterrichts zur Hannoverschen Dienstverwaltung“ an! Neigung war's nicht. Bürger war „nur ein armer Professor extraordinarius ohne Besoldung, der sich seine paar hundert Talerchen Einnahme mühsam erquälen“ mußte. Die reichten, schlecht und recht, bloß zu einem bescheidenen Leben. Um diese Einnahmen zu verbessern, kamen Kostgänger zu Mittag und Abend ins Haus. Freilich mußten sie — wo die Mägde die Wirtschaft führten — mit abgeschabten Brocken zufrieden sein. Aber das Schwabenmädchen entschädigte die Tischgäste am Abend mit „Blinderuhspiel“, wenn sich Bürger schon weggeschlichen und ins Bett gegangen war. Er fand an den täglichen Kindereien keine Freude. Ein Vorbild für seine heranwachsende Tochter war diese Stiefmutter ganz und gar nicht. Das Haus der jungen Frau und des bejahrten Mannes glich einem Taubenschlag, in dem die jungen Laffen ein- und ausflogen. Bürger und Elise sahen sich nur noch bei den Mahlzeiten. Die Frau verlangte einen Schwarm von Anbetern um sich; der Mann zog sich an seinen Schreibtisch zurück. Bat Bürger seine Frau um eine Stunde ruhiger Aussprache — Elise hatte für ihn keine Zeit. Der junge Graf Hardenberg war gerade in Göttingen!

In der Stadt wurde allgemein über die Pflichtversäumnis der Frau geschrien, und die ganze Stadt hielt Bürger für einen ausgemachten Hahnrei. — Noch wollte er keinen Argwohn gegen ihre eheliche Treue aufkommen lassen.

Was man in Göttingen nicht so schon von der heillosen Wirtschaft in Bürger's Hause wußte, das kam bei einem Prozeß gegen

Elisens Kammerfrau, die wegen Hurerei fortgejagt werden mußte, in öffentlicher Gerichtsverhandlung auf dem Rathause aus dem Licht. Das ganze Ratskollegium konnte sich vor Erstaunen nicht fassen!

Bürger mußte sich nicht zu helfen. Seine Liebe war fast erloschen, wo er für diese Frau keine Achtung mehr haben konnte. Er ward schwermütig und still, „eigentlich stüpe neben ihr“, und hilflos starrte er „mit abgestorbenen Augen in das Wesen hinein“. Was er seiner Frau zu sagen hatte, das tat er schriftlich. Er hielt ihr in einem ausführlichen Schreiben einen getreuen Spiegel ihres frivolen Lebens vor. Der unhaltbare Zustand mußte anders werden. So schwer es ihm wurde, Bürger raffte sich zu dem Entschluß auf: die ganze Lage der Dinge der Madame Hahn in Stuttgart zu entdecken, um sie zu bitten, nach Göttingen zu ziehen und die ungeratene Tochter wieder unter ihre Aufsicht zu nehmen; oder Bürger wollte Elisen zur Mutter nach Stuttgart schicken und sie erst dann wieder holen, wenn sie klüger geworden.

Mann und Frau verkehrten nur noch brieflich. Dabei spielte Elise die Beleidigte: „Ich werde ein freudenloses Leben hinschleppen; meine Jugend habe ich dir geopfert.“ Sie also war zu beklagen! „Hält man dich für einen Hörnerträger, so ist's ja ohnedem einerlei“ — so meinte sie! Nur an ihre Mutter sollte Bürger nicht schreiben; und nur deshalb versprach sie, ihr Leben zu ändern und auf alle Vergnügungen, diese sogenannten Mittel der Verzweigung, sich aufrechtzuerhalten, zu verzichten. Doch bereits am nächsten Tage, als Bürger's getreuer Freund Althof mit ihr sprach, änderte Elise ihre Meinung und nahm ihr Versprechen fast ganz zurück. Mit dem eingezogenen Leben und den Visiten der jungen Herren, mit den Picknicks und Konzerten hatte sich's das lustige Schwabenmädchen schon wieder anders überlegt. Allein noch für bessere Aufsicht in der Hauswirtschaft wollte sie sorgen, und sie wirtschaftete jetzt auch ein paar Tage lang mit den Schlüsseln herum.

Deshalb hörte das Gerede in der Stadt aber nicht auf. Die entlassene Kammerfrau aus Stuttgart, die Elisens Vertraute gewesen, brachte allerlei Geschichten in Umlauf, wie sie Briefe an den und jenen getragen; wie der und der und der heimlich bei Elisen gewesen, und wie die Frau, kaum daß sie in Göttingen angekommen, sich mit allerlei Liebeshändeln täglich vergnügt! Lästerte die Magd aus Rache, so konnte eine Klage ihr wohl das Maul stopfen. Bürger ließ also die Person insgeheim abhören. Und sie machte sehr positive Angaben, die Bürger mit peinigendem Argwohn erfüllten. Er beschwor Elisen und suchte sie zu einem offenen Geständnis zu bewegen, indem er ge-

lobte, alles Geschehene — was es auch immer sei — zu vergeben und zu vergessen. Elise leistete ihm den feierlichsten Schwur, daß sie Bürgern niemals die Treue gebrochen. Wieder glaubte ihr Bürger und schloß sie in seine Arme.

Aber namenlose Briefe warnten ihn. Das allgemeine Geschrei wollte nicht verstummen. An öffentlichen Traiteurtischen wurden skandalöse Anekdoten über seine Ehe so laut erzählt, daß Bürger sie hören mußte.

Er paßte jetzt auf. Er sah, wie einer seiner Kostgänger sich auffallend um sie bemühte und hinter ihr herlichlich; er sah, daß dieser „käsebleiche, mit Finnen im Gesichte besäete Knirps, eines holländischen Käses hoch“, ins Haus ging, gerade wenn Bürger Kolleg hielt, so daß die Studenten im Auditorium die Köpfe flüsternd zusammensteckten, sobald das feine Herrlein an den Fenstern vorbeistrich. Bürger hatte gerade im Kolleg verschiedene erläuternde Beispiele zu deklamieren, auch aus den „Lustigen Weibern von Windsor“ den Monolog eines eifersüchtigen Ehemannes, der auf den Schänder seiner Ehre Jagd macht (Akt III, Szene 5). Bei der nahen Beziehung, welche dieser Monolog auf ihn selbst hatte, verlagte Bürgern die Stimme. Es war ein Grund, die Vorlesung vor der Zeit abzubrechen. Er eilte nach Hause und überraschte den Ehebrecher und das schamlose Weib bei der Tat. „Nudem der Ehehänder aufsprang, erhielt er ein Paar Faustschläge mit meiner Rechten, und die Ehebrecherin ein Paar dito mit meiner Linken ins Gesicht, die mit offenem Munde erstarrt da lag. Der Ehehänder nahm Reißaus, und ich konnte ihm nur noch einen Fußtritt nachgeben. Denn mir war es mehr um die Brieftasche der Ehebrecherin zu tun, die sie immer auf dem Leibe trägt, und worin ich Merkwürdigkeiten im Original zu finden hoffen durfte.“ Die fand Bürger zur Genüge. Die regelmäßige Korrespondenz der Bübin war schon den Postbedienten aufgefallen!

Die Dirne mußte verschiedene Reverse niederschreiben, in denen sie ihre Schande „gerne“ eingestand und die Liebhaber, die einer den andern abgelöst, namentlich angab. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde der unerhörten Szene vom 3. Februar 1792 durch die Stadt. So weit schonte Bürger noch die Unwürdige, daß er ihr Zeit ließ, aus Göttingen fortzukommen, und sie nicht sofort dem Gericht überlieferte. Am Morgen des 6. Februar fand ihre Abreise fast fluchtartig statt, „weil sie sonst leicht hätte Gefahr laufen können, öffentlich vom Bübel prostituiert zu werden“.

Über Hannover, wo Elise einen ihrer Galane noch sprechen

wollte, fuhr sie nach Braunschweig und Leipzig, wo sie eine „anständige Stelle in einer ansehnlichen Familie als Gesellschafterin oder Gouvernante“ suchte, dann weiter nach Stuttgart. Später zog Elise, die sich mit Stolz „das Schwabenmädle“ nannte, als Schauspielerin und Deklamatrice in Deutschland umher, schrieb und dichtete und starb verarmt und erblindet am 24. November 1833 in Frankfurt am Main. — Es bleibt ein überaus trauriges Kapitel, daß Bürger's und Mollh's Sohn, Emil, dieser Frau noch Briefe schrieb und sie als seine „geliebteste Mutter“ anredete. Emil Bürger lebte in kümmerlichen Verhältnissen als Buchhändler in Leipzig. Noch im Jahre 1832 sprach seine Frau die „Frau Professor Bürger“ um Unterstützung an und sandte ihr Bittbriefe.

Als das Schwabenmädchen außer Landes war, übergab Bürger am 13. Februar 1792 dem Universitätsgericht die Klage auf Ehescheidung. In dem beigefügten Revers bekannte die Schuldige, daß sie die Ehe „völlig gebrochen“, und daß sie unwürdig sei, „des Professor Bürger's Ehegattin ferner zu sein und zu heißen“. Dieser Revers spricht nur von einem Buhlen und verschweigt auch dessen Namen. In der klaren Sache waren Zeugenvernehmungen überflüssig. Am 31. März 1792 ward das Urteil publiziert und die unselige Ehe geschieden.

**E**ine kapitale Dummheit war die Verbindung mit diesem mannstollen Frauenzimmer gewesen, diesem „Kabinettsstück von ehelicher Untugend“, dem jeder recht war. Wie an einer „Schandsäule“ hatte Bürger neben dem verbuhlten, unnatürlichen Weibe anderthalb Jahre gestanden. Er war zum Spott geworden und war wieder das Gespräch Göttingens und der Nachbarschaft. Ein Gedicht lief damals um, in dem ein verrufenes Weibstück sich ihm mit bitteren Anspielungen auf die Geschichte seiner dritten Ehe neuerdings zur Frau antrug! Bürger's Ansehen hatte verloren. Der Rest seiner Gesundheit war zudem nach all den aufregenden Szenen, die er erlebt, schwer erschüttert. Husten und Brustbeklemmungen plagten ihn; seine „sonst eiserne Stimme“, sein früher „meilenlanger Atem“ waren dahin; so leise sprach er jetzt, daß seine Worte kaum noch „drei Schritte weit“ verständlich waren. Bürger keuchte „wie ein Schwindfüchtiger“. Gern hätte er den Sommer über seine Tätigkeit ausgefetzt und wäre zur Kur nach Karlsbad gegangen. Dazu fehlte das Geld. „Die Armut hält mich also an meinen Lastkarren gefesselt, und ich muß es dahingestellt sein lassen, ob ich mich unter dem Joche erholen werde oder nicht.“

Diese unglückliche dritte Ehe hat, wie Bürger's Arzt und Freund, Dr. Althof, bezeugt, nicht wenig zu des Dichters frühem Tode beigetragen.

Bürger verbarg sich fortan in seiner Studierstube, die er nur wenigen vertrauten Freunden noch öffnete. Die Göttinger Gesellschaft mied er. Im Kreise der Professoren hatte er sich auch nie wohl gefühlt. War er einem der „hochfahrenden Herren“ genaht und hatte er ihn angesprochen, so war der gleich mit Bürger fertig gewesen, um sich schnell „zu einem andern Herrn Hofrat oder Ordinarius“ zu wenden! Man ließ ihn in der Ecke stehen. Der junge Schlegel, der aus seinem Schüler sein Freund geworden, war nach Beendigung seiner Göttinger Studien als Hauslehrer nach Amsterdam gezogen. Erst als die Zeit kam, den *Musenalmanach* für das neue Jahr (1793) fertigzustellen, fing Bürger wieder an, mit Schlegel und Meyer zu korrespondieren, und berichtete beiden von dem „klaatrigen“ Ausgang seiner poetischen Heirat. Woien hat er von der Enttäuschung nichts mehr geschrieben.

Das letzte, frivole Epos von tollen Liebesabenteuern: „Bellin“, an dem der Dichter noch zu Anfang seiner Verbindung mit Elise Hahn gearbeitet, blieb natürlich liegen. Zu Ruß und Frommen der Dilettanten, die seinen Almanach mit ihren Versen beschieden, begann Bürger eine kurze Theorie der Reimkunst. Auch dieser „Hübnerus redivivus“ blieb unvollendet. In seinem Nachlaß fand sich nur das unfertige Fragment. Im Winter 1791/92 hatte Bürger die angekündigte Brachtausgabe seiner Gedichte abzuschließen gedacht — die häuslichen Szenen hinderten ihn daran. Er war froh, wenigstens ein größeres Gedicht, nur eine freie Bearbeitung aus dem Englischen, die den Almanach fürs Jahr 1793 zierte, zu vollenden: „Deloïse an Abelard“. Es ist eine Übersetzung aus Pope. Schon lange vor der Ehescheidung, als ihn nichts mehr zu dem Schwabenmädchen hingog, als seine Liebe allmählich erkaltete, hatte sich Bürger an diese Verdeuschung gemacht. Die Erinnerung an Mollh, die wieder lebhaft vor sein Auge trat, sprach dabei mit. So betrachtet, ist es eines seiner Lieblingsstücke und für Bürger zugleich der Beweis: „daß niemand in Deutschland Verse zu machen versteht“ — als er allein.

**B**ürger hatte nichts mehr auf der Welt als nur seinen Dichterruhm.

Selbst der war ihm gröblich angetastet worden und der Versuch gemacht, ihm den vollen Kranz vom Haupte zu reißen. Gerade in der bösen Zeit seiner dritten Ehe, am 15. und 17.

Januar 1791, hatte die Jenaische „Allgemeine Literatur-Zeitung“, zu deren Redakteur Bürger seit langem die besten Beziehungen unterhielt, eine ihn schwer verletzende Kritik seiner Gedichte gebracht.

Mit einer imponierenden Sicherheit, als wäre sein Wort unfehlbar, stellte ein Anonymus, Bürger's Gedichte kritisierend, einzelne Thesen auf: Sätze, die in ihrer bestimmten Formulierung, bei der selbstsicheren Art, wie sie vorgetragen wurden, richtig und unwiderleglich schienen. Dieser Anonymus sagte z. B.: „Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurteile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wieder finden wollen, die ihn im wirklichen Leben verheuchen.“ — War Bürger der „unreife Jüngling“, auf den der Satz angewandt werden soll? — Der Anonymus, der die Ausgabe von 1789 rezensierte, sprach ganz allgemein: die Dichtkunst verlange „keine andre als reise und gebildete Hände“, und der Kritiker formulierte dementprechend den Satz: „Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität.“ — Über die Gültigkeit dieser Behauptung läßt sich streiten. Es handelte sich, trotz der allgemeinen Formulierung, hier um eine Besprechung von Bürger's Gedichten. Sollte wiederum gesagt sein: Bürger habe keinen „gebildeten“ Geist? Der Leser durfte es annehmen. — Und das Leben setzte der anonyme Kritiker mit der Kunst in eine Gleichung und leitete aus seinen ersten Thesen einen dritten Lehrsatz von weittragender Bedeutung ab; er sagte: „Vom ästhetischen gilt eben das, was vom Sittlichen; wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte ausdrücken kann, so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebührt, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.“ — Dieser Satz krönt das Gebäude der abstrakten Thesen. Dies Wort des Moralisten klingt bedeutend; und doch bleibt es grundsätzl. Seine sittliche Forderung läuft darauf hinaus, die Persönlichkeit und die Lebensführung des Dichters im letzten Grunde zum Gegenstande der Kritik zu machen, wenn es sich um seine Werke handelt.

Mit diesem Maßstabe beurteilte der Rezensent, der seinen Namen verbarg, Bürger's Gedichte.

Bürger hatte sich einen „Volksdichter“ genannt. Wie er seinen Beruf auffaßte, wollte er keineswegs den „Pöbel“ befriedigen. Bürger hatte eine hohe Meinung von seiner Aufgabe. Seine Gedichte sollten aber durch die Wahl des Stoffes und die Art der Behandlung, durch „Simplizität“, dem Volke ebenso gut wie den Gebildeten verständlich sein und beiden zu Herzen sprechen. Das war Bürger's Streben. Auch sein Kritiker faßte die schwierige Aufgabe, die einem Volksdichter zufällt, in gleicher Weise auf. Hier bestand keine wesentliche Meinungsverschiedenheit. Nur bezweifelte der Anonymus, und mußte es bei seinen angenommenen Thesen bezweifeln, daß Bürger seine Absicht erreicht hätte, wo er bei ihm, dem Dichter, „den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist“ vermischte, der, „eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnet“. Bürger „vermischte“ sich mit dem Volke, statt es zu sich „hinaufzuziehen“. Wie sollte er das auch können? Wo Bürgern die rechte Kenntnis der Kunstgesetze noch mangelte, wo er selbst der mit Fehlern belastete Mensch war, konnten seine Gedichte, nach der festgesetzten Ansicht dieses Kritikers, natürlich der Kunst auch kein Genüge tun. „Rezensent muß gestehen, daß er unter allen Bürger'schen Gedichten (die Rede ist von denen, welche er am reichlichsten aussteuerte) beinahe keines zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt hätte.“ Bald war es „beleidigte Würde des Inhalts“, bald eine „geistlose Einkleidung“, dann wieder ein „unedles“ Bild, „ein ins Platte fallender Ausdruck“, oder anderes mehr, was ihn störte. Und derlei Mängel bewiesen dem Rezensenten, „daß der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sei; daß seinen Produkten nur deswegen die letzte Hand fehlen möchte, weil sie — ihm selbst fehlte“.

Dieser Kritiker war nicht verlegen. Er kannte den Weg, auf dem Bürger noch zu einem wirklichen Dichter werden könnte; nämlich: das erste Erfordernis für den Dichter „ist Idealisierung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen“.

So wie der Rezensent diesen Satz klar aufstellte, litt er keine Einschränkung und keinen Widerspruch. Hier sprach — so scheint es — ein Berufener, dem Bürger's Muse „überhaupt einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen Charakter“ hatte. Und gerade die Molly-Lieder bezeugten den Mangel der rechten „Idealisierungskunst“. Denn — das war ja wohl eine ausgemachte

Wahrheit, eine selbstverständliche Notwendigkeit — der Dyrker muß bei seinen Gedichten eine gewisse Allgemeinheit in den Gemütsbewegungen, die er schildert, zur Darstellung bringen, während Bürgers Gedichte, leider, Produkte einer „ganz eigentümlichen Lage“ sind, leider „individuell genug, um von dem Leser weder vollständig noch rein genug aufgefaßt zu werden“. Das „Individuelle“ eines Gedichtes ist aber gleichbedeutend mit dem „Unidealen“, und alles Unideale stört den reinen Genuß! Also konnte der Kritiker solche persönlichen Gedichte, wie sie Bürger geschaffen, nach dem Kanon seiner Regeln niemals gutheißen. Sein Maßstab war ohne Zweifel richtig! Denn schon Lessing hatte die Regel gegeben! — Lessing hatte freilich nur vom Drama gesprochen. Aber: „Was Lessing irgendwo dem Tragödiendichter zum Gesetz macht, keine Seltenheiten, keine streng individuellen Charaktere und Situationen darzustellen, gilt noch weit mehr von dem Dyrischen.“ Also leidet es keinen Zweifel: ein Dyrker darf nicht singen, was sein eigenes Herz bewegt, wenn er sich mit seinem Herzen nicht zufällig auch in einer Situation und in einer Stimmung befindet, die zugleich typisch und allgemein ist. Darin fehlten die Gedichte auf Mollh, der Keru der Bürgerischen Dyrk, gewiß! Man kannte Bürgers eigentümliche Herzensschicksale, die diese Lieder geboren! Und gerade daß diese Dyrk in der Zeit leidenschaftlichster Liebe entstanden, mußte ihnen auch den Rest jeden Vorzuges, jeden Wertes nehmen. „Sie sind nämlich nicht bloß Gemäße dieser eigentümlichen (und sehr undichterischen) Seelenlage — wie dieser Kritiker sagt — sondern sie sind offenbar auch Geburten derselben.“ Das durfte nicht sein. Der Rezensent wußte es besser; wieder spendete er seinen erfahrenen Rat, wie ein Dichter allein zur Vollendung gelangen könnte: „Ein Dichter nehme sich ja in acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu besingen. So, wie der Dichter selbst bloß leidender Teil ist, muß seine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealischen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabsinken. Aus der sanftern und fernenden Erinnerung mag er dichten, und dann desto besser für ihn, je mehr er an sich erfahren hat, was er besingt; aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affekts, den er uns schön vorjinnlichen soll.“ So belehrte dieser Kritiker Bürgeru, der freilich die weniger künstliche, die weniger komplizierte Vorstellung hatte: „Begeisterung“ sei „vornämlich zur Empfängniß eines Kunstwerks, wie auch zum Entwurfe und zur Ausarbeitung der Hauptteile unentbehrlich, und ohne Begeisterung kann Niemand ein Dichter im eigentlichen Verstande sein.“

Der Anonymus, der seine sicheren Thesen anmaßend aufstellte, der Kritiker, der seine unreifen Gedanken produzierte, war zuverlässig selbst kein Dyrker. Es war Schiller.

Diese „samöse Rezension“, die — nach Schlegels Worten — „mit der kalten abgeirkelten Eleganz abgefaßt“ war, wie sie Schiller in seiner Prosa damals liebte, die sich „eine gewisse Würde, durch den Schein der philosophischen Tiefe, und durch den noch mehr trügerischen Schein der Mäßigung“ gab, mußte Bürger schwer kränken. Von verschiedenen Seiten wurde ihm Schiller als der Verfasser genannt; Bürger wollte es nicht glauben: „Denn wie kann man so von Gott und sich selbst verlassen werden, allen seinen eigenen sowohl gebornen als ungeborenen Kindern Rattenpulver zu legen?“ Nur ein „Metaphysiker“, ein spekulierender Philosoph, der von der Dichtkunst nichts verstand, der selbst niemals ein Dyrisches Gedicht geschaffen, konnte diese Grundsätze aufstellen, wie Bürger meinte.

Schillers Ansichten waren damals im Fluß. Der Realist, der er in seiner Jugend gewesen, wandelte sich zum Idealisten. Schillers Anfänge hatten mit unter dem starken Einfluß Bürgers gestanden. Mit dem Übereifer des Renegaten wandte sich nun der zum Idealismus Bekennte gegen den früher auch von ihm gepflegten Naturalismus. Darauf deutet die Rezension selbst hin. Der Eifer gab Schillers Urteil das Harte und Schroffe, das Unversöhnliche und nahm ihm — wo er nur den eigenen Weg vor Augen hatte — den weiten, ruhigen Ausblick. Dieser Philosoph konnte seinen engen Standpunkt nicht aufgeben, konnte sich von dem Glauben: nur seine Theorie von der Kunst sei die allein richtige, nicht trennen. Also nahm er den von seinen neugebildeten Ideen hergeleiteten Maßstab, einen anderen hatte er nicht, um Bürgers Gedichte daran zu messen. Einseitigkeit machte Schiller blind. Diese Ungerechtigkeit seines Urteils sah Schiller nicht einmal. Wie er nun war, sollte auch der andere werden! Schiller stand vor einer neuen Periode seiner Entwicklung, während Bürger sein Leben als Dichter abgeschlossen hatte. Das wußte Schiller, der in jener berühmten Rezension das Programm seiner eigenen philosophischen Dyrk aufstellte. — Was hat das aber im Ernste mit Bürgers Gedichten, die er rezensierte, zu tun?

Und war denn der Weg, den Schiller selbst nun ging, wirklich der allein richtige? — Nach zehn Jahren meinte ein so ruhiger und besonnener Kenner, wie Boie, daß er im Schillerschen Almanach „mit keinem einzigen Stücke“ vollkommen zufrieden sei, „am wenigsten mit des Herausgebers eigenen“! Eine „Überspannung“, die erst nachlassen müsse, fand Boie an Schiller

zu tadeln; deshalb konnte er sich mit dessen Lyrik nicht befreunden. Und Voie wußte auch, wie Schillern zu helfen wäre! Eben, der Weg, den Schiller gegangen, war verkehrt; er mußte die andere Richtung einschlagen, die etwas näher zu Bürger hinführt, um selbst zur höchsten Meisterschaft zu gelangen! Im Jahre 1801 urteilte Voie: wenn Schiller „erst ganz auf dem Wege der Natur wandelt, kann und wird er noch Meisterstücke schaffen“! Also hatte Schiller das Ideal der Kunst, wie es wieder einem anderen vorschwebte, bei weitem noch nicht erreicht. Aber Voie schrieb keine Kritik und bezweifelte noch weniger Schillers Bildung oder Charakter. Voie äußerte sich nur in Briefen.

Schillers grausame Rezension bleibt, wie Schlegel richtig sagt, „eine nach den Gesetzen der literarischen Moral nicht wohl zu rechtfertigende Handlung“. Wenn Schiller den älteren Dichter als einen unreifen, ungebildeten Menschen öffentlich zu kennzeichnen suchte, wenn er ihm den Rat erteilte, an seiner sittlichen Besserung zu arbeiten: „sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten“ — so sprach er Bürgern die menschliche Ehre ab. Für den so Verurteilten konnte es nur ein elender Trost sein, daß sein Kritiker die Nachsicht bewies und andeutete: „das ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern, die mit Herrn Bürger um den lyrischen Lorbeerkranz ringen“, stehe „gerade so tief unter ihm“, wie Bürger, nach des Rezensenten Meinung, „selbst unter dem höchsten Schönen geblieben“ sei!

Bitter wehtun mußte Bürgern die kalte, hochmütige Sprache des dreißigjährigen Schiller. Auch ihm hatte er im April 1789 seine Gedichte gesandt und mit dem Ausdruck der Verehrung geschrieben:

„Die Beilage biete ich Schillern, dem Manne, der meiner Seele neue Flügel und einen kühnern Taumel schafft, zum Zeichen meines Dankes und meiner unbegrenzten Hoffnungen von Ihm, mit der wärmsten Hochachtung an.

Bürger.“

Der Dank, den Schiller öffentlich in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ sagte, war schlimmer, als die herablassende Kühle, mit der Goethe Bürgers Besuch in Weimar aufgenommen hatte.

Wußte Schiller von allen Gedichten Bürgers „beinahe keines“ zu nennen, „das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt hätte“, so war das gewiß Schillers persönliche Ansicht; aber nicht jeder andere teilte sie. Wieland sicherlich nicht. Wieland versicherte am 29. No-

vember 1790 Bürgeru, daß er „nur mit dem Leben aufhören werde, den Dichter zu bewundern und zu lieben, dessen Werke mir so manche Augenblicke des reinsten und süßesten Genußes gewährt haben“!

Trotz aller seiner eigenen lyrischen Gedichte war Schillern das Wesen der Lyrik fremd. Schiller hatte die schwindelnden Gedanken — Bürger das volle Herz. Beider Reich liegt in getrennten Welten. Sie konnten sich nicht verständigen. Daher mußte Bürgers Antikritik auch fruchtlos bleiben. — Aber es ist ganz natürlich und sehr verständlich, daß Bürger Schillers Urteil bekämpfte und die Almanache, unterstützt von Schlegel, mit Epigrammen gegen Schiller füllte; denn das Lekte, was er noch besaß, wollte Schillers Rezension ihm rauben, seine Ehre und seinen Ruhm als Dichter. In diesem leidenschaftlichen Kampf gegen Schiller gelang dem Müden noch eines seiner glücklichsten und schönsten polemischen Gedichte: „Der Vogel Urselbst“. Bürger stellte siegreich seine eigene Art allem ihm fremden Wesen in der Kunst gegenüber; noch einmal triumphierte er über seinen Gegner. Gewinn hat ihm dieser Sieg nicht mehr bringen können.

Die Katastrophe seiner dritten Ehe und das etwa gleichzeitige Strafgericht Schillers hatten Bürgers Kraft gebrochen.

Er war nicht mehr der gesunde Mann, der sich selbst sein Gesetz gab. Bürger hatte die alte Sicherheit verloren. So sehr er die Kritik Schillers bekämpfte — er hat es bis zu seinem letzten Atemzuge getan — so heftig er Schiller in Epigrammen den unberufenen Kritiker nannte, Schillers Rezension imponierte dennoch dem Älternden, der seine Stärke schwinden fühlte. Eben weil Bürger Schillers Bedeutung durchaus anerkannte, weil er die Größe Schillers bewunderte, und weil er selbst den Halt verloren, deshalb suchte der Hilflose die Forderungen, die der Jüngere formuliert hatte, zu erfüllen. Die Polemik, die Bürger führte, sollte nach außen hin sein Ansehen, das er geschädigt glaubte, retten. Viel beklagenswerter ist der vererbliche Zwiespalt, in den Bürger die Rezension mit sich selbst brachte. Bürger war an seiner Kunst irre geworden. Er suchte jetzt, seinen Gedichten für die Brachtausgabe nach der Vorschrift Schillers die letzte „ideale“ Gestalt zu geben!

Seine Persönlichkeit zu der gewünschten Vollendung heraufzuläutern, war Bürgern versagt. Das Unmögliche versuchte er nicht. Aber sein Kritiker hatte in langen Listen kräftige Ausdrücke, auch Provinzialismen, hier und dort ein tonmalen-

des Wort, eine lebhaftere Interjektion oder unedle Wendungen tadelnd aneinandergereiht und nach seiner Weise erklärt: „daß ein Geschmack, der solche Kruditäten sich erlaubte und bei wiederholter Durchsicht begnadigte, Herrn Bürger auch bei seinen gelungensten Produkten unmöglich ein treuer und sicherer Führer gewesen sein konnte“. Schiller hatte solche Listen mit sprachlichen Ausstellungen — sie sind beim späteren Abdruck der Rezension unterdrückt worden — gerade zum Beweise genommen, daß aus Bürgers Gedichten „kein gereifter, kein vollendeter Geist“ spräche! Hier wollte Bürger dem ihm fremden Begriff der Idealität in seinen Gedichten gerecht werden. Er sah sie von neuem durch, er strich unbarmherzig ganze Gedichte, er änderte die Worte und verflachte bei seinen besten Liebern den Ausdruck, um ihnen die edle Sprache, die den Dichter ziert, zu geben. Diese Bearbeitung war eine Verunstaltung.

Schiller hatte an dem Sprachmeister Adelong einen Bundesgenossen von nicht gewöhnlicher Autorität. Adelong belehrte in seinem Wörterbuch jeden, welcher Ausdruck und welches Wort nur im gemeinen Leben gebräuchlich sei, welche Wendung veraltet oder dialektisch und deshalb zu tadeln, und welche Wortwahl allein der gebildeten und gesitteten Gesellschaft anständig wäre! Von dem regelrechten Adelong hat Bürger in gesunden Tagen wenig gehalten. Er hatte längst vor Schiller gewußt, was Würde des Ausdrucks sei. Aber — als er sich in seiner Kraft gefühlt, hatte Bürger für den Dichter die Freiheit des Ausdruckes in Anspruch genommen. Die Wurzeln seines Wesens lagen in Niedersachsen. Er empfand, wie der sogenannte schöne und edle, gereinigte Ausdruck oft nichts anderes als kraftlose Sprache wäre, und er hatte — in bewußtem Gegensatz zu Adelong — gesucht, diese farblose Sprache für den Dichter durch Volksmäßiges zu bereichern. Das schöpfte er aus dem Niederdeutschen, in dem er aufgewachsen war. Bürger liebte die niederdeutsche Sprache. Dem Schwaben Schiller fehlte ein solches Heimatsgefühl. Das Niederdeutsche besaß noch unvernünzte, treffende Ausdrücke und naive Bilder, es hatte einen sinnfälligen Wortschatz, der der kultivierteren und verblähten hochdeutschen Schriftsprache mangelte. Eine Verjüngung der Sprache durch volksmäßige Elemente war Bürgers Absicht gewesen. Diese Freiheit schien ihm das gute Recht des Dichters. So hatte Bürger gedacht und das Fließende der Sprache, ein Absterben und Neuerwerden, richtig erkannt. Denn was er an volkstümlichen Wendungen in seine Gedichte aufgenommen, das gehört heute vielfach zum guten Bestande der Schriftsprache. Also hat Bürger mit

solchen Neuerwerbungen und Bereicherungen, trotz Schiller, recht behalten! Wenn er nun seine Ansicht verleugnete, wenn er, Schillers Kritik zu genügen, seine Gedichte durchkorrigierte und veränderte, wenn diese Gedichte nach seinem Tode in der versprochenen Nachtausgabe erschienen — die alte Fassung konnte Bürger nicht vernichten. Wie sich seine Nieder dem Volke eingeprägt, so leben sie fort. Aus dem Kranz, den sich der Dichter erkungen, vermochte Schiller kein Lorbeerblatt zu reißen.

Und Bürger hat keines der Worte, die von Schillers Ruhme sprechen, aus seinen Vorlesungen gestrichen. Schiller blieb ihm, auch nach dem ungerechten Tadel, den er erfahren, einer der „vorzüglichsten“ Geschichtschreiber, an denen Deutschland so arm sei. Proben seiner historischen Darstellungskunst mußten Bürgers rühmendes Urteil vor den Studenten erhärten. Schiller ward genannt, wie früher, als der Verfasser trefflicher Romane. Schiller war noch immer — wie Bürger neidlos einräumte — ein „Meister“ in der Kunst des didaktischen Stiles, der die Gabe hatte, seine Ansicht mit „Lebhaftigkeit und Anmut“ vorzutragen, wenn er auch Lessings einzige Art nicht ganz erreichte. Denn: „Nach meinem Urteile geht darin Lessing, der herrliche, unsterbliche Mann, allen anderen voran“, sagte Bürger. Und ganz besonders: Schiller blieb für ihn, nach wie vor, der bedeutendste Dramatiker, der seinen hohen Platz neben Shakespeare hatte. So feierte er vor seinen Hörern den Mann, der seine Ehre fest angegriffen hatte. Das bleibt ein schöner Beweis von Bürgers sittlicher Größe.

Ein treffendes Wort hat hier seinen Platz. Schlegel sagt: Schiller habe durch seine „Beurteilung nur eine schwache Probe seiner Kennerchaft gegeben. Er hätte Bürgern nicht tadeln sollen, weil er ihn nicht gehörig zu loben verstand. Wie er das Wesen der Gattung, worin Bürger wenigstens zuweilen ein vollendeter Meister war, begriffen hatte, das zeigen die Walladen, die er später, wetteifernd mit Goethe, aber gegen den Willen der Minerva dichtete. Es hat hiebei eine Nemesis gewaltet, und Bürgern ist, zwar erst nach seinem Tode, die vollständigste Genußtuation zuteil geworden, indem nun die Vergleichung zwischen der Lenore, dem wilden Jäger, der Tochter des Pfarrers zu Taubenhain, den Weibern von Weinsberg, und dem Fridolin, dem Taucher, dem Ritter von Rhodus usw. angestellt werden kann.“

Freude hat Bürger kaum noch erlebt, wenn er sich mühsam ins Kolleg schleppte, um sechs, acht oder zehn Hörern mit matter, heiserer Stimme seine Vorlesungen zu halten. Trotzdem



schlug er Semester für Semester seine Ankündigungen an das schwarze Brett. Noch fürs Winterhalbjahr 1793/94 kündigte der Kranke seine Kollegia über den deutschen Stil, über Ästhetik und über empirische Psychologie an — schwerlich hat er sie gehalten. Es war auch nicht nötig. Zu Ostern 1792 war ein Dr. aestheticus, Karl Reinhard, ein sehr windiger Herr, in Göttingen eingezogen, um als „Dichter“ neben dem Dichter über die Ästhetik und die Theorie des deutschen Stiles Vorlesungen zu beginnen, daneben auch die Deklamation theoretisch und praktisch zu lehren. Professor Buhle las gleichfalls über Ästhetik. Und ein dritter Konkurrent, ein Magister Bouterwek, bisher Hofmeister in Göttingen und Romanischreiber, der auch eine Zeitlang Bürgers ältester Tochter Privatunterricht gegeben und sich zum Ritter der Madame Bürger aufgeworfen hatte, habilitierte sich zu gleicher Zeit, um ebenfalls Anleitung zu Aufsätzen in Prosa zu geben, die Rhetorik abzuhandeln und über Kantische Philosophie zu lesen. Sie warteten nicht auf Bürgers Tod und teilten sich schon zu Lebzeiten in die Erbschaft!

Noch gaben die Ärzte dem Kranken Hoffnung. Im Oktober 1792 reiste Bürger wieder zu seiner Schwester Friederike und nahm jetzt seinen Sohn mit sich nach Göttingen. War sonst jede Reise für ihn eine Erfrischung gewesen — diesmal versagte das erprobte Mittel. An Geist und Körper war Bürger erschöpft; er blieb matt und müde. Die böse Heiserkeit verlor sich nicht mehr. Krämpfe und Krampfhusten ließen nicht nach. Es klingt traurig, wenn Bürger versichert: er könne „sogar noch lustig sein“, wenn die „fieberhaften Dröhnungen durch das ganze Nervensystem etwas ruhen“! — In diesem leidenden Zustand, wo es ihm schwerfiel, seine Tätigkeit als Dozent auszuüben, wo jüngere Kräfte ihm die geringen Einnahmen, die er von seinen Kollegien sonst gehabt, streitig machten, wagte es Bürger, sich am 6. März 1793 an die „fürsorgende Großmutter“ der Regierung in Hannover zu wenden und seine demütige Bitte vorzutragen, ihm, der seit Oktober 1784 ohne Befoldung an der Universität Vorlesungen gehalten, ein „nur einigermaßen unterstützendes Gehalt“ zu gewähren. Bürger wußte, daß er kein Recht hatte, eine Befoldung zu fordern. Er war auch nicht zudringlich; er rechnete damit, daß es die „Umstände“ vielleicht nicht sogleich erlauben möchten, seine Bitte zu erfüllen — „schon eine gütige, Hoffnung gebende Resolution“ mußte ihm „von großem Werte“ sein, damit er wüßte, ein hohes Ministerium wolle ihn „zur gelegenen Zeit“ nicht vergessen! In einem Begleitbriefe bat Bürger zugleich den Schwager des Professors Seyne, den Geheimen Kanzleisekretär Brandes, um

seine „vielvermögende Unterstützung“. — Bürger hat niemals eine Antwort von der Regierung in Hannover auf sein untertänigstes Gesuch erhalten!

Wenigstens eine Antwort hätte er wohl verdient, glaubte Bürger. — Statt dem Hinsiehenden neuen Mut zu geben, ließen die Geheimen Räte ihn fallen.

Von Glück konnte Bürger noch sagen, daß ein Göttinger Mediziner, Christoph Girtanner, der sich mit politischer Schriftstellerei befaßte, seine Unterstützung und Mitarbeit für die „Politischen Annalen“ suchte, die er seit dem Januar 1793 zweimal im Monat erscheinen ließ. In Wahrheit unterstützte Girtanner Bürgern. Er übertrug ihm Übersetzungen aus dem Englischen, Französischen und Italienischen, Übersetzungen von Aktenstücken und Briefen zur Zeitgeschichte und teilte großmütig den ganzen Ertrag der Annalen mit ihm. Bürger war Girtanners Mitarbeiter seit dem ersten Hefte. Aus Behutsamkeit wollte er sich nicht genannt wissen — später schrieben mehrere Göttinger Professoren mit ihrem vollen Namen für das Journal — denn Gedanken zur Zeitgeschichte, die durch die stürmischen Ereignisse der Französischen Revolution ganz ausgefüllt wurde, konnten höheren Orts mißfallen und Anstoß erregen. Seyne, der Zensor des Musenalmanachs, warnte z. B., irgendwelche Anspielungen auf „Zeitumstände“ im Almanach zu bringen! Wenn nicht die „Not“ ihn dazu gezwungen, so hätte Bürger keine einzige poetische Zeile und gewiß keinen Musenalmanach mehr angesehen! Aber die politischen Ereignisse rissen ihn fort. Er sah von diesem großen „Weltabenteuer“ keinen Ausgang. „Die großen und ungemainen Erfahrungen der jüngst durchlebten Zeiten; die gänzliche Umwälzung eines uralten monarchischen Staates; die Entthronung und Gefangennehmung eines vor kurzen noch so hochgebietenden Königs; die Mut- und Kraftäufferungen einer kaum geborenen Republik, mitten in ermüdenden Faktionsstürmen; der hochdrohende und vielversprechende Eindrang zahlreicher, alttapferer, waisengeübter Kriegsheere, unter Führern ohne Furcht und ohne Tadel, in das Gebiet der Neugeborenen, gegen angeblich zusammengelaufene, zucht-, übung- und führerlose Haufen; gleichwohl ein unerwartet früher Rückzug jener, ein unerwartet rascher Nachdrang und Einfall dieser in mehrere feindliche Länder, begleitet von sieg- und glorreichen Hauptschlachten und Eroberungen“ — alle diese Ereignisse verfolgte Bürger mit der größten Spannung. Und wo er sein „ganzes Wesen“, wie bei einem „Liebes-

abenteuer“, mit ihnen „verstrickt“ fühlte, fornten die bewegenden Zeitgedanken sich dem Siechen noch zu zündenden und begeisterten Versen. Er konnte nicht anders. Bürger war immer ein Demokrat gewesen. Der Dienst bei den adeligen Herren von Uslar, die Protektionswirtschaft in dem fatalen aristokratischen Lande, die verlegende Kälte des regierenden Ministeriums in Hannover, das es gut fand, über ihn hinwegzusehen, hatten seine ursprüngliche freiheitliche politische Auffassung, wie sie der Göttinger Bund gepflegt, der in den Fürsten die Tyrannen gesehen, nur gefestigt.

So lieferte Bürger für Girtanners Annalen mit ausgesprochener Beziehung auf die gegenwärtigen Zeitverhältnisse einen breit angelegten, eigenen Aufsatz, der anhebt mit den Gründen, die zur Hinrichtung Karls I., Königs von England, Schottland und Irland, am 30. Januar 1649 durch das Volksgericht geführt, und der weiterhin die politischen Parteien der „Republik England“ zum Gegenstande seiner Darstellung macht. — „Ein Gemälde zu reifen und heilsamen Nachdenken für Jedermann, sonderlich diejenigen, die mit Schwert oder Feder an den neuesten Begebenheiten teilnehmen“, nannte Bürger seinen historischen Aufsatz. Er ist eine Kampfschrift gegen den Absolutismus.

Nur der Satte ist zufrieden. Bürger aber mußte sich zur Lohnarbeit verbinden, um trockenes Brot zu gewinnen. Die Politischen Annalen fesselten den Kranken aus Pult. Dringende Bitten Goeckings, ihn zu besuchen, waren vergebens. Bürgers Gesundheit verbot auch jede Reise. Goeking kam selbst, sich nach dem Freunde umzusehen, der seine letzte Kraft damit verzehrte, für fremde Buchhändler um des Geldes willen zu übersetzen. Noch immer war Goeking bemüht, dem Freunde ein Unterkommen zu schaffen und ihn aus dieser unwürdigen Lage zu befreien.

Selbst der letzte Rest von Bürgers Kraft mußte unter der Last der Fronarbeit zusammenbrechen. In diesem Glende fühlte Bürger seine Verlassenheit ganz: „Ich möchte schier sagen, ich sehnte mich jetzt mehr nach Liebe, als je in meinen jüngern Jahren!“

So erschöpft war Bürger, daß er nicht mehr fünf Minuten zu schreiben vermochte, ohne daß ihm der Schweiß auf die Stirn trat. Zu dem trockenen Krampfhusten hatte sich das schleichende Fieber gesellt. Im Herbst 1793 kam eine Leberentzündung dazu. Der Zustand war bedenklich. Vielleicht hat Dr. Althof den Kranken nicht ganz richtig behandelt, auch auf seine große Erschöpfung zu wenig Rücksicht genommen. Einmal noch hoben sich Bürgers flackernde Kräfte ein wenig. Er wünschte da sein

Saus zu bestellen. Am 18. Januar 1794 gab er dem Bürgermeister Vollmann in Wschersleben Vollmacht, seine stark belasteten vierundsiebzig und einen halben Morgen Erbkäcker zu verkaufen. Bürger forderte durch Vermittlung Lichtenbergs vom alten Dieterich endlich eine Abrechnung und eine feste Erklärung, ob der Verleger die Prachtausgabe seiner Gedichte der Ankündigung entsprechend übernehmen wolle. Die Pränumeranten warteten seit Jahren auf ihre Exemplare. Die Gelder, die sie eingekauft, waren längst, während der dritten Ehe, aufgebraucht. Manche unliebsame Erinnerung hatte den Dichter an seine Verpflichtung gemahnt. Wie er den Pränumeranten gerecht werden sollte, war Bürgers Sorge; denn der alte Dieterich beschäftigte sich mit „Revolutionschwänzen“ und ließ Gedichte Gedichte sein. Dieterich war mit den Jahren sehr umständlich geworden. Den Kontrakt überlegte er hin und her. Bürger aber wollte seine Schulden ordnen.

Wie es in der Natur seiner Krankheit lag, gab jeder schwache Schimmer vorübergehender Besserung dem Schwerkranken neue Hoffnung zum Leben. Er durfte das Zimmer noch nicht verlassen, aber er schrieb am 16. März 1794 dem Professor Heyne, dem einzigen, der ihm wohl helfen könnte, einen flehentlichen Brief, sich seiner bei der Regierung anzunehmen und ihm ein Salarium, das gerade frei wurde, zu verschaffen. Bürger klagte sich an das Leben. Ein Fonds, ihn zu besolden, war da. Wenn ihm keine Unterstützung gewährt würde, wie sollte sich der Kranke „durch tägliche mehr als zwölfstündige Quälereien“ die Notdurst zum Leben erwerben? Die Frage, die sich Bürger oft selbst vorgelegt, richtete er auch an seinen Gönner Heyne: „Stehe ich denn an Verdienst und Wert für die Unversität so unendlich tief unter allen, — allen! meinen Kollegen?“ Durch gelehrte Untersuchungen hatte sich Bürger den Namen, den er hatte, freilich nicht gemacht: „du großer Gott! von mir in meiner bisherigen Lage gelehrte Werke verlangen, hieße nichts anders verlangen, als Jahre lang mit den Meinigen zu fasten und zu hungern, in der Hoffnung, daß sich hernach der Tisch reichlich von selbst decken würde. Um nicht vorläufig zu verhungern, ehe die gelehrten Werke zustande kommen können, muß ich einen großen Teil meiner Tageszeit auf öffentlichen und Privatunterricht verwenden, oft für sehr magere Honoraria, teils um meiner Professorpflicht die möglichste Genüge zu leisten, teils um die wenigen Kundleute, die ohnehin eine Geistesbildung, die sie durch mich erhalten können, für entbehrliches Nebenwerk halten, nicht zurückzusehen. Da nun dieser mühselige Erwerb

bei weitem noch nicht hinreicht, so muß ich die übrige Zeit auf elendes, oft triviales Nachwerk für den Buchhändler verwenden, auf Nachwerk, das sich von der Faust schlagen läßt, zu dem ich mich nimmermehr bekennen kann und werde, das aber doch das meiste einbringt.“ Bürger sah, daß ihm auch diese letzte Erwerbsmöglichkeit genommen war, wo ihn die Kräfte verließen. Ein Gehalt war frei. Marezoll, der von Göttingen fortging, hatte weit mehr als das gewöhnliche Gehalt eines Universitätspredigers genossen. Wie Bürger bestimmt wußte, sollte sich der Nachfolger mit der alten, geringeren Besoldung begnügen. Gab man dem Darbenden auch jetzt nichts, so konnte Bürger aus Göttingen fortziehen und auf irgendeinem wohlfeilen Dorfe sein Leben zu fristen suchen. „Und wenn man mich lieber in einer Einöde versauern und verkümmern ließe, als ein paar Hundert Taler Gehalt nach so langem Harren bewilligte, so möchte es wahrlich von dem Auslande nicht wohl genommen werden, auch möchte es die Litterargeschichte, die mich hoffentlich nicht vergessen wird, dereinst nicht zur Ehre der Universität und ihrer Vorseherschaft melden“ — schrieb Bürger bitter. Dieser Notschrei, aus seiner Krankheit, aus seinem Kummer, aus seinem Elend heraus, ist Bürgers letzter Brief.

Bürger war der Schwindsucht rettungslos verfallen, und das nackte Gespenst des Hungers stand an seinem Lager. Um die Gelder, die ihm noch aus seinen verkauften Ländereien zuflanden — tausendzweihundert und zweiundzwanzig Taler und zwanzig Groschen in Gold — „abschoßfrei“ nach Göttingen zu senden, waren weitläufige Verhandlungen um die „Exportationsbewilligung“ der preussischen Regierung nötig. Bürker hat dies Geld nicht mehr gesehen. Er war auf die Wohlthaten seiner Freunde und des alten Dieterich angewiesen. — „Er hat nichts zu essen, als was ihm seine Freunde schicken, und ist von der übelsten Lanne.“ — „Die Finanzräte glauben dergleichen nicht gern, das inkommodiert sie.“ — Heyne erlaubte sich die fromme Täuschung und sandte dem Todkranken „ein klein Geschenk von fünfzig Talern“, die angeblich für Bürger aus dem Ministerium in Hannover gekommen sein sollten. Heyne suchte den Fluch von den Lippen des Sterbenden zu nehmen, wenn er ihm versicherte (22. April 1794): „Der Minister hat sich überaus teilnehmend und günstig geäußert; Sie werden die Zusage einer baldmöglichen Besoldung durch ein Reskript erhalten.“ — Dies Reskript ist niemals an Bürger gelangt.

Als er wußte, wie es um ihn stand, war Bürger ganz gelassen und ruhig. Er hat den Tod nicht gefürchtet. Am 7. Juni

erhielt er noch einen Brief des Superintendenten Volborth „mit Gedichten zum Musenalmanach von diesem berühmten Mann selbst gefertigt“. Als Bürger sie gelesen, „sing er söhnlich an zu lachen, legte sie weg und sagte: „Da ist wieder was für mein Schofel-Archiv.““ Der Bericht sagt weiter: Bürger „soll darauf ganz lange sehr heiter und aufgeräumt gewesen sein“. — Am 8. Juni 1794, am Pfingstsonntag, starb Bürger im Beisein der befreundeten Ärzte, des Dr. Althof und des Garnisonsmedikus Jäger, die er seinen Kindern zu Vormündern bestimmte. Bürger starb bei voller Besinnung. „Am ersten Pfingsttag Abend — schreibt Lichtenberg — ist unser armer, unglückseliger, leichtsinniger, braver, vortrefflicher Bürger, der Dichter, in die Ewigkeit gegangen, und hiermit sind die Pränumeranten auf die neue Ausgabe seiner Werke und Er ins reine.“

So war es nicht. Über Bürgers Vermögen ward der Konkurs eröffnet. Den Kindern der ersten und zweiten Ehe konnte nur ihr mütterliches Erbteil gerettet werden. Aber Dieterich übernahm die Herstellung der Prachtausgabe und erwarb für sich noch für zweihundert Taler von den Erben das Verlagsrecht der Gedichte „auf ewige Zeiten“. Er stellte die Subskribenten zufrieden.

Bürgers Sarge folgten nur Dr. Althof in farbigem Kleide und Dr. Jäger sowie Bürgers zwölfjähriger Sohn. Lichtenberg sah dem Zuge von seinem Gartenhause aus zu. Er berichtete: „Als ich den Leichenwagen mit einer Art von Anlauf durch das Kirchhof-Tor rollen sah: so hätte nicht viel gefehlt, ich hätte laut ausgemeynt. Das Abnehmen vom Wagen konnte ich unmöglich mit ansehen, und ich mußte mich entfernen.“

Den Nachruf in den Göttingischen Anzeigen von Gelehrten Sachen vom 21. Juni 1794 dürfte Heyne geschrieben haben. Er lautet:

„Unser Hr. Professor Gottfried August Bürger hat in der Nacht vom 8ten zum 9ten Jun. sein Leben in einem Alter von sechsundvierzig Jahren durch eine auszehrende Krankheit frühzeitig geendigt. Als Volksdichter genoß er einen ausgebreiteten Ruhm; und unter unsern vaterländischen Dichtern wird sein Name unvergesslich sein. Aber er besaß dabei gelehrte Kenntnisse, die ihn als akademischen Lehrer auszeichnen konnten und ihm die besten Aussichten versprachen, wenn widrige Schicksale und hinsinkende Gesundheit nicht seine Laufbahn unterbrochen hätten.“

In der Totenliste der Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande vom Jahre 1794 wurde Bürgers Heimgang unterm 8. Juni angemerkt. Jetzt, wo es zu spät war, scheute man sich in Hannover nicht mehr, dem Toten ein Wort voller Au-

erkenntnis in die Gruft nachzurufen. Nun war Bürger der: „Herr Professor Gottfried August Bürger, dessen Name unter den berühmtesten und beliebtesten Dichtern Deutschlands nie die Zeit auslöschen wird.“

Dr. Althof war bemüht, das Andenken des Verstorbenen in einer freundlichen Biographie festzuhalten und sammelte auch bei Bürgers Freunden und Verehrern, um dem Dichter ein bescheidenes Monument zu errichten. Seine Sammlung brachte über dreihundert Taler, die zu dem Zwecke völlig genügen konnten. Das Denkmal, eine trauernde Germania, welche die Aschurne des Dichters bekränzt, fand zunächst im Ulrichschen Garten seinen Platz. Aber weil in Göttingen „alles so ein bißchen schöppeustädtisch gemacht wird, so ist auch dieses Monument gerade einer Regelsbahn gegenüber gesetzt“. — Und die Germania bekam einen so weiten Mantel, daß sie von fern ansah, wie ein geistlicher Herr mit langer Perücke im wallenden Talar. Als denn ein ehrfamer Schuster der Stadt dies Denkmal bewundernd betrachtete, soll er sich auch aufrichtig geäußert haben: „daß doch einer seinesgleichen — ein Bürger — in Stein gehauen worden wäre!“ Die trauernde Germania hielt er für einen Göttinger Bürger.

Der Herr Hofrat Schiller in Jena hatte einen Taler und zwölf gute Groschen zu dem Monument beigezeichnet. Er hatte sich auch sogleich beim Verleger Dieterich gemeldet, um nun den Göttinger Musenalmanach herauszugeben. Schiller war trotzdem zu spät gekommen. Der famose Herr Reinhard war fixer gewesen als er. Mit Reinhard hatte Dieterich schon einen Afford geschlossen. — Goethe und Herder gaben nichts zu dem Denkmale.

Herder meinte: „Bürgers Leben ist in seinen Gedichten; diese blühen als Blumen auf seinem Grabe; weiter bedarf er, dem in seinem Leben Brod versagt ward, keines steinernen Denkmals.“ Dies Wort Herders gilt mehr als die Urne, die zu Bürgers Gedächtnis im Ulrichschen Garten vor dem Albantore in Göttingen aufgestellt wurde.

Auch Goethe hat in den „Sprüchen in Prosa“ dem früh Geschiedenen, den die Last des Lebens vor der Zeit niedergedrückt, der seinen Ruhm mit dem Leben unendlich schwer erkauft, ein eignes ernstes Täfelchen zur Erinnerung aufgestellt: „Es ist traurig, anzusehen, wie ein außerordentlicher Mensch sich gar oft mit sich selbst, seinen Umständen, seiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Trauriges Beispiel Bürger.“

## Literatur

---

Ludwig Christoph Althof, Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen G. A. Bürger's nebst einem Beitrage zur Charakteristik desselben. Göttingen 1798. (Wiederabgedr.: Bürger's sämtliche Werke, hsg. v. Bohn, Göttingen 1835, S. 429—456.) Dazu Herders Rezension, Werke hsg. v. Suphan, Bd. 20 S. 377—379.

A. W. Schlegel: über Bürger's Werke = Charakteristiken und Kritiken v. August Wilhelm Schlegel u. Friedrich Schlegel II. Bd. Königsberg 1801, S. 3—96. (Wiederabgedr.: A. W. Schlegel, Kritische Schriften 2. Teil Berlin 1828, S. 1—81; Schlegel's sämtliche Werke, hsg. v. Eduard Böcking, VIII. Bd. Leipzig 1846, S. 64—139; Bürger's sämtliche Werke, hsg. v. Bohn, Göttingen 1835, S. 503—524).

Karl Ludwig v. Wolfmann, G. A. Bürger = Wolfmann's sämtl. Werke 5. Lieferung 2. Bd. Berlin 1827, S. 495—528.

Deutscher Ehrentempel, hsg. von W. Hennings, 8. Bd. Gotha 1826, S. 93—104: G. A. Bürger.

Heinrich Döring, G. A. Bürger's Leben. Berlin 1826 = G. A. Bürger's sämtliche Werke, hsg. v. Karl v. Reinhard. Supplementband.

Walhalla's Genossen, geschildert durch König Ludwig den Ersten von Bayern, den Gründer Walhalla's. München 1842, S. 232f.

Heinrich Döring, Gottfried August Bürger. Ein biographisches Denkmal. Göttingen 1847 = G. A. Bürger's sämtliche Werke. Supplementband.

J. L. Hoffmann, Zu Bürger's Gedächtnis (Album des literar. Vereins in Nürnberg für 1849, S. 115—146).

Heinrich Pröhle, G. A. Bürger. Leipzig 1856; dazu: Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen u. Literaturen (Herrig's Archiv) 21. Bd. 1857, S. 169—179.

Eduard Grisebach, Die deutsche Litteratur 1770—1870. Wien 1876, S. 108—174: G. A. Bürger.

Julius Duboc, Gegen den Strom. Hannover 1877, S. 1 bis 40: Bürger's Charakter in seinem Liebesleben.

Paul Schleutner, G. A. Bürger (Vossische Zeitung 1894, Sonntagsbeilage Nr. 23, 24 u. 26).

Wolfgang v. Wurzbach, G. A. Bürger. Leipzig 1900.

Robert Riemann, G. A. Bürger [1904]; Reclams Univ.-Bibl. Nr. 4630.

Chronik d. Familie Bürger. Nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet von Franz G. E. Bürger, ergänzt von Bernhard Bürger. D. D. [1906].

\* \*  
\*

Herm. Adalb. Daniel, Bürger auf der Schule. Programm. Halle 1845; wiederabgedr.: Daniel, Zerstreute Blätter. Halle 1866, S. 47—72.

August Kluckhohn, Bürger's und Höltz's Aufnahme in die Deutsche Gesellschaft zu Göttingen (Archiv für Literaturgeschichte, XII. Bd. 1884, S. 61—83).

Bruno Kaiser, Bürger's erste Aufsätze über die Verdeutschung Homers (Euphorion VIII. Bd. 1901, S. 649—659).

Eine „Epistel an Herrn B. über seine homerische Übersetzung“ veröffentlichte Erich Schmidt aus dem Nachlaß von F. M. N. Lenz (Sitzungsberichte der Akademie d. Wissenschaften zu Berlin 1901, S. 999—1001). — Eine unfreundliche Stimme aus der Schweiz „über Bürger's Homer“ vgl. Beiträge in das Archiv des deutschen Parnasses 2. Stück Bern 1776, S. 383.

Homers Odyssee von Johann Heinrich Voss. Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1781 mit einer Einleitung von Michael Vernays. Stuttgart 1881.

Adalbert Schroeter, Geschichte der deutschen Homer-Übersetzung im 18. Jahrhundert. Jena 1882.

Max Beheim-Schwarzbach, Homer in der deutschen Literatur (Preussische Jahrbücher 66. Bd. 1890, S. 610—633).

Otto Lücke, Bürger's Homerübersetzung. Programm. Norden 1891; dazu: Sauer, Anzeiger f. dt. Altertum 21. Bd. 1895, S. 247—252.

Albert Köster, Deutsche Daktylen (Zeitschrift f. dt. Altertum 45. Bd. 1901, S. 113).

Rudkowskí, Bürger als Übersetzer Virgils. Programm. Breslau 1907.

Karl Goedele, G. A. Bürger in Göttingen und Gelliehausen. Aus Urkunden. Hannover 1873.

A. Leverkus, Der Dichter G. A. Bürger als Richter (Deutsche Revue, hsg. v. R. Fleischer, 9. Jahrg. 1884, 3. Bd. S. 85—93). Nachtrag: Reichsbote (Berlin) Nr. 274, 275 vom 23. u. 24. Nov. 1909.

Karl Ruchhorn, Aus Bürger's Amtmannstätigkeit (Hannoversche Geschichtsblätter 6. Jahrg. 1903, S. 385—424; dazu S. 510—513 u. S. 553—562).

Edmund Frhr. v. Uslar-Gleichen, Der Dichter G. A. Bürger als Justizamtman des v. Uslarschen Patrimonialgerichts Altengleichen. Hannover 1906.

P. Holzhausen, Die Ballade und Romanze von ihrem ersten Auftreten in der deutschen Kunstdichtung bis zu ihrer Ausbildung durch Bürger (Zeitschrift f. dt. Philologie XV. Bd. 1883, S. 129—193, S. 297—344).

Erich Schmidt, Charakteristiken! 1. Reihe 2. Aufl. 1902, S. 189—238. (Lenore.)

G. Bonet Maury, G. A. Bürger et les origines anglaises de la ballade littéraire en Allemagne. Paris 1889.

C. v. Klenze, Die komischen Romanzen der Deutschen im 18. Jahrhundert. 1891 (Marburger Dissertation).

Valentin Beyer, Die Begründung der ersten Ballade durch G. A. Bürger. Straßburg 1905 = Quellen u. Forschungen z. Sprach- u. Kulturgeschichte 97.

Heinrich Lohre, Von Percy zum Wunderhorn. Beiträge zur Geschichte der Volksliedforschung in Deutschland. Berlin 1902 = Palæstra Heft 22.

Erwin Kircher, Volkslied und Volkspoesie in der Sturm- und Drangzeit. Ein begriffsgeschichtlicher Versuch (Zeitschrift für deutsche Wortforschung 4. Bd. 1903, S. 1—57).

Albert Fries, Zu Bürger's Stil (Pädagogisches Archiv 49. Jahrg. 1907, S. 594—603).

August Barth, Der Stil von G. A. Bürger's Odyss. 1911 (Marburger Dissertation).

Paul Zaunert, Bürger's Verskunst (Beitr. z. dt. Literaturwissenschaft, hsg. v. Ernst Elster, Heft 13) Marburg 1911. — Zu Bürger's Reimtechnik für den klingenden Reim vgl. Schönaich, Neologisches Wörterbuch, hsg. v. Albert Köster = Deutsche Literaturdenkmale d. 18. u. 19. Jahrh. Nr. 70—81 1900, S. 484 ff., besonders S. 491f.

\* \*  
\*

Karl Weinhold, Heinrich Christian Voie. Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Halle 1868; dazu: Zeitschrift f. dt. Philologie 1. Bd. 1869, S. 378—388.

Karl Voie u. Reinhold Voie, Die Familie Voie, Brunsbütteler Linie (Zeitschr. d. Gesellsch. f. Schleswig-Holsteinische Gesch. 39. Bd. 1909, S. 1—130).

Walther Hoffstaetter, Das Deutsche Museum (1776—88) und das Neue Deutsche Museum (1789—91). Leipzig 1908 = Probefahrten 12. Bd.

Rudolf Schöffler, Friedrich Wilhelm Gotter. Sein Leben u. f. Werke (Theatergeschichtl. Forschungen, hsg. v. Berthold Litzmann, Heft 10) Hamburg u. Leipzig 1894.

Fritz Rasch, Leopold F. G. v. Goedingk (Beitr. z. dt. Literaturwissenschaft, hsg. v. Ernst Elster, Heft 5) Marburg 1909.

Karl Weinhold, Anton Matthias Sprickmann (Zeitschr. f. deutsche Kulturgeschichte Neue Folge 1. Jahrg. 1872, S. 261 bis 290).

Erich Schmidt, Anton Matthias Sprickmann (Allgem. Deutsche Biographie 35. Bd. Leipzig 1893, S. 305—313).

Julius Wähle, Bürger und Sprickmann (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, Festgabe f. Richard Heinzel, Weimar 1898, S. 189—202).

Johannes Venhofen, Anton Matthias Sprickmann als Mensch und Dichter 1749—1781. Münster (Westf.) 1910; dazu: Stammler, Euphorion 18. Bd. 1911, S. 780—784.

\* \* \*

August Kluckhohn, Über Bürgers Lehrtätigkeit an der Universität Göttingen (Archiv für Literaturgeschichte XII. Bd. 1884, S. 83/84).

P. v. Hofmann-Wellenhof, Zur Biographie G. A. Bürgers (Zeitschrift f. d. österreichischen Gymnasien 36. Jahrg. 1885, S. 91/92).

Julius Sahr, G. A. Bürger als Lehrer der deutschen Sprache (Festschrift z. 70. Geburtstage Rudolf Hilbrands, hsg. v. Otto Lyon = Zeitschrift f. d. dt. Unterricht 8. Jahrg. 1894, Ergänzungsheft S. 310—354).

Erich Ebstein, Ein Beitrag zu G. A. Bürgers akademischer Lehrtätigkeit in Göttingen (Zeitschrift f. d. dt. Unterricht 16. Jahrg. 1902, S. 745—757).

Christian Janenschky, G. A. Bürgers Ästhetik (Forschungen z. neueren Literaturgesch., hsg. v. Franz Muncker, Heft 37) Berlin 1909.

Letztes Wort über Göttingen u. seine Lehrer. Leipzig 1791.

Moses Kintzel, Versuch einer skizzirten Beschreibung von Göttingen nach seiner gegenwärtigen Beschaffenheit. Göttingen 1794.

Wunderbare Reisen zu Wasser und Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, mit einer Einleitung von Eduard Griesebach. Stuttgart [1890] = Kollektion Spemann Nr. 292.

Wunderbare Reisen . . . Zweite vermehrte Ausgabe. London 1788 = Neudruck des Insel-Verlages zu Leipzig 1906; besorgt von Hans v. Müller.

F. v. Zobeltitz, Münchhausen und die Münchhausenjaden (Zeitschrift f. Bücherfreunde 1. Jahrg. 1897, Heft 5 S. 247 bis 254).

Michael Bernays, Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelischen Shakespeare. Leipzig 1872.

Friedrich Düfel, Bürger und Schlegel (Zeitschrift f. deutsche Sprache 9. Jahrg. 1896, S. 56—64, S. 218—225).

Gottfried August Bürgers Ehestands-Geschichte. Berlin u. Leipzig 1812; auch: Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten Nr. 1. Berlin, Ernst Frensdorff [1904]; rezensiert von Achim v. Arnim, vgl. Zeitschrift f. deutsche Philologie 34. Bd. 1902, S. 559—560.

Friedrich W. Ebeling, G. A. Bürger und Elise Hahn, ein Ehe-, Kunst- und Literaturleben. 2. Aufl. Leipzig 1871.

Ludwig Geiger, Eine Ausgestoßene (Elise Bürger) = Die Insel 3. Jahrg. 1901/02, 1. Halbband S. 156—165; dazu a. a. D. S. 168.

Archiv f. Literaturgeschichte Bd. 14. 1886, S. 290/291 = Brief Bürgers an Schiller, April 1789. Auffallend ist das Zitat aus Kamlers Christen Gedichten, Berlin 1772, S. 9 in Bürgers zweiter Formulierung seines Begleitbriefes, wie er von uns oben S. CXLII abgedruckt wurde.

Otto Harnack, Zur Rezension von Bürgers Gedichten (Euphorion Bd. 6 1899, S. 539—541).

Erich Ebstein, Schiller und Bürger (Zeitschrift f. Bücherfreunde 9. Jahrg. 1905/06, Heft 2/3 S. 94—102).

Adolf Strodtmann, Bürgers politische Ansichten (Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik, hsg. v. Oscar Blumenthal, Bd. I 1875, S. 216—232).

\* \* \*

Gedichte auf Bürgers Tod brachte der Göttinger Mufenalmanach für 1795, der für 1796 Goedingks schöne „Elegie“. — Bürklins Auszerlesene Gedichte, Bern 1800, S. 208—216.

Erich Ebstein, Bürger-Bilder (Zeitschrift f. Bücherfreunde 5. Jahrg. 1901/02, Heft 3 S. 89—107; 7. Jahrg. 1903/04, Heft 10 S. 419—424; Zeitschrift f. dt. Philologie 35. Bd. 1903, S. 551—552).

Erich Ebstein, Geschichte des ersten Denkmals für G. A. Bürger in Göttingen (Hannoversche Geschichtsblätter 4. Jahrg. 1901, S. 442—447). Dazu: Goethes Werke, Sophien-Ausgabe III. Abt. 3. Bd. S. 18; Mathilde Eckardt, Briefe aus alter Zeit. Hannover 1913, S. 74.

\* \* \*

\*

Publikationen, wie P. W. Mederows Bürger, verdienen auch nicht dem Titel nach angeführt zu werden.

\* \* \*

\*

Eine Übersicht der Ausgaben der Bürgerschen Gedichte sowie ein Hinweis auf seine Briefe sind an der Spitze der „Anmerkungen“ in Teil II S. 193 unserer Ausgabe gegeben.





Du bist ein mal wieder mal wieder — mal wieder  
mal wieder so lange, bis man vollends gar in  
die Höhe hingeliegt. Wie gesagt: Es ist ein  
altes jauchendes Ding! Aber bei ist dem  
desmal nicht der Robinson Crusoe, einseiner, ein  
johanna, und gleich auf einer unheimlichen Fahrt  
auf dem Meer. Nicht nur für den Mann, sondern  
für den Besessenen? Du bist nicht zufrieden mit  
Lobreden, du bist ein überläufiger aller unheimlichen  
ausgereicht und wir sind hier nicht wieder angelegen,  
sind die und die sind? —

Wenn du das einmal können, welche Zügel, das man  
sich über so viele die Kunst der Kunst! Es ist  
nicht für uns nicht unheimlich! wenigstens für mich  
nicht; die meisten sind der dem mal nicht  
der Kunst wegen an die oder das unheimlich  
Je man man für die Liebe, oder das ist  
die Liebe von einer Bekannten — in man  
die Liebe von einer Bekannten Bekannten  
gleichgültig, oder leicht und unheimlich ist — ja!  
so viele es nicht für ganz unheimlich ist.  
Aber der Bekannten! Das unheimliche Bekannte  
der Liebe man man, das ist kein unheimlich: ob  
der fäulnis der Luft, das ist unheimlich ist,  
oder

oder auf keinen wird.

Wird die liebe Posten beliebt, so ist es mir in diesem  
Jahre mit dem gesunden und sorglossten, so ich  
gestatten. Da ich allem frage vor dem Jahre in diesem  
Jahre abgeklüßten! Das Jahre vorwärts, wird! ich  
habe manchmal über mich gemacht. Loben Gott, wenn  
ich, wenn ich nicht erlösete, Gott, die Sorgen mit dem  
der Mutter und Jesus zu erlangen, so selbst ich  
sich auf die Platonische Abhandlung, die mit dem  
mit in der ersten Klasse. Dem Ende ist ja so viel  
Menschengeschehen, die sich die Platonische für mich mit  
wird mich glücklich mit erlangen, all ich; erlangen  
erlangen die dem mich gemacht, mich zu so klüßten  
Abhandlung geschrieben? Will ich denn, daß ich die glücklich  
dies geschrieben mit ich klüßten mich? Gott!  
sich mit menschlichen würdigen Geschehen, die der  
Aufsichtung mich sind. Aber loben Gott! mich dem  
dies die Geschehen der Aufsichtung, wenn mich  
den Dinge aufgesetzt hat: so sich die klüßten mich,  
werden, mit dem Dinge der Dinge wohlklüßten,  
wird mich die anderen mich ich klüßten, mit  
ich mich dem ansteh mich klüßten  
zu klüßten, klüßten, klüßten klüßten klüßten  
klüßten klüßten klüßten klüßten, aber klüßten klüßten  
klüßten klüßten klüßten mit über klüßten klüßten,  
klüßten klüßten klüßten klüßten? klüßten klüßten klüßten  
klüßten



## Vorrede.

---

Weiße Männer trauen der Dichtkunst das Vermögen zu, nicht nur den Ohren und Herzen der Edlen zu schmeicheln, sondern auch manche wichtige Kraft der Menschennatur zum Anbau und Genuß des Schönen und Guten zu erhöhen. Sollte diese Wirkung einige Töne dieser Lieder begleiten, so würde das den Sänger des Blümchens Wunderhold, der von der göttlichen Kunst groß, von sich selbst aber sehr mäßig denkt, freilich noch nicht berechtigen, in Prosa nun eben so zu stolzieren, als es in Versen bisweilen wohl kleiden mag. Allein er dürfte doch einen bescheidenen Mut gegen diejenigen fassen, vor welchen auch der beste Dichter, vermutlich weil er so titel- und brotlos ist, ein sehr überflüssiges Nebengeschöpf zu sein scheint. Der Niedergeschlagene, zwar weit entfernt auf Sonnenrang Anspruch zu machen, brauchte sich doch alsdann in der großen Welt- und Wesenkette nicht für unnützer und verdienstloser, als wenigstens den Zephyr zu halten. Der Flatterer, der Ländler, der Gaukler, oder wie er sonst noch gescholten werden mag, treibt zwar weder Kriegs- und Handelsschiffe, noch große Mühlen zur unmittelbaren Lebensnahrung und Not-  
20 durft: allein er hilft doch Blumen aus den Knospen schmeicheln und süße Früchte zur Reife bringen, Blumen und Früchte, welche vielen wohlgebornen und wohl erzogenen Gemüthern große Freude machen und ungemein wohl bekommen. Er wehet den Lieblingen der Natur nach des Tages Last und Hitze die Wohlgerüche des Frühlings zu; er trocknet dem Wanderer die Pfade, dem Müden die nasse Stirn ab; er kühlt dem Schnitter die glühenden Wangen, erquickt entatmete Busen, und stärkt erschlaffte Nerven zu neuen Anstrengungen. Sollten die Ansprüche des Dichters auf ähnliche Verdienste, wosern er sonst nur dem  
25 Genius der Kunst genug thäte, gegründet sein: so wären sie ja auch wohl nicht so unbescheiden, daß sie verdienten nieder

geschlagen zu werden. Alles, was zur Vollkommenheit und zum Wohlsein des Menschen, der doch bekanntlich noch etwas mehr, als bloß Körper ist, auf irgend eine Weise beiträgt, das verdient von verständigen und gerechten Menschen als etwas Nützliches angesehen und geschätzt zu werden. Kann die schöne, geist- und herzvolle Schwester im Hause ein solches von sich rühmen, so mag es ihr wohl nicht zum gerechten Vorwurfe gereichen, daß sie sich nicht auch auf Kochen, Backen und Brauen versteht. Sie ist freilich keine Partie für den Gast- und Speisewirt: allein es gibt auch immer noch andere wackere Männer, deren Hauptsache es gerade nicht ist, um bloße Köchinnen oder Schaffnerinnen mit Schlüsselbündeln zu werben. Sie selbst aber wird wiederum auf diese nie deswegen mit spöttischem Übermut blicken, wird ihnen nicht das mindeste von ihren verdienten Ehren entziehen, ja selbst jeden Vortritt, den sie verlangen, sehr willig einräumen. Denn je mehr Verstand, Herz und Geschmac: desto mehr Gerechtigkeit, Toleranz und Bescheidenheit.

Mein geringes Verdienst darf ich nur auf einige Töne gründen. Denn nur von einigen wage ich es zu hoffen, daß sie mein poetisches Dasein nicht ganz ohne Wert für mein Vaterland lassen werden. Für die ungleich größere Menge der unvollkommenen, die wenig oder nichts, ja vielleicht — o hätte mich doch mein guter Genius davor bewahrt! — vielleicht wohl gar schlecht auf Herz und Geschmac wirken, von welchen allen es, wie bei Shakespears von Macbeths Unholdinnen heißen möchte:

*Poetry hath bubbles, as the water has;  
And these are of them —*

bedarf ich gewiß sehr großer Nachsicht. Ein gehöriger Grad der Strenge bei dieser neuen Ausgabe meiner teils 1778 bereits gesammelten, teils nachher einzeln erschienenen, und endlich gegenwärtig ganz neu hinzugefügten Gedichte, hätte vielleicht mehr, als die Hälfte derselben, ganz verworfen, und von dem Reste wohl abermals mehr, als die Hälfte wegschneiden, oder doch ganz anders zur Vollkommenheit empor arbeiten müssen. Enthält diese Sammlung, sowohl in Materie als Form, ächtes poetisches Gold, so lassen es, ausgebraunt und von den Schlacken gereinigt, vermutlich nur wenige Bogen.

Warum ich denn nun aber diesen Prozeß nicht vorgenommen habe? — Aufrichtig zu reden, ich traute mir selbst nicht Unbefangenheit genug zu. Nicht, daß ich aus Autorliebe gefürchtet hätte, vieles zu fest, sondern vielmehr zu lose zu halten,

was meiner gegenwärtigen Stimmung — vielleicht auch Verstimmung — mißfällt, gleichwohl aber mehrern Lesern noch angenehm sein kann. Die Reduktion sei daher lieber der Kritik und dem Geschmac des gebildeten Publikums überlassen. Aus Ehrfurcht und Gefälligkeit gegen daselbe bin ich sehr bereit, alles, was sein Urteil verwirrt, ohne Widerrede mit zu verworfen. Ohne Bedauern habe ich dies schon mit mehrern Kleinigkeiten gethan, welche einiges Mißfallen erregt zu haben schienen. Es ist daher gewiß keine Grimasse, sondern hoher und ungeheuchelter Ernst, wenn ich um die strengste, wiewohl freilich auch besonnenste, Beurteilung, und für kein einziges dieser Gedichte, ja nicht für einen Vers, nicht für ein Wort, um unverdiente Schonung bitte. Für meine Person hingegen wünsche ich allerdings, daß der ehrwürdige Richter nicht mich selbst mit Verdruß und Unwillen ansehen wolle, wenn ich das Gefühl des Schönen und Guten wider meinen Willen irgend wo beleidigt haben sollte. Der Wunsch, meinem Vaterlande in diesem Zweige der Litteratur, sei er nun viel oder wenig wert, keine Schande zu machen; ja wo möglich es dahin zu bringen, daß die Edlen sich meiner ein wenig freuen dürften; dieser Wunsch wird erst mit meinem Leben erkalten. Von ihm beseelt, werde ich, wenn diese Sammlung nun noch eine rechtmäßige Auflage erleben sollte, der erste und eifrigste sein, in das Grab der Vernichtung und Vergessenheit hinabzutreten, alles was deutschen Geist und Geschmac vor Gegenwart und Zukunft entehren könnte.

Herzlich bitte ich indeß den guten Genius unserer Litteratur wegen mancher bösen Nachahmung um Verzeihung, wozu ich durch mein Beispiel, sowohl vorhin, als vielleicht ist abermals, den Unmündigen vorgeleuchtet haben mag. Ich will mich nicht damit entschuldigen, daß dieses auch oft durch gute und untadelhafte Beispiele geschehen könne, wenn es dem Nachahmer an Beurteilungskraft und Geschmac mangelt. Wohl aber will ich diejenigen, die etwa allzusehr von meiner Weise eingenommen sein möchten, aufrichtig vor mir selbst gewarnt haben; damit ich künftig nur für meine eigenen, nicht aber auch noch für fremde Vergehungen zu büßen haben möge. Wenn diejenigen, welche so zuversichtlich meinem Ansehen folgen zu können glauben, wüßten, wie ängstlich und verzagt ich oft selbst bin: so würden sie einem so schwachen Führer sich nicht anvertrauen. Es ist überhaupt ein sehr mißliches Unternehmen, fremde Eigenheiten nachzuahmen. Demjenigen, dessen Eigenheiten es sind, pflegen sie gemeiniglich so innig natürlich und geläufig

zu sein, daß er sie selbst nicht eher an sich gewahr wird, als bis ihn ein Dritter aufmerksam darauf macht. Eben daher aber, und weil sie so ganz zu seiner übrigen Individualität passen, kleiden sie auch nur ihren Eigentümer entweder gut, oder doch wenigstens erträglich, den Nachahmer hingegen oft unausstehlich. 5  
Nachahmer fremder Manieren kommen mir immer nicht anders vor, als Kosacken oder Bettler. Sie stecken sich in geraubte oder erbettelte Kleider, wovon ihnen selten ein Stück völlig gerecht sein wird.

Sind denn nun aber alle guten und bösen Worte, jedem Original seine Weise für sich zu lassen, vergebens; ist alles Bitten und Flehen umsonst, ihm den vielleicht sonst zu seinem und des Publikums Besten noch lange fortblühenden Handel nicht vor der Zeit durch tagtägliche Nachäffereien zu Grunde zu richten; indem man ja auch der besten Töne auf dem besten 15  
Instrument endlich überdrüssig werden muß, wenn ihrer Wiederholungen gar kein Ende ist<sup>1)</sup>; soll und muß denn schlechterdings auch ich, der geringste von allen, die ihr eigenes Instrument auf eigene Weise spielten, nachgeahmt werden; wiewohl unter allen möglichen Mitteln, meine Hochachtung und Liebe zu gewinnen, 20  
dieses gewiß das unglücklichste ist: so rate ich doch wohlmeinend, hierzu nicht gerade meine Eigenheiten zu wählen, bevor sie nicht eine zuverlässige Kritik ausdrücklich gut heißen hat. Denn ich befürchte sehr, daß die Kritik viele derselben nur mir aus Güte und Nachsicht stillschweigend hingehen läßt, weil ich ihr vielleicht 25  
nicht von andern Tugenden gänzlich entblößt scheine. Nach einigen bin ich mir wenigstens eines sehr eifrigen Bestrebens bewußt, wenn auch in der Ausführung die Kraft nicht immer dem Willen die Wage halten sollte. Wie wenn aber dennoch die ehrwürdige Göttin mein Bestreben nach Klarheit, Bestimmtheit, 30  
Abrundung, Ordnung und Zusammenklang der Gedanken und Bilder; nach Wahrheit, Natur und Einfachheit der Empfindungen; nach dem eigentümlichsten und treffendsten, nicht eben aus der toten Schrift sondern mitten aus der lebendigsten Mundsprache, aufgegriffenen Ausdrücke derselben; nach der pünktlichsten grammatischen Richtigkeit, nach einem leichten, ungezwungenen, wohlklingenden Reim- und Versbau, hin und wieder zu erkennen glaubte, und mir bloß darum manchen verwerflichen

<sup>1)</sup> Ich erinnere mich, daß mir in meinen Schuljahren die Flöte, die doch ein so fleißlich tönendes Instrument ist, auf lange Zeit dadurch verleiht wurde, daß eine Menge meiner Mitschüler zur Linken und Rechten, über und unter, hinter und vor mir, die Flöte blasen lernten, und Tag für Tag mir die Ohren darauf voll bubelten.

[Nim. Bürger.]

Bürgerianismus verziehe: würde und dürfte sie nun auch meinem Nachahmer, der an dies alles nicht gedacht hätte, gleiche Schuld widerfahren lassen? — Wenn ich wirklich, was man mir bisweilen nachgerühmt hat, ein Volksdichter bin, so habe ich dies 5  
schwerlich meinen Hopp Hopp, Surre Surre, Du hu u. s. w. schwerlich diesem oder jenem Kraftausdrucke, den ich vielleicht nur durch einen Mißgriff aufgehascht, schwerlich dem Umstande zu verdanken, daß ich ein Paar Volksmärchen in Verse und Reime gebracht habe. Nein, dem unablässigen Bestreben nach 10  
den vorhin genannten Tugenden muß ich zu verdanken haben; dem Bestreben, daß dem Leser sogleich alles unverfälscht, blank und bar, ohne Verwirrung, in das Auge der Phantasie springe, was ich ihm anzuschauen, daß alles sogleich die rechte Seite seiner Empfindsamkeit treffe, was ich ihm habe zu empfin- 15  
den geben wollen.

In meiner Nachtfeier, in dem hohen Liede und einigen andern regt sich freilich etwas alte Mythologie, die aber auch fast populär ist, oder sich doch mit wenigen Worten selbst einem Kinde erklären läßt. Wenn indessen, höchstens nur diese 20  
Mythologie abgerechnet, in jenen Gedichten nicht eben der Geist der Popularität, das ist, der Anschaulichkeit und des Lebens für unser ganzes gebildetes Volk, — Volk! Nicht Böbel! — als in der Lenore und ihres gleichen herrscht und erkannt wird: so fühle ich mich durch den Ehrennamen eines Volksdichters 25  
nur sehr wenig geschmeichelt. In diesem Sinne habe ich es gemeint, was ich schon in der Borrede zur ersten Ausgabe, (die ich übrigens zu vergessen bitte,) von Volkspoesie behauptet, nur aber ein wenig abenteuerlich ausgedrückt habe. Ich hätte sagen sollen, was ich auch noch jetzt, und wie ich meine, nicht ohne Besonnenheit, behaupte: Popularität eines poetischen 30  
Werkes ist das Siegel seiner Volkommenheit. Wer diesen Satz sowohl in der Theorie als Ausübung verleugnet, der mißleitet das ganze Geschäft der Poesie, und arbeitet ihrem wahren Endzweck entgegen. Er zieht diese so allgemein menschliche Kunst aus dem ihr bestimmten Wirkungskreise, von dem 35  
Markte des Lebens hinweg, und verbannet sie in enge Zellen, ähnlich denen, worin der Meßkünstler mißt und rechnet, oder der Metaphysiker, wenigen Schülern höchst schwer, oder gar nicht verständlich, etwas vorgrübelt. Diese Erklärung mag nun noch 40  
immer, wie vorhin, den Juden ein Argerniß und den Griechen eine Thorheit sein, so kann ich doch nicht aufhören, die Poesie für eine Kunst zu halten, die zwar von Gelehrten, aber nicht für Gelehrte, als solche, sondern für das Volk ausgeübt

werden muß. In den Begriff des Volkes aber müssen nur diejenigen Merkmale aufgenommen werden, worin ungefähr alle, oder doch die angesehensten Klassen überein kommen. Ich glaube mit Nichten, daß dieser Begriff schimärisch, oder für den Dichter unfruchtbar sei, wiewohl ich ganz und gar die Folgerung nicht so weit getrieben haben will, daß nun jedes Gedicht Jedermann in gleichem Maße verständlich und behaglich sein soll. Anstatt einer umständlichen philosophischen Entwicklung sei es mir erlaubt, meine Meinung nur in einem ganz gemeinen Gleichnisse anschaulich zu machen. Der Schuhmacher, welcher mit einer großen Anzahl zum voraus verfertigter Schuhe zu Markte zieht, weiß sehr wohl, daß seine Schuhe nicht auf alle Füße passen werden. Es gibt allerdings Abweichungen ins Große und ins Kleine, und selbst Menschen gehen bisweilen auf Pferdefüßen. Deswegen ist doch aber sein allgemeiner Maßstab, wonach er sich richtet, kein Urding; und ob mir, dem gewöhnlichen Manne, gleich nicht alle seine hundert oder tausend Paar Schuhe wie angegossen passen; so könnte ich doch wohl, wenn es drauf anläme, in allen hundert und tausend Paaren ganz leidlich einhergehen. Wenig Nutzen würde hingegen sowohl ihm, als dem Publikum seine Rude gewähren, wenn er nur Zwerg- oder Riesenschuhe zu Markte gebracht hätte. Einige Paar von beiderlei Abweichungen mögen immer mit unterlaufen. Wahrlich, es ist ein wahres Wort, was schon längst ein scharfsinniger Britte gesagt hat: Human Nature is the same in all reasonable creatures; and whatever falls in with it, will meet with admirers amongst Readers of all Qualities and Conditions<sup>1)</sup>. Dies ist ungefähr meine Meinung von Volkspoese, und ich glaube zu wissen, was ich sage.

Doch ich verliere mich fast von meinem Wege. Ich wollte nur warnen, daß man meine angebliche Popularität nicht in etwas sehen und nachahmen möchte, worin sie gewiß nicht, wenigstens nicht allein bestehet, noch bestehen darf, wenn sie mir zur Ehre, und meinen Werthen zum Lebensbalsam über das Resten dieses Jahrhunderts hinaus gereichen soll. In dem Sinne, wie ich ein Volksdichter, oder lieber ein populärer Dichter zu sein wünsche, ist Homer, wegen der spiegelhellen Durchsichtigkeit und Temperatur seines Gesangstromes, der größte Volksdichter aller Völker und Zeiten, sind es, mehr oder weniger, alle großen Dichter, auch die unsrigen, und gerade in ihren

<sup>1)</sup> The Spectator. No. 70. [Ann. Bürgerz.]

allgemein geliebtesten und unsterblichsten Versen, unendlich mehr als ich gewesen. Was sie nicht populär gedichtet haben, das ist zuverlässig bei ihren lebendigen Leibern bereits vergessen, oder gar niemals in die Vorstellungskraft und das Gedächtnis ihrer Leser aufgenommen worden. Mit gutem Vorbedacht gebe ich daher alles, was ich nicht populär, nicht innerhalb des allgemein anschaulichen und empfindbaren poetischen Horizontes gedichtet habe, wenn auch nicht gerade als Fehler, dennoch als etwas preis, woran ich selbst am wenigsten Wohlgefallen habe.

Es thut mir leid, daß ich hier so viel von mir selbst reden muß, welches, wie ich wohl weiß, nicht sein läßt. Ich bin mir indessen bewußt, daß ich von mir selbst so unbefangen und gleichgültig, als von einem fremden Manne rede. Auch geschieht es minder mir, als der Kunst und ihren Jüngern zu Liebe. Denn unter andern auch darum entledige ich mein Herz über Nachahmung, oder vielmehr Nachäffung, welche anstatt des Kernes die Schale ergreift, weil ich eine Überschwemmung von schlechten Sonnetten befürchte, wenn die wenigen, die ich versucht habe, Beifall gewinnen sollten. Diese Gedichtform, deren sich die neuern Ausländer, besonders Italiäner, noch bis auf den heutigen Tag sehr häufig bedienen, war auch bei unsern ältern Dichtern nicht wenig im Gange. Der Zwang aber, die Plumpheit und der Übelklang, womit die meisten, wo nicht alle, deutschen Sonnette dahinstolperten, brachte vermutlich nachher, bei mehrerer Kultur des Geschmacks, diese Form, bis auf wenige Ausnahmen in neuern Zeiten<sup>1)</sup>, aus dem Gebrauch und fast ganz in Vergessenheit. Wenn bessere Dichter oder Kunsttrichter ihrer ja noch erwähnten, so geschah es mit einer Art Geringschätzung, womit man etwa von der Kunst sprechen möchte, Hirsenkörner durch ein Nadelöhr zu werfen. Die undantbare Schwierigkeit des Sonnettes ward beinahe, und zwar in Sonnetten selbst, zum Sprichworte. Kurz, man hielt die Kunst des Sonnettes für nicht viel besser, als die Kunst der Anagrammen, Logogryphen, Akrostichen, Chronogrammen und Rätsel. Allein mir dünkt denn doch, man sprach davon nur wie der Fuchs von den Trauben, indem der Vorwurf des Zwanges und der Unbehüllichkeit mehr dem Dichter, als der Form und unserer Sprache gebühret. Ein gutes deutsches Sonnett kann demjenigen, der nur einigermaßen Ohr hat, seiner Sprache mächtig ist, und ihren Knoten, deren sie freilich leider! genug hat, auszuweichen verstehtet, nicht viel

<sup>1)</sup> S. E. Merkur von 1776. zweites und drittes Vierteljahr. [Ann. Bürgerz.]



schwerer sein, als jedes andre kleine gute Gedicht von diesem Umfange; und wenn es gut ist, so schlägt es mit ungemein lieblichen Klängen an Ohr und Herz. Das Hin- und Herschweben seiner Rhythmen und Reime wirkt auf meine Empfindung beinahe eben so, als ein von einem schönen, anmutigen, bescheidenen jungen Paare, schön und mit bescheidener Anmut getanztes kleines Menuet, und in dieser Stimmung halte ich es für sehr wahr, was Boileau sagt:

Un sonnet sans défaut vaut seul un long poëme.

Es ist aber, glaube ich, nicht allein alsdann gut, wann seine mechanischen Regeln, die nach Boileau<sup>1)</sup> Apoll aus Bizarrerie für dasselbe erfunden und festgesetzt haben soll, auf das genaueste beobachtet werden, wiewohl man, pour pouffer au bout tous les rimeurs, und um die Unberufenen abzuwehren, wohl thut, dieselben auf das genaueste heiznbehalten. Sondern vornehmlich alsdann ist das Sonnett gut, wann sein Inhalt ein kleines, volles, wohl abgerundetes Ganzes ist, das kein Glied merklich zu viel, oder zu wenig hat, dem der Ausdruck überall so glatt und faltenlos, als möglich, anliegt, ohne jedoch im mindesten die leichte Grazie seiner hin und her schwebenden Fortbewegung zu hemmen. Es muß aus der Seele, es muß von Zunge und Lippen gleiten, glatt und blank, wie der Thal, welcher der Hand entschlipfend auf dem betauten Grase sich hinschlängelt. Wenn man versuchte, das gute und vollkommene Sonnett in Prose aufzulösen, so müßte es einem schwer werden, eine Sylbe, ein Wort, einen Satz aufzugeben, oder anders zu stellen, als alles das im Verse stehet. Ja sogar die überall äußerst richtig, voll und wohl tönenden Reimwörter müssen nicht nur irgendwo im Ganzen, sondern auch gerade an ihren Stellen, um des Inhalts willen, unentbehrlich scheinen. — Und ist denn das etwa nicht schwer genug? — Allerdings! Allein dem Meister der Kunst doch nicht so gar viel schwerer und zwangvoller, als jedes andre kleine Lied. Darf denn dieses etwas andres sein, als gleichsam ein Hauch, leicht aus der Brust empor gehoben und von den Lippen weggeblasen; nicht aber herausgewürgt, gehustet, geräuspert, gekrächzet, geröchelt? — Wie weit ich meinen eigenen Forderungen Genüge geleistet, das ziemet mir nicht zu entscheiden. Soviel aber darf ich behaupten, daß mein junger vortrefflicher Freund, August Wilhelm Schlegel, dessen großem poetischen Talent, Geschmack und Kritik, mit mannigfaltigen

<sup>1)</sup> Poétique Ch. II. v. 83. seq. [Ann. Bürger's.]

Kenntnissen verbunden, schon sehr frühe die gehörige Richtung gaben, nach jenen Forderungen ohne Anstoß Sonnette verfertigt hat, die das eigensinnigste Ohr des Kenners befriedigen müssen. Ich kann mich nicht enthalten, mit einem derselben diese Borrebe zu würzen, und mich zugleich dadurch zu rechtfertigen, daß ich das Wort der Weihe, in meinem ganzen Leben das erste, an diesen Lieblingsjünger, dessen Meister ich gern heißen möchte, wenn solche Jünger nicht ohne Meister fertig würden, nicht wider die Gebühr verschwendet habe:

Das Lieblichste.

Sanft entschläft sich's an bemoosten Klippen,  
Bei der dunkeln Quelle Sprudelklang.  
Lieblich labt's, wann Blut das Mark durchdrang,  
Traubensaft in Tropfen einzunippen.

Himmlich dem, der je aus Aganippin  
Schöpfte, tönt geweihter Dichter Sang.  
Göttlich ist der Liebe Wonnempfang  
Auf des Mädchens unentweihten Lippen.

Aber Eines ist mir noch bewußt,  
Das der Himmel seinen liebsten Söhnen  
Einzig gab, die Wonne milder Thränen;  
Wann der Geist, von Ahndung und von Lust  
Rings umbämmert, auf der Wehmut Wellen  
Wünscht in Melodieen hinzuquellen.

Das Sonnett ist übrigens eine sehr bequeme Form, allerlei poetischen Stoff von kleinern Umfange, womit man sonst nichts anzufangen weiß, auf eine sehr gefällige Art an den Mann zu bringen. Es nimmt nicht nur den kürzern lyrischen und didaktischen sehr willig auf, sondern ist auch ein schicklicher Rahm um kleine Gemälde jeder Art, eine artige Encyclopädie zu allerlei Beschränkungen für Freunde und Freundinnen. —

Noch geziemet sich hier ein Wort der Entschuldigung wegen des Verzuges dieser schon so lange angekündigten neuen Auflage. Meine Absicht war gut, ob ich sie gleich nicht erreicht habe. Ich wollte nicht allein einer ziemlichen Anzahl poetischer Bruchstücke in meinem Pulte die Vollendung, sondern auch den bereits vorhandenen Gedichten einen höhern Grad der Vollkommenheit zu geben suchen, um hernach mit desto mehr Gemütsruhe von der Muse des Gefanges ganz Abschied nehmen zu können. Allein das Klima, die Lage, die Leibes- und Seelenstimmung, worin

ich mich befand, waren Produkten dieser Art nicht günstig; und vergebens hoffte ich von einem Jahr in das andre im Buche des Schicksals das Blatt umzuschlagen, worauf Verbesserung geschrieben stünde. Der Anfragen und Annahmungen, welche indessen entweder herzlichem Wohlwollen, oder leere Höflichkeit, bisweilen auch wohl Unbescheidenheit, an mich ergehen ließen, wurden mir denn doch zuletzt zu viele. Ich mußte mich daher entschließen, wenigstens das hiermit zu geben, was sich bis hieher kümmerlich hatte durchwintern lassen. Ich bin nun zwar längst nicht mehr eitel genug, mir einzubilden, als ob das Zurückbleibende ein erheblicher Verlust für das Publikum sei: indessen gibt es doch wohl immer noch gute Freunde und Freundinnen, denen es leid darum ist, und welche ihre Ansprüche darauf im Herzen behalten. Diese muß ich bitten, mich nun nicht weiter zu fragen, von mir nichts mehr zu fordern, nichts mehr zu erwarten. Es kann Lagen und Stimmungen geben, in denen einem dergleichen, anstatt zu schmeicheln, nur zur Last fällt. Zwar will ich mich selbst schon der absoluten Ohnmacht des Alters anklagen, wiewohl ich allerdings über den Johannisstag des Lebens hinaus bin, und das Beispiel der alsdann verstummenden Nachtigall die Dichter zu erinnern scheint, daß sie ihren im Lenz erlangenen Ruhm, in dem schwülen Nachsommer, oder kalten, feuchten Herbst nicht wieder versingen lassen. Auch will ich mir nicht etwa das lächerlich vornehme Ansehn geben, als ob der Umgang mit der jugendlichen, Geist und Herz erhebenden Schönen unter der Würde eines gesetzten Mannes sei, der auch wohl außerdem noch einß und das andre gelernt hat, und auszurichten im Stande ist. Denn schien mir jemals etwas des Spottes, der Verachtung wert, so war es jener dünne-thuende Bettelstolz, womit mancher Titulado sich begeben ließ, auf die Leier Apollons, die er wohl gar selbst in seiner Jugend gespielt, hernach aber mit dem Schreiberkiel vertauscht hatte, als auf eine Kinderklapper herab zu blicken. Die Ergreifung dieses gemeinen Lehr- und Nährkieses ist zwar keinesweges auch dem allerhochadeligsten Göttersohne zu verargen, wenn allerlei Leibesbedürfnisse ihn endlich aus der Gesellschaft der schönen Vierinnen vertreiben. Aber deswegen nun von ihren göttlichen Gaben, und den edlen Vorteilen, welche diese zur Bildung des Geistes und des Gemütes gewährten, wie von den Pfeffernüssen der Frau Bate zu sprechen, das ist eine Thorheit, die glaube ich nur in dem gelehrten Deutschland Mode ist, und in England, Frankreich und Italien, wo man mehr auf Geistes- als Faustwerke hält, vermutlich laut ausgepiffen werden dürfte. Vor

einer solchen Thorheit wird mich mein bißchen Vernunft und Einsicht in den Wert der Menschen und ihrer Beschäftigungen hoffentlich auf immer bewahren. Wenn ich den Umgang mit meiner göttlichen Freundin für die Zukunft nicht eben verschwöre, — denn wer wollte das thun? — aber doch zu meiden mich bestrebe; so geschieht es lediglich um deswillen, damit während der Zeit, da die Herren und Damen sich, wie es ihnen selbst zu sagen beliebt, an meinen Liedern ergözen, nicht ich selbst in mancher Rücksicht mich allzu unergötzlich befinden möge. Dergleichen wäre nun zwar nicht zu beforgen, wenn alle Dinge in werten deutschen Vaterlande so stünden, wie sie unmaßgeblich stehen sollten. Denn alsdann würde z. B. ein von dem Publikum geliebter Schriftsteller, sei er nun Dichter oder Prosaist, quem Deus nec mensa nec Dea dignata cubili est, die besten Jahre seiner Geisteskraft und Thätigkeit auf die Vollendung einiger vorzüglichen Kunstwerke, die aber auch nun desto mehr Unterricht und Vergnügen, desto mehr Ehre seinem Volk und Zeitalter gewährten, nicht zu seinem selbsteigenen Nachteil verwenden. Vielmehr würde er, da diese Werke vermutlich sehr gern gelesen und häufig gekauft werden würden, sich dadurch eine kleine, sichere und ihm wohl nicht zu mißgönnernde Rente auf die unscheltbarste Weise erworben haben. Diese wäre vielleicht hinreichend, ihn gegen manche Unannehmlichkeiten zu schützen, welche die Energie seines Geistes schwächten und sein Leben verbitterten, ohne daß er weiter genötigt wäre, irgend einer sterblichen fürstlichen oder unfürstlichen Seele zur Last zu fallen. Allein es soll weise, gerechte, dankbare und großmütige Staatsvorsteher in Deutschland geben, denen vermutlich ein weit höheres Maß von Einsicht und Beurteilungskraft, als unsern philosophischen und juristischen Matadoren, vermutlich ein unendlich feineres moralisches Gefühl, als den Edelsten unseres Volks zu teil geworden ist. Diese sollen nicht der Meinung sein, daß ein Werk der Litteratur auch alsdann noch seinem Verfasser oder Verleger eigentümlich gehöre, wann es in das Publikum zu jedem beliebigen Gebrauche, außer zum Nachdrucke, ausgegangen ist. Eben dieselben sollen auch nicht dafür halten, daß es die gelehrten, geist- und herzreichen, geschmackvollen, beredten Schriftsteller in Prosa und Versen sind, welche dem Verstande Licht, dem Herzen Rechtschaffenheit und Adel, der ganzen Empfindsamkeit Stimmung zu den schönsten und edelsten Melodien, den Sitten Glätte, Geschmeidigkeit und Anmut, allen Leibes- und Geisteskünsten Vollkommenheit und Schönheit verleihen. Sie sollen es sich nicht träumen lassen, daß jene

Schriftsteller es sind, welche den Fürstenthronen Festigkeit und Glanz, den Staaten Reichthum, Macht und Ehre, und überhaupt dem ganzen menschlichen Geschlecht mehr Heil und Segen zur Vollkommenheit und Glückseligkeit in dieser und jener Welt gewähren, als ihre Kriegsscharen mit aller Gewalt wieder 5 niederzufäbeln, ihre Feuegewehre niederzudonnern im Stande sind. Nun, wem glauben sie denn wohl sonst dieses alles, wem glauben sie es verdanken zu müssen, daß sie nicht mehr über Wilde und Barbaren, sondern über aufgeklärte, edle, gesittete, milde und getreue Völker herrschen, die sie nicht mehr 10 für jeden wirklichen, oder vermeintlichen Frevel, nicht mehr für jede Thorheit, sogleich von Land und Leuten verjagen; unter denen sie ohne Leibwache, mit und ohne Überrock, sicher vor Gift und Dolch, umherwandeln, essen, trinken, und bei ihren Weibern oder Mätressen schlafen können? — Welche Frage! 15 Wem anders, als — den Nachdruckern? Christian Gottlieb Schmiedern und Konferten!

Diese sind ihnen die wahren Verbreiter der Aufklärung, der Tugend, des guten Geschmacks, der feinen Lebensart und Sitten. Es kann daher gedachten weisen, gerechten, dankbaren 20 und großmüthigen Staatsvorstehern nicht einfallen, den Schriftstellern, oder deren rechtmäßigen Verlegern ihr laut angeschriebenes Eigentum durch allgemeine, beständige, wirksame Gesetze zu sichern, oder die Schriftsteller, als Schriftsteller<sup>1)</sup>, für die Wohlthaten, so sie ihnen und ihren Staaten erweisen, zu belohnen. 25 Was sage ich belohnen? Es kann sie bei jener Denk- und Sinnesart auch nicht einmal ein Gefühl der Scham anwandeln, das Brot, welches die Schriftsteller, ohne ihr durchlauchtiges, hochgebornes und excellentes Zuthun, sich durch sich selbst, durch ihre nach langem, schweren und mühsamen Fleiß endlich voll- 30

<sup>1)</sup> Sie werden doch wohl nicht das für Besohnung schriftstellerischer Verdienste halten, wenn sie etwa einen großen Geist und Gelehrten zu einem Amt anstellen, wo er für die ihm oft lästig genug gereichte Leibeshahrung und Nothdurft zu ihrem und des Staates besondern Privatnuzen arbeiten muß, daß ihm der Atem ausgehen möchte. Es gibt freilich Schmeichler genug, die so was für Macenatenthaten auskriechen, so wie es auch nicht an durchlauchtigen, hochgebornen und excellenten Päwen und Straußen fehlet, die das für wahr halten. Allein ein edler und tapferer Mann muß, traft der ihm zuständige menschlichen, europäischen und deutschen Bürgerfreiheit, die er für sich, seine Mitbürger und Nachkommen mit Gut, Blut und Leben zu behaupten intimer bereit sein soll, sich nie scheuen, Hare und offenbare Wahrheit zum allgemeinen Heil auch den ersten Staatsdienern vorzupredigen, wenn es gleich schon oft genug von Andern vergeblich gesehen sein sollte. Ein wiederholter Tropfenfall höhlt doch endlich auch Felsen aus. — Praeterea censeo, Carthaginem esse delendam — sprach Cato, der Cenfor, traft der Befugnis und Sitte römischer Senatoren, so oft er in der Staatsversammlung auch über ganz andere und fremde Gegenstände gestimmt hatte; und endlich stützte das wiederholte Wort Carthago. Man braucht aber ganz und gar nicht ein

endetem Werke erworben haben würden, dem ersten dem besten Hundte Preis zu geben, der seine Hütte unter dem Thron ihrer Weisheit, Gerechtigkeit, Dankbarkeit und Großmuth aufschlägt. Weil denn nun aber die Umstände so beschaffen sind und eine An- 5 derung sobald nicht zu erwarten stehet, was bleibt dem Schriftsteller übrig? Soll er sich etwa bei dem aufkallenden, Tugend und Geschmack verbreitenden Nachdrucker als Ballenbinder verdingen? Besser stünde er sich dabei unstreitig, als bei der Schrift- 10 stellerei, wenn ohne diese auch nur immer etwas zu bündeln und zu schnüren wäre. Oder soll er, anstatt die Blüte seines Lebens und seiner Kraft einem oder zwei vortrefflichen, vollendeten, dauernden Nationalwerken aufzuopfern, jede Messe mit Alphabeten voll Mittelmäßigkeit oder Erbärmlichkeit bescheiden? Denn nur die Engel Gabriel und Raphael sind vernünftig im 15 Stande, das Vortreffliche in der Poesie, Philosophie, Geschichte, jedes halbe Jahr in so starken Ballen zu liefern, daß bei der Gefahr des Nachdruckes der Aufwand an Öl, Holz und Schreibmaterialien daran gewonnen werden mag. Da es nicht Feder- 20 manns Sache ist, seine Ehre vor Welt und Nachwelt auf jeder Messe für ein Paar Louis'd'or Trankgeld feilzubieten; so wird es weit geratener sein, sich in dunkler Stille zur geringsten Handarbeit, zum Abschreiben, zum Ab-lehren, ja zum Graben selbst zu entschließen, als auf Werke der Homere, der Sophokles, 25 der Plato, der Xenophon, der Tacitus, der Montesquieu, der Gibbon, der Klopstocke, Wielande und Rante sich zu verwenden. In der Erwartung, meine armen Gedichte, deren ich gewiß ungeru und sehr verschämt so nahe bei jenen großen Namen erwähne, je mehr sie das Publikum etwa ergötzen möchten, desto eher von den genannten erhabenen Wohlthätern unserer 30 Nation, unter gnädigster Protektion bestmöglichst verbreitet zu

Mitglied im Räte der Archonten zu sein, um über Gejes- und Regierungsmängel des Staates, dessen Bürger man ist, ein freies, offenes und deutiges Censeo sagen zu dürfen, was auch Sultans- und Vassen-Politik dagegen einwenden möchte. Alle National-Schriftsteller sollten es zur Sitte machen, ihre Schriften, besonders diejenigen, die für ein größeres Publikum bestimmt sind, unablässig und so lange mit einem ähnlichen censeo zu besiegeln, bis endlich die Hyder Nachdruck vernichtet wäre. Habe ich diese Worte wider den Beifall der Weisen, der Gerechten und Edlen meines Vaterlandes niedergeschrieben, so werde mir wie einem Verbrecher das Haupt abgeschlagen! Vereinigen sich aber ihre tausend und abermal's tausend Stimmen mit der meinigen: so bilde derselb eine bessere Nachwelt mit Verdruß und Mitleiden auf ein Zeitalter zurück, da eines Jeden, und nur das Eigentum des gleichsam in den Stand der schutz- und hilflosen Natur zurückgeworfenen Schriftstellers nicht unverleßlich und heilig war. — Soll er etwa nun auch das Naturgesetz ausüben und den Nachdrucker nabeischießen, niederbohren, wo er ihn trifft? Daß das unter solchen Umständen erlaubt sein müsse, getraue ich mir auszuführen; und nur ein Muster menschlicher Inkonsequenz soll es wagen, mich widerlegen zu wollen. Denn nach eben demselben Recht brechen Staaten und Völker einander die Häuse. [Ann. Bürgers.]

sehen, mache ich denn also hiermit, unter Verzichtleistung auf  
 Gerechtigkeit, Dank und Großmut, welche nicht mir, sondern  
 Schmiedern und Konsorten gebühren, dem werthen Publikum  
 meine demüthige Verbeugung und greife von nun an — zum  
 Spaden. Es ist nun freilich bei so bewandten Umständen nicht 5  
 möglich, daß ein lern= und lustbegieriges Publikum noch zwei  
 andere ähnliche Bände, oder was sonst eine mangel= und ver=  
 drußlose Lage hervorbringen möchte, erhalte. Wenn das aber  
 auch Iliaden und Theodiceen wären, so ist doch offenbar ein  
 solcher Verlust eine wahre Kleinigkeit gegen den halben oder 10  
 ganzen Gulden, den Ihre Majestäten, Durchlauchten, Hoch=  
 und Hochwohlgeborne Excellenzen, und ein ganzes wirtschaft=  
 liches Publikum an dem nächstbevorstehenden gnädigst privile=  
 gierten Nachdrucke gewinnen werden. Ein solcher Gewinn ist  
 es schon wert, die Nationalwohlthäter Schmieder und Konsor= 15  
 ten dankbar zu verehren und zu segnen. Amen.

Göttingen, im April 1789.

Bürger.

Erstes Buch  
 Lyrische Gedichte

## Die Nachtfeier der Venus.

Nach dem Lateinischen.

### 1. Vorgesang.

**M**orgen liebe, was auch nimmer  
Noch geliebet hat zuvor!  
Was geliebt hat längst und immer,  
Lieb' auch morgen nach wie vor!

5           Unter frohen Melodien  
Ist der junge Lenz erwacht.  
Seht, wie Stirn und Wang' ihm glühen,  
Wie fein helles Auge lacht!  
Über Saat und Kräuterrasen,  
10           Hain und Garten schwebet er.  
Sanfte Schmeichellüftchen blasen  
Wohlgerüche vor ihm her.  
Segenvolle Wolken streuen  
Warme Tropfen auf die Flur,  
15           Lobsal, Nahrung und Gedeihen  
Jedem Kinde der Natur.

                  Morgen liebe, was auch nimmer  
                  Noch geliebet hat zuvor!  
                  Was geliebt hat längst und immer,  
20           Lieb' auch morgen nach wie vor!

                  Lieb' und Gegenliebe paaret  
                  Dieses Gottes Freundlichkeit,  
                  Und sein Süßestes verspaeret  
                  Jedes Tier auf diese Zeit.  
25           Wann das Laub ihr Nest umschattet,  
Paaren alle Vögel sich.  
Was da lebet, das begattet  
Um die Zeit der Blüte sich.

Morgen liebe, was auch nimmer  
 30 Noch geliebet hat zuvor!  
 Was geliebt hat längst und immer,  
 Lieb' auch morgen nach wie vor!

Wonnesehiger und röter  
 35 Bricht uns dieser Morgen an,  
 Als der bräutliche, da Ather  
 Mutter Tellus liebgewann;  
 Da ihr Schoß vom Himmelsgatten  
 Floren und den Leuz empfing,  
 40 Und des ersten Haines Schatten  
 Um die Neugebornen hing.

Morgen liebe, was auch nimmer  
 Noch geliebet hat zuvor!  
 Was geliebt hat längst und immer,  
 Lieb' auch morgen nach wie vor!

45 Als der erste Frühling blühte,  
 Wand, erzeugt aus Kronus Blut,  
 Wand sich Venus Aphrodite,  
 Bei gelinder Wogenflut,  
 50 Wunderlieblich aus des grauen  
 Ozeans geheimen Schoß,  
 Angestaunet von den blauen  
 Wasserungeheuern, los.

Morgen liebe, was auch nimmer  
 55 Noch geliebet hat zuvor!  
 Was geliebt hat längst und immer,  
 Lieb' auch morgen nach wie vor!

## 2. Weihgesang.

6 Stimmt, zu Aphroditens Feier,  
 Stimmt ihn an, den Weihgesang!  
 Töne d'rein, gewölbte Feier!  
 Hall' am Felsen, Wiederklang!  
 Morgen ziehen ihre Tauben  
 Sie herab in unsern Hain;  
 Morgen, unter Myrtenlaubem,  
 Ladet sie zu Tänzen ein;

Morgen winkt vom hohen Throne  
 10 Uns ihr goldner Richterstab,  
 Und sie spricht, zu Straf' und Lohne,  
 Gütevolles Recht herab.

Morgen liebe, was auch nimmer  
 Noch geliebet hat zuvor!  
 Was geliebt hat längst und immer,  
 Lieb' auch morgen nach wie vor!

20 Gilt, den Thron ihr zu erheben!  
 Froh vollbringet ihr Gebot!  
 Flora soll ihn überweben,  
 Golden, blau und purpurrot.  
 Spend', o Flora, jede Blume,  
 Die im bunten Enna Nacht!  
 Flora, zu der Holden Ruhme,  
 25 Spende deine ganze Pracht!

Morgen liebe, was auch nimmer  
 Noch geliebet hat zuvor!  
 Was geliebt hat längst und immer,  
 Lieb' auch morgen nach wie vor!

30 Sie wird thronen; wir Geweihte  
 Werden tief ihr huldigen.  
 Amor thronet ihr zur Seite,  
 Sammt den holden Grazien.  
 Alle Nymphen sind geladen.  
 Nymphen aus Gefild' und Hain,  
 35 Dreaden und Najaden  
 Werden hier versammelt sein.  
 Alle sind herbei gerufen,  
 Vor der Göttin Angesicht;  
 Mit zu sitzen auf den Stufen  
 40 Zu dem hohen Throngericht.

Morgen liebe, was auch nimmer  
 Noch geliebet hat zuvor!  
 Was geliebt hat längst und immer,  
 Lieb' auch morgen nach wie vor!

45 Schon durchwallt die frohen Haine  
 Die berufne Nymphenchar.  
 Amor flattert mit; doch Keine  
 Naht sich ihm und der Gefahr. —

50 Nymphen, die sein Köcher schreckte,  
 Wißt ihr nicht, was ihm geschehn,  
 Daß er heut die Waffen streckte,  
 Daß er heut muß wehrlos gehn? --  
 Unverbrüchliche Gesetze  
 55 Wollen, daß sein Bogen heut  
 Keiner Nymphe Brust verlege. --  
 Aber, Nymphen, scheut, o scheut  
 Ihn auch nackt! Er überlistet,  
 Er verletzt euch Mädchen doch!  
 60 Denn den Waffenlosen rüstet  
 Seine ganze Schönheit noch.

Morgen liebe, was auch nimmer  
 Noch geliebet hat zuvor!  
 Was geliebt hat längst und immer,  
 Lieb' auch morgen nach wie vor!

65 Nymphen, rein wie du an Sitte,  
 Sendet, keusche Delia,  
 Sendet dir mit sanfter Bitte  
 Venus Amathusia:  
 70 Morgen triefe dies Gesträuche  
 Von des Wilbes Blute nicht!  
 Deines Hornes Klang verscheuche  
 Dieses Haines Vögel nicht.  
 Selber wäre sie erschienen,  
 75 Selber hätte sie gefleht,  
 Doch sie scheute deiner Mienen,  
 Deines Ernstes Majestät.  
 Weich' aus unserm Feierhaine!  
 Venus Amathusia  
 80 Walte morgen hier alleine!  
 Weich', o keusche Delia!

Morgen liebe, was auch nimmer  
 Noch geliebet hat zuvor!  
 Was geliebt hat längst und immer,  
 Lieb' auch morgen nach wie vor!

85 Dich auch lüß' in diese Haine  
 Traulich unsre Göttin ein,  
 Bient' es dir, o Keusche, Reine,  
 Unserer Lust so nah' zu sein.

90 Ha! Du solltest Jubel hören!  
 Hören Sang und Zymbellklang!  
 Solltest uns in Taumelchören  
 Schwärmen sehn drei Nächte lang;  
 Solltest bald in Wirbelreigen  
 95 Uns um rasche Nymphen drehn,  
 Bald, zu Baaren unter Zweigen,  
 Süßer Ruhe pflegen sehn.  
 Auch der Held, der fern am Indus,  
 Vom berühmten Pardel stritt,  
 100 Ceres und der Gott vom Bindus  
 Freu'n sich unsrer Freuden mit.

Morgen liebe, was auch nimmer  
 Noch geliebet hat zuvor!  
 Was geliebt hat längst und immer,  
 Lieb' auch morgen nach wie vor!

### 3. Lobgesang.

Heller glänzt Aurorens Schleier.  
 Auf! Beginnt den Lobgesang!  
 Töne d'rein, geweihte Leier!  
 5 Hall' am Felsen, Wiederklang!  
 Aphroditens Hauch durchdringet,  
 Bis zur Gränze der Natur,  
 Wo die letzte Sphäre klinget,  
 Alle Pulse der Natur.  
 10 Sie befruchtet Land und Meere,  
 Sie das weite Lustrevier.  
 Wie sie zeuge, wie gebäre,  
 Weiß die Kreatur von ihr.

Morgen liebe, was auch nimmer  
 Noch geliebet hat zuvor!  
 Was geliebt hat längst und immer,  
 Lieb' auch morgen nach wie vor!

20 Wie mit Perl' und Edelsteine,  
 Schmückt sie bräutlich unsre Welt;  
 Streuet Blüten auf die Haine,  
 Blumen über Biel' und Feld.

Sie enthüllt die Anemonen,  
Schließt den goldnen Krokus auf;  
25 Siehet die azurnen Kronen  
Prangenden Cyanen auf.  
Den Päonien entfaltet  
Sie das purpurne Gewaud;  
Wie der Mädchen Busen, spaltet  
30 Junge Rosen ihre Hand.  
Ichor ihrer Dornenwunde  
Färbt' einst ihren Silberschein,  
Und ein Hauch aus ihrem Munde  
Strömte Wohlgeruch hinein.

Morgen liebe, was auch nimmer  
Noch geliebet hat zuvor!  
35 Was geliebt hat längst und immer,  
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Liebe segnet die Gefilde,  
Und beseliget den Hain;  
Liebe stößt dem rauhen Wilde  
40 Wonnigliche Regung ein.  
Gatten um die Gatten hüpfen  
Küßig durch den Wiesengrund.  
Aphroditens Hände knüpfen  
Ihren süßen Liebesbund.  
45 Alte Sage bringt zu Ohren:  
Daß sie auf der Hirtenflur  
Selber einst den Sohn geboren,  
Den Beherrscher der Natur.

Morgen liebe, was auch nimmer  
50 Noch geliebet hat zuvor!  
Was geliebt hat längst und immer,  
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Sie entriß Anchisens Laren  
Dem entflammten Flion,  
55 Und aus tausend Meergefahren  
Den verfolgten hiedern Sohn.  
Sie schlang um die Hand Ancus  
Und Laviniens ihr Band,  
Und die keusche Zone Rheens  
60 Löste sie durch Mavors Hand.

Sie vermählte Romuls Diener,  
Halb durch List und halb durch Macht,  
Mit den Töchtern der Sabiner.  
Aus der Saat der ersten Nacht  
65 Keimten großer Thaten Thäter,  
Wunder für der Nachwelt Ohr,  
Und die edlen weisen Väter  
Ihres Vaterlands empor.

Morgen liebe, was auch nimmer  
70 Noch geliebet hat zuvor!  
Was geliebt hat längst und immer,  
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Schall', o Maigesang, erschalle!  
Töne, Cypris Hochgesang!  
75 Hört ihr? Singen ihr nicht alle  
Fluren, alle Wälder Dank?  
Von dem Ager tönt das laute  
Luftgebrüll der Herden ihr.  
Aus Gesträuche, Gras und Kraute  
80 Summt sein Lied das Würmchen ihr.  
Ihr nur schnattert das Gefieder  
Von den Teichen Dank empor;  
Und der edlern Vögel Lieder  
Sind ein Opfer ihrem Ohr.  
85 Horcht! Es wirbelt Philomele  
Tief aus Pappelweiden d'rein.  
Liebe seufzet ihre Kehle;  
O wie könnt' es Klage sein?  
Nicht um Terens Grausamkeiten  
90 Wimmert Prognens Schwester mehr.  
Soll ich nicht ihr Lied begleiten?  
Stimmt mich kein Frühling mehr?  
Ha, erwachte nicht im Lenze  
Meine Brust zu Lieb' und Sang,  
95 So entwelkten mir die Kränze,  
Die um's Haupt mir Phöbus schlang.  
Phöbus Huld müßt' ich entbehren;  
Stimm' und Laute nahm' er mir:  
Säng' ich, Mai, nicht dir zu Ehren,  
100 Nicht zu Ehren, Liebe, dir.



Darum werde, wann die Schwalbe  
Singend ihre Wohnung baut,  
Werb', o Sang, gleichwie die Schwalbe,  
Nach der Winterstille laut!

105           Morgen liebe, was auch nimmer  
          Noch geliebet hat zuvor!  
          Was geliebt hat längst und immer,  
          Lieb' auch morgen nach wie vor!

---

An ein Maienlütchen.

Auf, Maienlütchen, aus den Blumenbeeten!  
Wo deine Küsse Florens Töchter röten;  
Wo du so liebeträulich allen heuchelst,  
Und Duft entschmeichelst.

5           Erhebe dich, mit allem süßen Raube,  
Nach jener dämmernden Holunderlaube!  
Dort lauschet Lina. Laß sie deines süßen  
Geruchs genießen!

10           Mir hat das Glück noch keinen Kuß bescheret.  
Dir aber, Liebchen, wird ja nichts verwehret.  
Nimm drei für einen! Komm zurück! Nur Einer  
Davon sei meiner!

---

Kuß am Liebchen.

Wie selig, wer sein Liebchen hat,  
Wie selig lebt der Mann!  
Er lebt, wie in der Kaiserstadt  
Kein Graf und Fürst es kann.

5           Ihm scheint seiner Seligkeit  
Kein Preis auf Erden gleich.  
Selbst arm bis auf den letzten Deut,  
Dünkt er sich krütsreich.

10           Die Welt mag laufen, oder stehn;  
Und alles mag rund um  
Kopf unten oder oben gehn!  
Was kümmert er sich d'rum?

Hui! ist sein Wort zu Strom' und Wind,  
Wer macht aus euch sich was?  
15           Nichts mehr, als wehen kann der Wind,  
Und Regen macht nur naß.

Gram, Sorg' und Grille sind ihm Spott;  
Er fühlt sich frei und froh,  
Und kräht, vergnügt in seinem Gott,  
20           In dulci Jubilo.

Durch seine Adern kreiset frisch  
Und ungeheumt sein Blut.  
Gesunder ist er, wie ein Fisch,  
In seiner klaren Flut.

25           Ihm schmeckt sein Mahl; er schlummert süß  
Bei federleichtem Sinn,  
Und träumt sich in ein Paradies  
Mit seiner Eva hin.

30           In Götterfreuden schwimmt der Mann,  
Die kein Gedanke mißt,  
Der singen oder sagen kann,  
Daß ihn sein Liebchen küßt. —

35           Doch ach! was sing' ich in den Wind,  
Und habe selber keins?  
O Evchen, Evchen, komm geschwind,  
D komm und werde meins!

---

Stukertändelci.

Freund Amor, kannst du machen,  
Für einen hübschen Kuß,  
Daß mir Agneschen lachen  
Aus frommen Augen muß?

7           O allerliebste Sachen,  
Die ich kaum nennen kann,  
Schenkt' ich für dieses Lachen  
Dir, lieber kleiner Mann!

10 In manchem Spiel um Pfänder  
Hab' ich erobert mir  
Viel schöne bunte Bänder;  
Die alle gäb' ich dir.

15 Ja dies geraubte Mäuschchen  
Empfingest du sogar!  
Und dieses Federbüschchen,  
Aus Miuna's blondem Haar.

20 Und deinen Köcher schmückte  
Von golddurchwirktem Band'  
Ein Kösschen, welches stückte  
Des schönsten Mädchens Hand.

25 Weckst du ihr süßes Lachen,  
Sieh, so verdienst du dir,  
Die Nymphen naß zu machen,  
Die kleine Spritze hier.

30 Auch sollen dich belohnen  
Bonbon und Marzipan,  
Vortreffliche Makronen,  
Und was dir lüsten kann.

35 Und siehst du dieses Gläschen  
Voll Syrakuserwein? —  
Erdenke mir ein Späßchen!  
Du bist ja soust so fein. —

40 Ha! Kleiner, ich erfinde  
Viel eher einen Plan!  
Den höre mir geschwinde  
Mit beiden Ohren an!

45 In eine kleine Fliege ---  
Siehst du, was ich erfand! ---  
Verwandle dich und fliege  
Auf ihrer Schnürbrust Rand.

Dort gleite durch die Falte,  
Im zarten Musselin,  
Bis zu dem tiefen Spalte  
Des warmen Busens hin.

45 Dort wage mir hernieder,  
Geschickt, nach Bergmannsart,  
Anschließend dein Gefieder,  
Die wollustvolle Fahrt!

50 Dann muß es dir gelingen,  
Ihr, neidenswerte Müh!  
Ein Lächeln abzuzwingen;  
Da kizle, kizle sie!

---

### Adeline.

5 Seh' ich, bei des Tempels Harmonieen,  
Ihr Gesicht von Seelenandacht glühen,  
Ach! so wähnt mein hochgetäuschter Blick,  
Eine Himmelsbraut in ihr zu schauen.  
Mir entsinket alle mein Vertrauen,  
Und die Liebe bebt vor ihr zurück.

10 Aber seh' ich, wie im Alltagskreise,  
Frei und fröhlich, doch nach Sitt' und Weise,  
Sie so mädchenhaft sich haben kann;  
Wie sie Scherz und Ernst so lieblich kleidet,  
Und um ihre Huld sich alles neidet:  
Dann wagt Liebe wieder sich heran.

15 Ehrfurcht neigt sich ihr im Engelglanze.  
Lieb' umschmeichelt sie, im Mädchenkrauze  
Sanfter Myrten, ohne Himmelschein.  
Ach! so himmlisch dünkte sie stets allen!  
Aber meiner Liebe zu gefallen,  
Gold und magdlich meinem Blick allein!

---

### Sulldigungslied.

Wär' ich doch so hold, wie jener  
Freund der Liebeskönigin;  
Oder nur ein bißchen schöner,  
Als ich Armer jezo bin!

5 Denn von einem hübschen Knaben  
Fühltest du vielleicht den Schmerz,  
Und verschmähtest nicht die Gaben,  
Die ich biete: Hand und Herz.

10 Nährt dich auch aus blassem Munde  
Liebevoller Huldigung;  
O so heile meine Wunde,  
Oder gib ihr Linderung!

15 Dienen kann dir niemand treuer,  
Als dein frommer Agathon.  
Diese huldigende Leier  
Sagt die Hälfte nicht davon.

20 Uermüdet will er dienen,  
Deines Lebens Genius,  
Und erforschen aus den Mienen  
Wohlgefallen und Verdruß.

Alles, Kind, was dir behagte,  
Hätt' ich's, alles gäb' ich dir.  
Schande, wenn ich was versagte,  
Hohe Schande wär' es mir!

25 Fehlen sollt' es nie im Jahre  
Dir an Spielen froher Lust,  
Nie an Blumen in die Haare,  
Nie an Blumen vor die Brust.

30 Umsig warten jeder Rebe,  
Pflügen wollt' ich jeden Baum,  
Daß er süße Früchte gäbe,  
Nur für deinen zarten Gaum.

35 Schattengänge, Sommerlauben  
Wölbt' ich dir, zu kühler Ruh,  
Trübe Beeren, Nüss' und Trauben  
Dir in Weidenkörbchen zu.

40 Neben deinem Lager stehen,  
Wann du lauchtest, wollt' ich hier.  
Angenehme Kühlung wehen  
Sollt' ein Myrtenfächer dir. —

Alles Leid und Mißbehagen,  
Jede Sorge, jede Last  
Wär' ich ganz allein zu tragen  
Nun und immerdar gefaßt.

45 Nimmer, Liebchen, wollt' ich trüben  
Deines Lebens Heiterkeit.  
Alle deine Launen lieben  
Wollt' ich mit Verträglichkeit.

50 Sei es Liebes oder Leides!  
Kam' es nur von deiner Huld,  
So erwidert' ich auf beides  
Bald Entzücken, bald Geduld.

55 Flügelschläge von dem Weibchen  
Trägt des Taubers frommer Sinn.  
Auch von dir, geliebtes Täubchen,  
Nähm' ich alles willig hin.

60 Siehe mich dein Blick entweichen,  
Zürnte mir dein Angesicht,  
Wüß' ich trauernd von dir schleichen.  
Widerstreben könnt' ich nicht.

Winktest du, so eilt' ich wieder,  
Küßte den Versöhnungsfuß,  
Sänk' an deinen Busen nieder,  
Und verlauschte den Verdruß. —

65 Liebchen, rühret dich die Weise  
Dieses Liedes? Hörest du? —  
Ach! die Ahndung kispelt leise  
Meiner hängen Seele zu:

70 Daß ein wenig Schein der Wangen  
Mächtiger an Zauberei,  
Als das innige Verlangen  
Einer guten Seele sei.

75 Schöne Duhler werden kommen,  
Werden dich um Liebe flehn;  
Und du wirst von deinem Frommen  
Zu dem Schöneren übergehn.

Leicht begnügen sich die Sinnen  
An der Schönheit Lüncherei,  
Unbekümmert, ob darinnen  
Wahrheit oder Lüge sei.

Und wie oft gewann die Lüge  
Ihr betrügerisches Spiel,  
Wann den Sinnen nur zur Güte  
Ihre Larve wohlgefiel.

Bunt, wie Regenbogendüfte,  
Aber eitel auch, wie die,  
Hat sie hundert Zauberkünste;  
Und mit diesen täuscht sie.

Sie hat Seufzer, sie hat Zähren,  
Wörtchen, wie man gern sie hört,  
Eide selber kann sie schwören,  
Wie sie Treu' und Wahrheit schwört.

Ach! sie wird, um dich zu rühren,  
Toben, wie Verzweiflung.  
Eide werden dich verführen,  
Eide falscher Huldigung. —

Dann werd' ich zur Seite treten,  
Weinend über deine Wahl;  
Aber dennoch brünstig beten,  
Mitten unter meiner Qual:

Daß dein Herz nicht übel wähle,  
Was dein Auge wohl erkor.  
Gott behüte, liebe Seele,  
Gott behüte dich davor!

#### Das harte Mädchen.

Ich sah so frei und wonnereich  
Einst meine Tag' entschlüpfen,  
Wie Vögelchen, von Zweig auf Zweig,  
Beim Morgenliede hüpfen.

Fragt jeden Sommerwind, der hier  
Die Blumenau erfrischt:  
Ob je ein Seufzer sich von mir  
In seinen Hauch gemischt?

Fragt nur den stillen Bach im Alee:  
Ob er mich klagen hörte?  
Und ob von mir ein Thränchen je  
Die kleinen Wellen mehrte?

Mein Auge schaute falkenhell,  
Durch meilenlange Räume.  
Wie Gemß und Eichhorn, sprang ich schnell  
Auf Felsen und auf Bäume.

So bald ich auf mein Lager sank,  
Entschließ ich ungehör't.  
Des Wächters Horn und Nachtgesang  
Hat nie mein Ohr gehört.

Nun aber sind mir Lust und Scherz  
Und Mut und Kraft vergangen.  
Ein hartes Mädchen hält mein Herz,  
Mein armes Herz gefangen.

Nun hauch' ich meine Seele schier  
Erseuzend in die Winde,  
Und girre kläglich hin nach ihr,  
Gleich einem kranken Kinde.

Nun müssen Bach und Alee genung  
Verliebter Zähren fangen,  
Und graue Nebeldämmerung  
Unwölkt die muntern Augen.

Nun härm' ich ganze Nächte lang,  
Auf schlummerlosem Lager,  
Die leichten Glieder matt und krank,  
Die vollen Wangen hager.

An meinem Leben nagt die Wut  
Grausamer Seelengeier;  
Nagt Eifersucht auf fremde Blut,  
Nagt mein verschmäh'tes Feuer.

Das harte Mädchen sieht den Schmerz,  
Und mehrt ihn dennoch stündlich.  
O Liebe, kennst du noch ein Herz,  
Wie dieses, unempfindlich? —

45 Ein einzig Lächeln voller Huld  
Wird' allen Kummer lindern,  
Und ihre nicht erkannte Schuld  
Bald tilgen, oder mindern.

50 Mich weckte wohl ihr süßer Ton  
Noch aus dem Grabe wieder;  
Ja, wär' ich auch im Himmel schon,  
Er lockte mich hernieder.

#### An den Traumgott.

Du Schwärmer um die Ruhebetten  
Von Moos und Flaum,  
O Brüderchen der Amoretten,  
Geliebter Traum!  
5 Wo sandest du, sie nachzubilden,  
Den Stoff so fein? —  
In überirdischen Gefilden  
Gewiß allein!

10 Zu freundlich nur für Adelineu  
War dies ihr Bild.  
Wann wäre sie mir selbst erschienen  
So sanft, so mild? —  
Verkündigst du wohl noch mir Armen  
15 Barmherzigkeit? —  
Nein! Nein! sie fühlet kein Erbarmen  
In Ewigkeit!

O Traumgott, ist es ja dein Wille,  
Mir wohlzuthun,  
So wandle deine schöne Hülle,  
20 Und kleide nun  
Dich in ein Wesen, wie das Meine.  
Von Gram verzehrt,  
Und wie ein Leidender erscheine,  
Der Trost begehrt.

25 Den Schatten laß mein Bildniß gleichen,  
Die still bei Nacht  
Durch Hallen und um Gräber schleichen.  
In Tranertracht,

30 Mit hagerer Wang' und einer Miene,  
Die Gnade fleht,  
Tritt hin zu dieser Adeline,  
Die mich verschmäht;

35 Und neige dich mit leisen Tönen  
Bis an ihr Ohr;  
Zähl' ihr die Seufzer und die Thränen  
Der Liebe vor;  
Und bring' in Aufruhr ihr Gewissen!  
Ihr Schlaf entflieh'!  
40 Und schluchzend unter Zährengüssen  
Erwache sie!

#### An die Hoffnung.

Wohlthätigste der Feen!  
Du, mit dem weichen Sinn,  
5 Vom Himmel ansersehen,  
Zur Menschenrösterin!  
Schön, wie die Morgenstunde,  
Mit rosichem Gesicht,  
Und mit dem Purpurmunde,  
Der Honigrede spricht!

10 Du, die mich oft erheitert,  
Nimm, o Hoffnung, mich!  
Mein freies Herz erweitert  
Zu Lobgesängen sich.  
Sie lodern mit dem Feuer  
15 Des frommen Dank's empor.  
O neig' auf meine Leier  
Dein allgefällig Ohr!

20 Als, mit dem goldnen Alter,  
Der Unschuld Glück entwich,  
Da sandten die Erhalter  
Gequälter Menschen dich:  
Daß du das Unglück schwächtest,  
Des Lasters Riesensohn,  
Und Freuden wiederbrächtest,  
Die mit der Unschuld stohn.

25 Nun wandelt im Geleite  
Dir ewig Ruhe nach.  
Im Aufruhr und im Streite  
Mit grausam Ungemach,  
30 Ertheilest du dem Müden,  
Oh ganz sein Mut erschlaßt,  
Erquickung oder Frieden,  
Und neue Heldenkraft.

Du scheuchest von dem Krieger  
Das Grauen der Gefahr,  
35 Und tröstest arme Pflüger,  
Im dürrn Mangeljahr.  
Aus Wind und lauem Regen,  
Aus Sonnenschein und Tau,  
Verkündest du den Segen  
40 Der zartbesproßten Au.

Von deinem Flügel düftet  
Ein Balsam für den Schmerz;  
Bei seinem Weben küßt  
45 Sich das bekommne Herz.  
Dein Odem hauchet Kräfte  
Verwelktem Glend ein;  
Erstorbne kalte Säfte  
Belebt dein milder Schein.

Du bist es, die dem Kranken  
50 Die Todesqualen stillt;  
Mit wonnigen Gedanken  
Von Zukunft ihn erfüllt;  
In seinen letzten Träumen  
Das Paradies ihm zeigt,  
55 Und unter grünen Bäumen  
Die Lebenschale reicht.

Die du den armen Sklaven  
Im dunkeln Schacht erstreust;  
Von unverdienten Strafen  
60 Erlösung prophezeist;  
Dem im Tyrhenermeere  
Die Last des Ruders hebst,  
Und über der Galeere,  
Wie Frühlingswehen, schwebst;

65 O Göttin! Deine Stimme  
Tönt der Verzweiflung,  
In ihrem tauben Grimme,  
Noch oft Beruhigung.  
Dein holder Blick entwinkelet  
70 Sie gieriger Gefahr.  
Der Todesbecher sinket,  
Der schon am Munde war. --

Und ach! — Verschnähte Liebe  
Bräch' ihren Wanderstab  
75 Getrost entzwei, und grübe  
Sich vor der Zeit ihr Grab.  
Doch du hebst ihr im Leiden  
Das schlaffe Haupt empor,  
Und spiegelst ihr die Freuden  
80 Erhellter Zukunft vor.

Das hat mein Herz erfahren! —  
Schon lange wäre wohl  
Von meinen Trauerjahren  
85 Die kleine Summe voll;  
Dem Kummer hingegeben,  
Brach mir bereits der Blick;  
Du locktest mich ins Leben  
Mit Schmeichelei zurück. —

„Vielleicht, daß deiner Zähren  
90 Die Letzte bald verschleicht.  
Wie lange wird es währen,  
So hauchest du vielleicht  
Den Seufzer ihr entgegen,  
Dem Lieb' und Glück verliehn,  
95 Die Harte zu bewegen,  
Die unempfindlich schien.

Und blieb' ihr Herz hienieden  
Auch immer unerweicht;  
So ist sie dir beschieden  
100 Im Himmel noch vielleicht;  
Im Himmelreich, wo Liebe  
Die Seelen all' erfüllt,  
Und jede Brust die Triebe  
Der andern Brust vergilt.

105 Wann, sonder Erdenmängel,  
Dein Reiz in Fülle blüht,  
Und Nimmt holder Engel  
Dir aus dem Auge sieht;  
110 Wann sich zur Engelseele  
Die deinige verschönt,  
Und himmlisch deine Kehle  
Zur Himmelscharfe tönt:

Dann, süßer Lohn der Treue!  
115 Beschleicht die leere Brust  
Erbarmen oder Reue,  
Voll reiner Liebeslust.  
In Edens schönster Laube  
Beseligt sie dich.“ —  
120 O Paradiesglaube,  
Erhalt' und stärke mich!

#### Herr Bacchus.

Herr Bacchus ist ein braver Mann,  
Das kann ich euch versichern;  
Mehr, als Apoll, der Leiermann,  
Mit seinen Notenbüchern.

Des Armen ganzer Reichtum ist  
Der Klingklang seiner Leier,  
Von der er prahlet, wie ihr wißt,  
Sie sei entsehrlich teuer.

10 Doch borgt ihm auf sein Instrument  
Kein Kluger einen Heller.  
Denn frohere Musik ertönt  
Aus Vater Evans Keller.

15 Obgleich Apollo sich voran  
Mit seiner Dichtkunst blähet:  
So ist doch Bacchus auch ein Mann,  
Der seinen Vers versteht.

20 Wie mag am waldigen Parnas  
Wohl sein Distant gefallen?  
Hier sollte Bacchus Kantorbass  
Fürwahr weit besser schallen.

Auf, laßt uns ihn für den Apoll  
Zum Dichtergott erbitten!  
Denn er ist gar vortrefflich wohl  
Bei großen Herrn gelitten.

25 Apoll muß tief gebückt und krumm  
In Fürstensäle schleichen;  
Allein mit Bacchus gehn sie um,  
Als wie mit ihres gleichen.

30 Dann wollen wir auf den Parnas,  
Vor allen andern Dingen,  
Das große Heidelberger Faß  
Voll Nierensteiner bringen.

35 Statt Lorbeerbäume wollen wir  
Dort Nebenstöcke pflanzen,  
Und rings um volle Tonnen, schier  
Wie die Bacchauten tanzen.

40 Man lebte so nach altem Brauch  
Bisher dort allzunüchtern.  
D'rinn blieben die neun Jungfern auch  
Von je und je so schüchtern.

45 Ha! zapften sie sich ihren Trank  
Aus Bacchus Kettartommen,  
Sie jagten Blödigkeit und Zwang  
Ins Kloster zu den Nonnen.

50 Fürwahr! sie ließen nicht mit Müß'  
Zur kleinsten Gunst sich zwingen,  
Und ungerufen würden sie  
Uns in die Arme springen.

#### Gabriele.

O wie schön ist Gabriele,  
O wie schön, an Seel' und Leib!  
5 Ditters ahndet meiner Seele,  
Diese sei kein Erdenweib.  
Fast verklärt, wie Himmelsbräute,  
Ist sie schlaflos ganz und gar.  
Heiliger und schöner war  
Nur die Hochgebenedeite,  
Die den Heiland uns gebat.

## Amors Pfeil.

Amors Pfeil hat Widerspißen.  
 Wen er traf, der lass' ihn sitzen,  
 Und erdulde' ein wenig Schmerz!  
 Wer geprüften Mat verachtet,  
 Und ihn auszureißen trachtet,  
 Der zerfleischt ganz sein Herz.

## Der Liebesdichter.

Ich will das Herz mein Leben lang  
 Der Lieb' und Schönheit weihen,  
 Und meinen leichtest Volksgefang  
 Der Liebe Schmeichelseien.

Denn wahrlich keines Lobes Ton,  
 In aller Welt, gewähret  
 Dem Säng'er einen süßern Lohn,  
 Als wenn er Schönheit ehret.

Wohl an, o Laute, werde dann  
 Der Schönen, die gesellig  
 Und freundlich ist, und danken kann,  
 Durch Lied und Lob gefällig!

Dein Schmeicheln mildert die Natur.  
 Schon lassen Schäferinnen  
 Sich hie und da, auf deutscher Flur,  
 Durch Lied und Lob gewinnen.

Du sollst noch manche Sommernacht,  
 Vor stillen Schäferhütten,  
 Das Mädchen, welches lauschend wacht,  
 Von mir zu träumen bitten.

Mir danket dann ihr Morgengruß,  
 Ihr liebevolles Nicken,  
 Ihr wunniglicher, warmer Kuß,  
 Ihr sanftes Händedrücken.

Erwerben werd' ich reiches Gut  
 An kleinen Herzensspändern;  
 Und prangen wird mein Stab und Hut  
 Mit Rosen und mit Bändern.

Bei Spiel und Tanze werden mir  
 Die Schönsten immer winken;  
 Und, die ich jodre, werden schier  
 Sich mehr als Andre dünken.

Geliebt, geehrt, bis an mein Ziel,  
 Von einer Flur zur andern,  
 Wird' ich mit meinem Saitenspiel,  
 Herbeigerufen, wandern.

Und, wann ich längst gestorben bin,  
 Und unter Ulmen schlafe,  
 So weidet gern die Schäferin  
 Noch um mein Grab die Schafe;

Lehnt wankend sich auf ihren Stab,  
 Und senkt, voll heller Thränen,  
 Den sanften Blick zu mir herab,  
 Und klagt in weichen Tönen:

„Du, der so süße Lieder schuf,  
 So himmelsüße Lieder!  
 O weckte dich mein lauter Ruf  
 Aus deinem Grabe wieder!“

Du würdest mich, nach deinem Brauch,  
 Gewiß ein wenig preisen.  
 Dann hätt' ich doch bei Schwestern auch  
 Ein Liedchen aufzuweisen.

Dein Schmeichelliedchen säng' ich dann,  
 Sollt' auch die Mutter schelten.  
 O lieber, lieber Leiermann,  
 Wir wollt' ich's dir vergelten!“

Dann wird mein Geist, wie Sommerlust,  
 Aus seiner Ulme Zweigen,  
 Zu ihr hernunter auf die Grust,  
 Sie anzuwehen, steigen;

Wird durch des Wiesenbaches Rohr,  
 Und Blätter, die sich kränkeln,  
 Ein Lied in ihr entzücktes Ohr  
 Zu ihrem Lobe sänseln.



## An Agathe.

Nach einem Gespräche über ihre irdischen Leiden und Aussichten in die Ewigkeit.

Mit dem naßgeweinten Schleier  
Lösch' ich meine Thränen aus;  
Und mein Auge schauet freier  
über Zeit und Grab hinaus.

Geist erhabner Prophezeiung,  
Gottes Geist erleuchtet mich!  
Lebensodem zur Erneuerung  
Weht gewiß auch über mich.

Jedes Drangsal dieses Lebens,  
So dein weiches Herz gedrückt,  
Zeuget, daß du nicht vergebens  
Oft nach Trost hinaus geblickt.

Nein! Nicht schwelgendem Gewürme  
Ewig überlassner Raub,  
Noch ein Spiel der Erdenstürme  
Bleibet guter Herzen Staub.

Nein! In diese Wüsteneien  
Sind wir ewig nicht gebannt.  
Keine Zähre darf uns reuen;  
Denn sie fiel in Gottes Hand.

Was auf diese dürrn Auen  
Von der Unschuld Thränen fällt,  
Wird gesammelt, zu betauen  
Die Gefilde jener Welt;

Die Gefilde, wo vom Schnitter  
Nie der Schweiß der Mühe raun,  
Deren Äther kein Gewitter  
Und kein Nebel trüben kann.

Senfzer, deines Grames Zeugen,  
Werden auf gen Himmel gehn,  
Werden einst von Palmenzweigen  
Kühlung dir herunter wehn.

Von dem Schweiß deiner Mühen,  
Der hier Undankbaren quillt,  
Werden dort einst Blumen blühen,  
Wie sie hier kein Leuz enthüllt.

Wann Verfolgung ihren Köcher  
Endlich auf dich ausgeleert;  
Wann dein Gold sich, vor dem Schwächer  
Seines Glanzes, rein bewährt;

Und, zur Erntezeit der Saaten,  
Da das Korn geworfelt wird,  
Ausgestreuter Edeltthaten  
Keine Frucht im Siebe schwirrt. —

Heil der schönsten schöner Stunden,  
Die sich um dein Leben drehn,  
Welche dich, vom Zwang' entbunden,  
Zu der Freiheit wird erhöhn! —

Zeuch mich dir, geliebte Fromme,  
An der Liebe Banden nach!  
Daß auch ich zu Engeln komme,  
Zeuch, du Engel, dir mich nach!

Mich begleite jede Wahrheit,  
Die du schmeichelnd mir vermählt,  
Zu dem Urquell aller Klarheit,  
Wo kein Reiz sich mehr verhehlt!

## Danklied.

Allgütiger, mein Hochgesang  
Frohlocke dir mein Leben lang!  
Dein Name sei gebenedeit,  
Von nun an bis in Ewigkeit!

O Gott! An meiner Mira Brust  
Durchschauert mich die fromme Lust.  
Den du erschuffst, der Traube Saft,  
Gibst meinem Liebe Schwung und Kraft.

Im Wonnetaumel thut mein Mund,  
Du Geber, deine Gaben kund!  
Ruß, Freudenmahl und Becherklang  
Entweihen keinen frommen Sang. —

Dies süße Mädchen, welches mir  
Den Himmel küßet, danket dir,  
Dir dankt es feurig mein Gesang!  
Wie meine Liebe flammt mein Dank.

Die Tenne zollt mir ihre Gift;  
 Mir zinsen Garten, Forst und Trift;  
 Von mancher edlen Kelter fließt  
 Für mich der Traube Feuergeißt.

Auf Rebenbergen, fern und nah,  
 Am hohen Kap, zu Mallaga,  
 Zu Hochheim, Cypern und Burgund  
 Troß Nektar schon für meinen Mund.

Auch mir führt, unter Tausenden,  
 Das reiche Schiff aus Indien  
 Gewürz und edle Spezerei  
 Und Saba's Bohnen mit herbei. —

Wer zählt die Gaben alle? Wer?  
 Zählt jemand auch den Sand am Meer?  
 Wer ist, der an dem Firmament  
 Die Summe der Gestirne nennt? —

Von dieser Unzahl weg den Blick!  
 Zurück, mein Geist, in dich zurück!  
 In diesem engumhränkten Bau,  
 Gott, welcher Gaben Wunderschau!

Du flößest Geist den Nerven ein,  
 Mit Kraft erfüllst du mein Gebein,  
 Strömst in die Adern reines Blut,  
 Und in die Brust gesunden Mut.

Ich fühle deinen schönen Mai,  
 Und Philomelens Melodei,  
 Des Sommers wollustvolle Luft,  
 Der Blume Farbenglanz und Duft.

Vor Tausenden gab deine Günst  
 Des Liebes und der Harfe Kunst  
 In meine Kehle, meine Hand;  
 Und nicht zur Schande für mein Land!

Daß meine Phantasei, voll Kraft,  
 Vernichtet Welten, Welten schafft,  
 Und höllenab, und himmelan,  
 Sich senken und erheben kann;

Daß meines Geistes Auge hell  
 Der Dinge Wirrwarr, leicht und schnell,  
 Wie nicht ein jeder Erdenmann,  
 Durchspähen und entwickeln kann;

Daß ich, von freiem Biederzinn,  
 Kein Bube nimmer war und bin,  
 Nie werden kann mein Leben lang,  
 Durch Schmeicheleien oder Zwang:

Des freuet meine Seele sich,  
 Und meine Lippe preiset dich!  
 Dein Name sei gebenedeit,  
 Von nun an bis in Ewigkeit!

#### Winterlied.

Der Winter hat mit kalter Hand  
 Die Pappel abgelaubt,  
 Und hat das grüne Maigewand  
 Der armen Flur geraubt;  
 Hat Blümchen, blau und rot und weiß,  
 Begraben unter Schnee und Eis.

Doch, liebe Blümchen, hoffet nicht  
 Von mir ein Sterbelied.  
 Ich weiß ein holdes Angeficht,  
 Worauf ihr alle blüht.  
 Blau ist des Augensterne's Rund,  
 Die Stirne weiß, und rot der Mund.

Was kümmert mich die Nachtigall,  
 Im aufgeblühten Hain?  
 Mein Liebchen triffert hundertmal  
 So süß und silberrein;  
 Ihr Atem ist, wie Frühlingsluft,  
 Erfüllt mit Hyazinthenduft.

Voll für den Mund, und würzereich,  
 Und allerfrischend ist,  
 Der purpurroten Erdbeer' gleich,  
 Der Kuß, den sie mir küßt. —  
 O Mai, was frag' ich viel nach dir?  
 Der Frühling lebt und webt in ihr.

## Bei dem Grabe meines guten Großvaters Jakob Philipp Bauer's.

Ruhe, süße Ruhe schwebe  
Friedlich über dieser Gruft!  
Niemand spotte dieser Asche,  
Die ich jetzt mit Thränen wasche,  
Und kein Fluch erschütt're diese Luft!

Dem dem Frommen, der hier schlummert,  
Galt der Wert der Redlichkeit. —  
Was vordem, in goldnen Jahren,  
Deutsche Biedermänner waren,  
War er den Genossen seiner Zeit. —

Dieser Biederseele Flecken  
Nütze keine Lästerung!  
Denn was Flecken war, vermodert;  
Nur der Himmelsfunken lodert  
Einft, geläutert, zur Verherrlichung. —

Ach! Er war mein treuer Pfleger,  
Von dem Wiegenalter an.  
Was ich bin, und was ich habe,  
Gab der Mann in diesem Grabe,  
Alles dank' ich dir, du guter Mann! —

Ruhe, süße Ruhe schwebe  
Friedlich über dieser Gruft!  
Bis der himmlische Belohner  
Ihren ehrlichen Bewohner,  
Seine Krone zu empfangen, ruft.

## Das Lob Helenens.

Am Tage ihrer Vermählung.

O Bräutigam, welsch' eine Braut  
Wird deinem Arm' zur Beute!  
Bei meiner Leier schwör' ich's laut:  
Die Krone schöner Bräute!

Wer zweifelt, wandre hin und her,  
Rings um die alten Gleichen!  
Kein schön'res Fräulein findet er,  
In allen Königreichen. —

Ihr Blick verheißt ein Paradies:  
Die Wang' ist Morgenröthe;  
Und ihre Stimme tönt so süß,  
Wie König Friedrichs Flöte.

Noch mehr! Des Dichters Phantasei  
Berrät es seiner Leier,  
Daß ihre Lippe süßer sei,  
Als Honig und Tofaier.

Ihr schlanker Wuchs — Doch wie vermag  
Ich jeden Reiz zu singen?  
Raum reicht' ein langer Sommertag,  
Ihr Loblied zu vollbringen.

Sie weidhet nicht in Griechenland  
Der schönen Namensschwester;  
Doch hält ihr Herz das goldne Band  
Der Liebesträn' weit fester. —

Sie hätten in der Wunderzeit  
Der Riesen und der Mohren,  
Die Paladine weit und breit  
Zur Dame sich erkoren.

Ihr Name hätt' im Feldpanier  
Den Rittern Mut geschimmert,  
Und Schild' und Lanzen im Turnier  
Zu tausenden zertrümmert.

Wär' sie geboren auf der Flur,  
In jenen goldnen Jahren,  
Als ritterliche Lanzen nur  
Noch Hirtenstäbe waren:

So hätt' um sie, in Flur und Hain,  
Ein jedes Lied geworben.  
Wohl mancher wär' in Liebespein,  
Nach Schäferart gestorben. —

Sieh, solche Braut zieht deine Hand  
Hinweg aus unsern Blicken.  
Wie neiden wir das fremde Land,  
Das Helena soll schmücken!

45 Ach! welche Nachbarin erjehet  
 Sie unsern Nachbarsöhnen?  
 Und welche wird die Reigen jetzt,  
 Wie Helena, verschöner?

50 Du müßtest wohl mit blankem Speer  
 O Mann, sie erst erwerben,  
 Und billig schäferlich vorher  
 Ein paarmal für sie sterben! —

55 Doch wirst du künftig, ohne Leid,  
 Sie auf den Händen tragen,  
 Und inunter, nach Verdienst, wie heut,  
 Ihr Königwörtchen sagen:

60 So sei es d'rum! Wir lassen sie  
 In Frieden unsertwegen.  
 Die Liebe segne dich und sie,  
 Mit ihrem besten Segen!

---

### Minnesold.

5 Wenn der Minne Dienst gelinget,  
 O wie hoch wird der belohnt!  
 Keinen bessern Lohn erringet,  
 Wer dem größten Kaiser front.  
 5 Denn, mit Scepter, Kron' und Gold,  
 Front er selbst um Minnesold.

10 Was sind Gold und Edelsteine?  
 Was des Mogols Perlenpracht?  
 Minnesold ist doch alleine,  
 Was auch reich die Herzen macht.  
 Perlen, Edelstein und Gold  
 Nähm' ich nicht für Minnesold.

15 Minnesold läßt Amt und Ehren,  
 Goldnen Sporn und Ritterichlag,  
 Läßet ohne Reid entbehren,  
 Was der Kaiser geben mag.  
 Ehre lacht nicht halb so hold,  
 Als der Minne Freudenold.

20 Nimmer, nimmermehr hienieden  
 Fänd' ich süßeren Genieß.  
 Süßeres ist nur beschieden  
 Seligen im Paradies.  
 Süß ist, was die Biene zollt;  
 Süßer dennoch Minnesold.

25 Minnesold ist aller Freuden,  
 Aller Freuden Fünftelsaft;  
 Minnesold hat aller Leiden,  
 Aller Leiden Heilungskraft.  
 30 Was der Balsamtaud' entrollt,  
 Heilet nicht, wie Minnesold.

35 Minnesold lehrt frei verachten  
 Aller Fährlichkeiten Not,  
 Flammen, Wasserfluten, Schlachten,  
 Lehrt verschmähen jeden Tod.  
 Stürb' ich nicht für Ehr' und Gold,  
 Stürb' ich doch für Minnesold.

40 Auszuspenden alle Habe,  
 Zu verbluten mit Geduld,  
 Wär' ein Schärfllein Armengabe,  
 Für der Minne Dank und Huld.  
 Den Verlust von Gut und Blut  
 Macht der Sold der Minne gut.

45 O, so will ich immer harren,  
 Immerdar, mit stetem Mut;  
 Im Dezemberfroßt erstarren,  
 Schmachten in des Heumonds Blut.  
 Denn das alles lohnt der Sold,  
 Den getreue Minne zollt.

---

### An Themiren.

Travestiert nach dem Horaz.

Ach, würden falsche Schwüre  
 Durch Zeichen an dir kund!  
 Verfärbte sich, Themire,  
 Dein frevelhafter Mund!

5 O, daß ein Zahn sich schwärzte,  
 Meineidige! daß nur  
 Ein Fingerchen dir schmerzte,  
 Das sich erhob zum Schwur!

10 So glaubt' ich, Götter hielten  
 Noch was auf Treu' und Pflicht,  
 Und falsche Mädchen spielten  
 Mit teuern Eiden nicht. —

15 Doch deinen Reiz erheben  
 Verbrechen nur noch mehr;  
 Und immer dichter schweben  
 Verehrer um dich her.

20 Frau Venus und ihr Wölflchen  
 Läßt fünf gerade sein.  
 Von Unmut nicht ein Wölflchen  
 Hüßt ihre Stirnen ein.

Per Dio! Was noch schlimmer  
 Dein Flatterfuss ergöht  
 Den Schadenfroß, der immer  
 An heißen Pfeilen weht.

25 Daher in allen Schulen  
 Befiedert täglich sich  
 Ein Heer von jungen Buhlen,  
 Und insgesammt für dich.

30 Die kommen dann, und zollen  
 Dir Huldigung und Pflicht.  
 Die Alten aber trollen  
 Deswegen sich noch nicht.

35 Und Alt und Jung umschwärmet  
 Nun, wie beheizt, dein Haus.  
 Man baget sich, man lärmet = = =  
 Ach! wo will das hinaus? —

40 Dich scheut, des Söhnchens wegen,  
 Die zärtliche Mama;  
 Und, seines Beutels wegen,  
 Der geizige Papa.

Du ängstigst junge Frauen:  
 Es möchte deinen Wert  
 Ein Tröpfchen Günst betauen,  
 Das ihnen zugehört.

### Die beiden Liebenden.

Ein Andrer werb' um Ehr' und Gold!  
 Ich werb' um Liebe bei Selunden.  
 Mich kann allein ihr süßer Sold  
 An allgetreue Dienste binden.  
 Das Glück läßt manchen Ehrenmann  
 In seinem Dienst' umsonst verderben.  
 Allein bei treuer Liebe kann  
 Der Hirt auch sichern Sold erwerben.

10 Ich bin kein großer reicher Herr,  
 Und sie ist keine hohe Dame.  
 Dagegen klingt viel reizender  
 Ein kurzer schäferlicher Name.  
 Dagegen Herzen wir uns frei,  
 Sind sicher vor Verrätertücken,  
 Auch schielet keine Spötereie,  
 Wann wir uns Knie und Hände drücken.

20 Der Brunk der hochstaffierten Kunst,  
 Selbst die Natur im Feierkleide,  
 Berauben nie sie meiner Günst,  
 Denn sie beschämt an Reizen beide.  
 Das tausendstimmige Konzert  
 Der Lerchen und der Nachtigallen  
 Ist mir kaum halb so lieb und wert,  
 Wann ihre Sostotrilker schallen.

25 Im Denken ist sie Pallas ganz,  
 Und Juno ganz am edlen Gange,  
 Terpsichore beim Freundentanz',  
 Euterpe weidet sie im Sange;  
 Ihr weicht Aglaja, wann sie lacht,  
 Melpomene bei sanfter Klage,  
 Die Wollust ist sie in der Nacht,  
 Die holde Sittsamkeit bei Tage.

Des Morgens, welch ein Malerbild!  
 Wälzt sie hervor in leichtem Kleide,  
 35 Noch ungeschmürt, und halb verhüllt  
 Nur in ein Mäntelchen von Seide.  
 Entringelt auf die Schulter sinkt  
 Die Hälfte goldner Locken nieder.  
 40 Wie dann ihr rasches Auge blinkt,  
 So blinkt das Licht aus Quellen wieder.

Natur und Einfalt helfen ihr,  
 An ihrem kleinen Morgentischchen.  
 Des Busens und des Hauptes Zier  
 45 Sind Ros' und Myrt' in einem Büschchen.  
 Zu ihren Wangen wurde nie  
 Ein Pinsel in Karmin getaucht;  
 Und doch, wie Rosen, blühen sie,  
 Von Frühlingsodem aufgehanchet.

Wann sie an ihrem Tischchen sitzt,  
 50 So werd' ich scherzend hingewinket:  
 „Komm, schmücke selbst dein Mädchen ist,  
 Wie deiner Laun' am besten dünket!“  
 Und mich beflügelt ihr Gebot,  
 Sie unvermutet zu umfassen.  
 55 Dann schminkt mit hohem Morgeurot  
 Mein Ruß die jugendlichen Wangen.

Ihr Haar im Nacken reizet mich  
 Zu hundert kleinen Thorenspielen.  
 60 Fast nimmer müde läßt es sich  
 In diesen seidnen Locken wühlen.  
 Sie äugelt nach dem Spiegel hin,  
 Belauschet meine Neckereien;  
 Sie schilt, daß ich ein Tändler bin,  
 Und freut sich doch der Tändeleien.

D'rauf leg' ich ihr die Schnürbrust an.  
 65 Vor Wonne beben mir die Hände.  
 Daß Wand zerreißt, so oft es kann,  
 Damit die Arbeit später ende.  
 Wie stink' bin ich nicht stets bereit,  
 70 So liebe Dienste zu verrichten!  
 Doch stinker noch, zur Abendzeit,  
 Daß Werk des Morgens zu zernichten.

Nun schlinget meine kühne Hand —  
 O Liebe, Liebe, welche Gnade! —  
 75 Ein sanftgeflamntes Rosenband  
 Ihr zierlich zwischen Knie und Wade.  
 Wie mir das Blut zu Herzen stürzt!  
 Nicht schöner wies sie Italante,  
 80 Da sie um's Jawort, hochgeschürzt,  
 Mit ihren Freiern netterannte.

Nun schwebt die Grazie vor mir,  
 Schlägt mit den Silberfüßchen Triller,  
 Und tanzet hin an das Klavier,  
 Und singt ein Lied, nach Weiß, von Miller.  
 85 Mit welcher Wollustfülle schwellt  
 Mein Herz der Zauber ihrer Kehle!  
 Hinweg, aus aller Gotteswelt,  
 Gen Himmel singt sie meine Seele!

Der Morgen eilt, man weiß nicht wie.  
 90 Zur Mahlzeit ruft die Küchenschelle.  
 Ihr gegen über, Knie an Knie,  
 Und Fuß an Fuß, ist meine Stelle.  
 Hier treiben wir's, wie froh und frei!  
 Uns sesselt kein verwünschter Dritter.  
 95 Die beste Fürstenschmauserei  
 Ist gegen solch ein Schmäuschen bitter.

Selinde schenkt mir Nektar ein.  
 Erst aber muß sie selber nippen.  
 100 Hierauf kredenzt sie den Wein,  
 Mit ihren süßen Purpurlippen.  
 Der Pfirsich, dessen zarten Flaum  
 Ihr reiner Perlenzahn verwundet,  
 Wie lüftern macht er Zung' und Gaum!  
 Wie süß mir dieser Pfirsich mündet!

Nach Tische läßt auf ihrer Brust  
 105 Mein hingefunknes Haupt sich wiegen.  
 Von Wein berauschet und von Lust,  
 Will schier die Sprache mir versiegen.  
 Ein volles Herz gibt wenig Klang;  
 110 Das leere klingt aus allen Tönen.  
 Sie fühlet dennoch seinen Drang;  
 Und ach! versteht sein stummes Sehnen.

115 Jetzt wird der Holden bang' um's Herz.  
Ein Mädchen ist ein banges Wesen.  
Sie reichet mir, aus losem Scherz,  
Verwirrten Zwiun, ihn aufzulösen.  
Zwar findet sie mich ungeschickt,  
120 Doch sucht sie mich nur hinzuleiern.  
O List! Indem sie her sich bückt,  
Muß sich ihr Busen selbst entschleiern.

Ein schlauer Blick wird hingefandt;  
Allein der Dieb läßt sich betreten.  
Ein Streich von ihrer weichen Hand  
125 Rächt auf der Stell' ihr Schamerröten.  
Dann rückt sie weg und spricht nicht mehr;  
Bedeckt ihr Auge; macht die Blinde;  
Lauscht aber durch die Finger her:  
Wie ich die Kränkung wohl empfinde?

Dann spiel' ich einen Augenblick,  
130 Doch nur verstellst, den Tiefbetrübten;  
Und sie, o Wonne! springt zurück,  
Versöhnt sich mit dem Vielgeliebten,  
Umhalset ihn, weiß nicht genug  
Mit süßen Namen ihn zu nennen,  
135 Und Mund und Wange, die sie schlug,  
Fühlt er von tausend Küßsen brennen.

Wohl hundert Lannen, kraus und hold,  
140 Umflattern täglich meine Traute.  
Bald singt und lacht, bald weint und schmolzt,  
Bald kimpert sie auf ihrer Laute,  
Tanzt hin und wieder, blitzgeschwind,  
Bringt bald ein Büchelchen, bald Karten,  
Bald streut sie alles in den Wind,  
Und eilt hinunter in den Garten.

145 Ich hinterher, ereile sie  
Zu einer sichern stillen Grotte.  
Freund Amor treibt, sie weiß nicht wie,  
Sie tief ins Dunkel. Dank dem Gotte!  
Sie bebt, von meinem Arm' umstrickt.  
150 Mein Kuß erstickt ihr letztes Lallen.  
Sie sinkt. Ich halte sie entzückt,  
Und — halt! — und lasse sie nicht fallen.

### Das vergnügte Leben.

Der Geist muß denken. Ohne Denken gleicht  
Der Mensch dem Ochz- und Gelein im Stalle.  
Sein Herz muß lieben. Ohne Liebe schleicht  
Sein Leben matt und lahm, nach Adams Falle.

5 Ein Kranz umkränz' ihn, ohne Drang und Zwang,  
Ein Kranz von klugen nur nicht stolzen Leuten,  
Die sich auf Wis verstehn und Schnurrigkeiten;  
Denn sonst währt mancher Abend gar zu lang.

10 Dabei ist's eine himmlisch schöne Sache  
Um Einen rechten braven Herzensfreund,  
Der, ist man fröhlich, wacker mit uns lache,  
Und ehrlich weine, so man selber weint.

Der Abend muß ein Leckermahl bescheren;  
15 Ein Mahl, erheitert durch Gespräch und Wein.  
Da mag das Herz voll guter Dinge sein;  
Nur muß der Kopf des Kaufsches sich erwehren.

20 Was für ein Wunsch zu guter Nacht sich schießt,  
Das brauch' ich nicht erst lang und breit zu sagen.  
Ein Weibchen muß man mit zu Bette tragen,  
Das jede Nacht, wie eine Braut, entzückt.

Sagt, Freunde, schlendert nicht ein solches Leben,  
Gar artig und gemächlich seinen Gang?  
Seit mir die Lieb' Amalien gegeben,  
Besitz' ich alles, was ich eben sang.

### Der Bauer.

An seinen Durchlauchtigen Tyrannen.

Wer bist du, Fürst, daß ohne Scheu  
Berrollen mich dein Wagenrad,  
Zerschlagen darf dein Roß?

Wer bist du, Fürst, daß in mein Fleisch  
Dein Freund, dein Jagdhund, ungebläut  
Darf Klau' und Rachen hau'n?

Wer bist du, daß, durch Saat und Forst,  
Das Hurra deiner Jagd mich treibt,  
Entatmet, wie das Wild? —

10 Die Saat, so deine Jagd zertritt,  
Was Roß, und Hund, und Du verschlingst,  
Das Brot, du Fürst, ist mein.

Du Fürst hast nicht, bei Egg' und Pflug,  
Hast nicht den Erntetag durchschwist.  
15 Mein, mein ist Fleiß und Brot! —

Ha! du wärst Obrigkeit von Gott?  
Gott spendet Segen aus; du raubst!  
Du nicht von Gott, Tyrann!

#### Abendphantasie eines Liebenden.

In weiche Ruh' hinabgesunken,  
Unaufgestört von Harm und Not,  
Vom süßen Labebecher trunken,  
Den ihr der Gott des Schlummers bot,  
5 Noch sanft umhüllt vom Abendliede  
Der Nachtigall, im Flötenton,  
Schläft meine Herzens-Adonide  
Nun ihr behäglich Schläfchen schon.

10 Wohlauf, mein liebender Gedanke,  
Wohlauf zu ihrem Lager hin!  
Umwebe, gleich der Epheuranke,  
Die engelholde Schläferin!  
Geneuß der überfüßen Fülle  
15 Vollkommner Erdenjeligkeit,  
Wobon zu kosten noch ihr Wille,  
Und ewig ach! vielleicht, verbeut! —

Ahi! Was hör' ich? — Das Gesäusel  
Von ihres Schlummers Odenzug!  
So leise wallt durch das Gesträusel  
20 Des jungen Laubes, Zephyrs Flug.  
Darunter mischt sich ein Gestöhne,  
Das Wollust ihr vom Busen löst,  
Wie Bienenfang und Schilfgetöne,  
Wann Abendwind dazwischen bläst.

25 O, wie so schön dahin gegossen,  
Umleuchtet sie des Mondes Licht!  
Die Blumen der Gesundheit sprossen  
Auf ihrem wonnigen Gesicht.  
Ihr Lenzgeruch wallt mir entgegen,  
30 Süß, wie bei stiller Abendluft,  
Nach einem milden Sprühregen,  
Der Moschushyacinthe Duft.

Mein ganzes Paradies steht offen.  
Die öffnen Arme, sonder Zwang,  
35 Was lassen sie wohl anders hoffen,  
Als herzenswilligen Empfang?  
Dit spannt und hebt sie das Entzücken,  
Als sollten sie jetzt ungesäumt  
Den himmelstroschen Mann umstricken,  
40 Den sie an ihrem Busen träumt. —

Nun kehre wieder! Nun entwanke  
Dem Wonnebett! Du hast genug!  
Sonst wirst du trunken, mein Gedanke,  
5 Sonst lähmt der Taumel deinen Flug.  
Du loderst auf in Durstesflammen! —  
Ha! wirf ins Meer der Wonne dich!  
Schlagt, Wellen, über mir zusammen!  
Ich brenne! brenne! kühlet mich!

#### Seufzer eines Ungeliebten.

Hast du nicht Liebe zugemessen  
Dem Leben jeder Kreatur?  
Warum bin ich allein vergessen,  
Auch meine Mutter du! Natur?

5 Wo lebte wohl in Forst und Hürde,  
Und wo in Luft und Meer ein Tier,  
Das nimmermehr geliebet würde? —  
Geliebt wird alles außer mir!

10 Wenn gleich in Hain und Wiesenmatten  
Sich Baum und Staube, Moos und Kraut  
Durch Lieb' und Gegenliebe gatten;  
Vermählt sich mir doch keine Braut.



Mir wächst vom süßesten der Triebe  
 Wie Honigrucht zur Lust heran.  
 Denn ach! mir mangelt Gegenliebe,  
 Die Eine nur gewähren kann.

### Gegenliebe.

Wüßt' ich, wüßt' ich, daß du mich  
 Lieb und wert ein bißchen hieltest,  
 Und von dem, was ich für dich,  
 Nur ein Hundertteilchen fühltest;

Daß dein Dank hübsch meinem Gruß  
 Halben Wegs entgegen käme,  
 Und dein Mund den Wechselkuß  
 Gerne gäb' und wiedernähme:

Dann, o Himmel, außer sich,  
 Würde ganz mein Herz zerfodern!  
 Leib und Leben könnt' ich dich  
 Nicht vergebens lassen fodern! —

Gegengunst erhöht Günst,  
 Liebe nähret Gegenliebe,  
 Und entflammt zur Feuerzbrunst,  
 Was ein Aschenfünkchen bleibe.

### An die Nymphe des Regenborns.

Neig' aus deines Vaters Halle,  
 Felsentochter, mir dein Ohr!  
 Hell im Schimmer der Krystalle,  
 Hell im Silberschleier, walle,  
 Keine Nymphe, walt' hervor!

Übern jauchzet die Mänade  
 Huldigung bei Zymbelklang.  
 Dir nur, glänzende Najade,  
 Deiner Urne, deinem Bade  
 Weihte keiner Hochgefang? —

Wohl, ich weih' ihn! Wo der Zecher,  
 Der des Preisens spotten soll?  
 Ha! Wo ist er? Ich bin Rächer!  
 Fleuch! Mein Vogen tönt! Mein Köcher  
 Raffelt goldner Pfeile voll!

Hier, wie aus der Traube, quillet  
 Geist und Leben, frisch und rein,  
 Leben, das den Hirten füllet,  
 Das den Durst der Herde stillt,  
 Welches Wiese trinkt und Hain.

Horch! Es rauscht im Felsenhaine,  
 Woget auf der Wies' entlang,  
 Leckt im Widder auf dem Raine,  
 Schauert durch das Mark der Beine,  
 Kühlt des Wandrers heißen Gang.

Saugt aus Wein der Alee fein Leben,  
 Wohlgeruch und Honigsaft? —  
 Kraut und Blumen, selbst die Neben  
 Danken dir, o Mais, Leben,  
 Würze, Süßigkeit und Kraft.

Lebensfülle, Kraft und Streben  
 Trank auch ich schon oft bei dir.  
 Drob sei auch von nun an Leben  
 Und Unsterblichkeit gegeben  
 Deinem Namen für und für.

### Die Menagerie der Götter.

Wie hier an Affen, Papagei'n,  
 An Katadn und Raben  
 Hofherrn und Damen insgemein  
 Ihr träges Mütchen laben:

So hegt auch mancher Gott sein Tier,  
 Selbst in der Himmelsstube.  
 Zeus dahlt mit seinem Adler schier,  
 Wie ein Quintanerbube.

Der darf in Kabinett und Saal,  
 Auf Stuhl und Tafel springen,  
 Und fed ein ganzes Göttermahl  
 Ambrosia verschlingen.

Allein, wer so viel frißt, der muß,  
 Mit Gnußt! auch viel hoßieren.  
 D'rum möchte Juno, voll Verdruß,  
 Ihn oft den Steiß verschüüren.

Dagegen kann ihr Pfauenpaar  
 Sie desto baß erfreuen;  
 Doch schmälet Zeus, und dies ist wahr,  
 Daß sie abscheulich schreien.

Mit Täubchen kürzt an ihrem Platz'  
 Sich Cypris die Stunden.  
 Ihr Vor läßt flattern einen Spaß,  
 An langen Zwirn gebunden.

Minerva kömmt durch ihre Gnußt  
 Noch dem Olymp zu statten:  
 Denn ihre Gule fängt mit Kunst  
 Die Himmelsmäuf' und Ratten.

Apoll hält solchen Tand für schwach,  
 Nährt sich vier stolze Schimmel,  
 Und galoppieret, Tag für Tag,  
 Einß durch den weiten Himmel.

Auch, sagt man, hält er einen Schwan,  
 Des wunderbarer Schnabel  
 Troß Rom's Rastraten singen kann;  
 Doch halt' ich dies für Fabel.

Phäus läßt den Wagen gar  
 Von zahmen Tigern führen,  
 Und ohne Sorge vor Gefahr,  
 Sich durch die Welt kutschieren.

Vor Plutons schwarzer Pforte bestt,  
 Der größte Bullenbeißer,  
 Und macht die Qual der Unterwelt,  
 Durch sein Geheul noch heißer. —

Vor allen Tieren, groß und klein,  
 Die sich bei Göttern mästen,  
 Behagt Silenus Gesein  
 Noch meinem Sinn' am besten.

Das ist fürwahr! ein feines Vieh,  
 Von sondrer Zucht und Ehren,  
 Und läßt von vorn und hinten nie  
 Was Unverschämtes hören.

Mit sich und seinem Herrn vergnügt,  
 Geduldig allerwegen,  
 Nimmt es vorlieb, so wie sich's fügt,  
 Mit Marzipan und Schlägen.

Zum Keller weiß es hin und her  
 Den Weg von selbst zu finden;  
 Auch braucht man gar nicht drüber her  
 Den Reiter fest zu binden.

Piano nimmt's den Berg hinan,  
 Piano tritt's bergunter,  
 Und wirft den trunkenen Ehrenmann  
 Kein einzimal herunter.

So einen Esel wünscht' ich mir! —  
 Silen, wirst du einst sterben;  
 So laß mich dies bequeme Tier,  
 Laß, Vater, laß mich's erben!

#### Das neue Leben.

Gia! Wie so wach und froh,  
 Froh und wach sind meine Sinnen!  
 O vor welcher Sonne floh  
 Meines Lebens Nacht von hinnen?  
 Wie so holden Gruß entbot  
 Mir das neue Morgenrot!

Mein erheitertes Gesicht  
 Siehet Paradiese blühen.  
 Welche Töne! Hör' ich nicht  
 Aller Himmel Melodien?  
 O wie süß erfüllt die Luft  
 Edens Amarantenduft!

15 Weingott, bist du mir so nah.  
Mir so nah bei jedem Mahle?  
Füllst du mit Ambrosia  
Und mit Nektar jede Schale?  
Geber der Ambrosia  
Und des Nektars, mir so nah?

20 Liebe, deine Wunderkraft  
Hat mein Leben neu geboren,  
Hat zum Glück der Götterschaft  
Mich hienieden schon erkoren.  
Ohne Wandel! ewig so!  
Ewig jung und ewig froh!

### Trautel.

5 Mein Trautel hält mich für und für  
In festen Liebesbanden;  
Bin immer um und neben ihr;  
Sie läßt mich nicht abhanden.  
Ich darf nicht weiter, als das Band,  
Woran sie mich gebunden.  
Sie gängelt mich an ihrer Hand  
Wohl Tag für Tag zwölf Stunden.

10 Mein Trautel hält mich für und für  
In ihrer stillen Klausen.  
Darf nie zum Tanz', als nur mit ihr.  
Nie ohne sie zum Schmausen.  
Und ich bin gar ein guter Mann,  
Der sie nur sieht und höret,  
15 Und aus den Augen lesen kann,  
Was sie bezieht und wehret.

20 Ich, Trautel, bin wohl recht für dich,  
Und du für mich geboren.  
O Trautel, ohne dich und mich,  
Sind ich und du verloren. —  
Wann einst des Todes Sense klrirt,  
Und mähet mich von hinnen,  
40 Ach! lieber, lieber Gott! Was wird  
Mein Trautel doch beginnen?

### Spinnerlied.

Hurre, hurre, hurre!  
Schnurre, Mädchen, schnurre!  
Trille, Mädchen, lang und fein,  
Trille fein ein Fädlein,  
Mir zum Busenschleier.

5 Hurre, hurre, hurre!  
Schnurre, Mädchen, schnurre!  
Weber, webe zart und fein,  
Webe fein das Schleierlein,  
Mir zur Kirmesfeier

15 Hurre, hurre, hurre!  
Schnurre, Mädchen, schnurre!  
In und außen blank und rein,  
Muß des Mädchens Busen sein,  
Wohl deckt ihn der Schleier.

20 Hurre, hurre, hurre!  
Schnurre, Mädchen, schnurre!  
In und außen blank und rein,  
Fleißig, fromm und sitzsam sein,  
Lodet wackre Freier.

### Ständchen.

Trallhyrum larum höre mich!  
Trallhyrum larum leier!  
Trallhyrum larum das bin ich,  
5 Schön Liebchen, dein Getreuer!  
Schleuß auf den hellen Sonnenschein,  
In deinen zwei Guckängelein!

10 Durch Nacht und Dunkel komm' ich her,  
Zur Stunde der Gespenster.  
Es leuchtet längst kein Lämpchen mehr,  
Durch stiller Hütten Fenster.  
Nichts wachet mehr, was schlafen kann,  
Als ich, und Uhr, und Wetterhahn.

Auf seiner Gattin Busen wiegt  
 Sein müdes Haupt der Gatte;  
 Wohl bei der Henne ruht vergnügt  
 Der Hahn auf seiner Latte;  
 Der Sperling unterm Dache sitzt  
 Bei der geliebten Sie anitzt.

Wann, o wann ist auch mir erlaubt!  
 Daß ich zu dir mich füge?  
 Daß ich in süße Ruh' mein Haupt  
 Auf deinem Busen wiege?  
 O Priesterhand, wann führest du  
 Mich meiner Herzgeliebten zu?

Wie wollt' ich dann herzlichlich,  
 So lieb, so lieb dich haben!  
 Wie wollt' ich, o wie wollt' ich mich  
 In deinen Armen laben!  
 Geduld! die Zeit schleicht auch herbei.  
 Ach, Trautchen, bleib mir nur getreu!

Nun Irum Iarum gute Nacht!  
 Gott mag dein Herz bewahren! —  
 Was Gott bewahrt ist wohl bewacht. —  
 Daß wir kein Leid erfahren.  
 Ade! schließ wieder zu den Schein,  
 In deinen zwei Guckäugelein!

#### Das Mädel, das ich meine.

O was in tausend Liebespracht  
 Das Mädel, das ich meine, lacht!  
 Nun sing', o Lied, und sag mir an!  
 Wer hat das Wunder angethan:  
 Daß so in tausend Liebespracht  
 Das Mädel, das ich meine, lacht?

Wer hat, wie Paradieseswelt,  
 Des Mädels blaues Aug' erhellt? —  
 Der liebe Gott! der hat's gethan,  
 Der's Firmament erleuchten kann;  
 Der hat, wie Paradieseswelt,  
 Des Mädels blaues Aug' erhellt.

Wer hat das Rot auf Weiß gemalt,  
 Das von des Mädels Wange strahlt? —  
 Der liebe Gott! der hat's gethan,  
 Der Pfirsichblüte malen kann;  
 Der hat das Rot auf Weiß gemalt,  
 Das von des Mädels Wange strahlt.

Wer schuf des Mädels Purpurmund  
 So würzig, süß, und lieb und rund? —  
 Der liebe Gott! der hat's gethan,  
 Der Kell' und Erdbeer' würzen kann;  
 Der schuf des Mädels Purpurmund  
 So würzig, süß, und lieb und rund.

Wer ließ vom Nacken, blond und schön,  
 Des Mädels seidne Locken wehn? —  
 Der liebe Gott! der gute Geist!  
 Der goldne Saaten reifen heist;  
 Der ließ vom Nacken, blond und schön,  
 Des Mädels seidne Locken wehn.

Wer gab, zu Liebesred' und Sang,  
 Dem Mädel holder Stimme Klang? —  
 Der liebe, liebe Gott that dies,  
 Der Nachtigallen flöten hieß;  
 Der gab, zu Liebesred' und Sang,  
 Dem Mädel holder Stimme Klang.

Wer hat, zur Fülle süßer Lust,  
 Gewölbt des Mädels weiße Brust? —  
 Der liebe Gott hat's auch gethan,  
 Der stolz die Schwäne kleiden kann;  
 Der hat, zur Fülle süßer Lust,  
 Gewölbt des Mädels weiße Brust.

Durch welches Bildners Hände ward,  
 Des Mädels Wuchs so schlank und zart? —  
 Das hat die Meisterhand gethan,  
 Die alle Schönheit bilden kann;  
 Durch Gott, den höchsten Bildner, ward  
 Des Mädels Wuchs so schlank und zart.

Wer blies, so lichterhell, schön und rein,  
 Die fromme Seel' dem Mädel ein? —

Wer anders hat's als er gethan,  
Der Seraphim erschaffen kann;  
Der blies so lichterhell, schön und rein  
Die Engelseel' dem Mädel ein. —

55 Lob sei, o Bildner, deiner Kunst!  
Und hoher Dank für deine Gunst!  
Daß du dein Abbild ausstaffiert,  
Mit allem, was die Schöpfung ziert.  
60 Lob sei, o Bildner, deiner Kunst!  
Und hoher Dank für deine Gunst!

Doch ach! für wen auf Erden lacht  
Das Mädel so in Liebespracht? —  
O Gott! bei deinem Sonnenschein!  
65 Bald möcht' ich nie geboren sein,  
Wenn nie in solcher Liebespracht  
Das Mädel mir auf Erden lacht.

#### Schwanenlied.

Mir thut's so weh im Herzen!  
Ich bin so matt und krank!  
Ich schlafe nicht vor Schmerzen;  
Mag Speiße nicht und Trank;  
5 Seh' alles sich entfärben,  
Was Schönes mir geblüht.  
Ach, Liebchen, will nur sterben!  
Dies ist mein Schwanenlied.

Du wärst mir zwar ein Becher,  
10 Von Heilungsabjal voll. —  
Nur — daß ich armer Lecher  
Nicht ganz ihn trinken soll!  
Ihn, welcher so viel Süßes,  
15 So tausend Süßes hat! —  
Doch — hätt' ich des Genießes,  
Wie hätt' ich dennoch satt.

D'rum laß mich, vor den Wehen  
Der ungestillten Lust,  
20 Verschmelzen und vergehen,  
Vergehn an deiner Brust!

Aus deinem süßen Munde  
Laß saugen süßen Tod!  
Denn, Herzchen, ich gesunde  
Sonst nie von meiner Not!

#### Die Umarmung.

Wie um ihren Stab die Kette  
Brünstig ihre Ranke strickt,  
Wie der Epheu sein Gewebe  
An der Ulme Busen drückt,

5 Wie ein Taubenpaar sich schnäbelt,  
Und auf ausgeforschem Nest,  
Von der Liebe Rausch umnebelt,  
Haschen sich und würgen läßt:

Dürst' ich so dich rund umfangen!  
10 Dürftest du, Geliebte, mich! —  
Dürftest so zusammenhangen  
Unsre Lippen ewiglich! —

Dann, von keines Fürsten Mahle,  
15 Nicht von seines Gartens Frucht,  
Noch des Nebengottes Schale,  
Würde dann mein Gaum versucht.

Sterben wollt' ich im Genusse,  
Wie ihn deine Lippe beut,  
20 Sterben in dem langen Kusse  
Wollustvoller Trunkenheit. —

Komm, o komm, und laß uns sterben!  
Mir entlodert schon der Geist.  
Fluch vermachet sei dem Erben,  
Der uns von einander reißt!

25 Unter Myrten, wo wir fallen,  
Bleib' uns Eine Gruft bevor!  
Unsre Seelen aber wallen  
In vereintem Hauch' empor,

In die seligen Gefilde,  
30 Voller Wohlgeruch und Pracht,  
Denen stete Frühlingsmilde  
Vom entwölkten Himmel lacht;

35 Wo die Bäume schöner blühen,  
Wo die Quellen, wo der Wind,  
Und der Vögel Melodien  
Lieblicher und reiner sind;

40 Wo das Auge des Betrübten  
Seine Thränen ausgeweint,  
Und Geliebte mit Geliebten  
Ewig das Geschick vereint;

Wo nun Phaon, voll Bedauern,  
Seiner Sappho sich erbarmt;  
Wo Petrarca ruhig Lauren  
An der reinsten Quell' umarmt;

45 Und auf rundumschirmten Wiesen,  
Nicht vom Argwohn mehr gestört,  
Glücklicher bei Heloisen  
Abälard die Liebe lehrt. —

50 O des Himmels voller Freuden,  
Den ich da schon offen sah! —  
Komm! Von hinnen laß uns scheiden!  
Cia! wären wir schon da! —

### Die Elemente.

6 Horch! Hohe Dinge Lehr' ich dich:  
Vier Elemente gatten sich;  
Sie gatten sich, wie Mann und Weib,  
Voll Liebesglut in einen Leib.  
Der Gott der Liebe rief: Es werde!  
Da ward Luft, Feuer, Wasser, Erde.

10 Des Feuers Quell, die Sonne, brennt  
Am blauen Himmelsfirmament.  
Sie strahlet Wärme, Tageschein;  
Sie reifet Korn und Obst und Wein;  
Macht alles Lebens Säfte kochen,  
Und seine Pulse rascher pochen.

15 Sie küßt den Mond in stillen Glanz,  
Und slicht ihm einen Sternenkranz.  
Was leuchtet vor dem Wanderer her?  
Was führt den Schiffer, durch das Meer,  
Viel tausend Meilen in die Ferne?  
Ihm leuchten Sonne, Mond und Sterne.

20 Die Luft umfängt den Erdenball,  
Weht hie und dort, weht überall;  
Ist Lebenshauch aus Gottes Mund,  
Durchwandelt gar das Erdenrund,  
Wo sie durch alle Höhlung webet,  
Und selbst des Würmchens Lunge hebet.

25 Das Wasser braust durch Wald und Feld.  
In tausend Arme nimmt's die Welt.  
Wie Gottes Odem, dringt es auch  
Tief durch der Erde finstern Bauch.  
Die Wesen schmachteten und sanken,  
30 Wo sie nicht feines Lebens tranken.

35 Drei Bräutigamen hat, als Brant,  
Gott seine Erde angetraut.  
Wann Luft und Wasser sie umarmt,  
Und von der Sonn' ihr Schoß erwarmt,  
Dann wird ihr Schoß, zu allen Stunden,  
Von Kindern jeder Art entbunden.

40 All' ihre Kindlein hegt und pflegt  
Sie, an ihr liebend Herz gelegt.  
Sie ist die beste Mutter sie;  
Sie säuget spät, sie säuget früh.  
Kein Kindlein, so ihr Schoß geboren,  
Geht ihrem Schoße je verloren.

45 Stieh hin und her! Stieh rund um dich!  
Die Elemente lieben sich;  
Sie gatten sich in Himmelsglut;  
Je Eins dem Andern Liebes thut.  
Aus solchem Liebestrieb' empfangen,  
Bist du, o Mensch, hervorgegangen.

50 Nun prüfe dich, nun sage mir:  
Glüht noch des Ursprungs Glut in dir?

Erhell, wie Sonne, dein Verstand,  
 Erhell er Haus und Stadt und Land?  
 Entlodert, gleich den Himmelskerzen,  
 Noch Liebeslohe deinem Herzen?

55 Und deine Zunge stimmt sie  
 Zur allgemeinen Harmonie?  
 Ist deine Rede, dein Gesang  
 Der Herzensliebe Wiederklang?  
 60 Entweht dir Frieden, Freude, Segen,  
 Wie Maienlust und Frühlingsregen?

Hält unzerrissen deine Hand,  
 Das heilige Verlobungsband?  
 Reicht sie dem Nächsten in der Not  
 Von deinem Tranke, von deinem Brot?  
 65 Und seinen nackenden Gebeinen  
 Von deiner Wolle, deinem Leinen? —

O du! O du! der das nicht kann,  
 Du Bastard du! was bist du dann? —  
 Und wärst du mächtig, schön und reich,  
 70 Dem Salomo an Weisheit gleich,  
 Und hättest gar mit Engelzungen  
 Zur Welt geredet und gesungen,

Du Bastard, der nicht lieben kann!  
 Was bist du ohne Liebe dann? —  
 75 Ein toter Klumpen ist dein Herz;  
 Du bist ein eiteltönend Erz;  
 Bist leerer Klingklang einer Schelle,  
 Und Tosen einer Wasserwelle.

#### Des Schäfers Liebeswerbung.

Für Herrn Voh vor seiner Hochzeit gesungen.

Komm, biß mein Liebchen, biß mein Weib!  
 Und fodre Lust und Zeitvertreib,  
 So oft und viel dein Herz begehrt,  
 Und Garten, Flur, und Hain gewährt.

5 Bald wollen wir von freien Höhn  
 Rund um die Herden weiden sehn,  
 Und sehn der Lämmer Fröhlichkeit,  
 Und junger Stiere Hörnerstreit;

10 Bald hören, durch den Birkenhain,  
 Das Tutti froher Vögelein,  
 Und, an des Bächleins Murrefall,  
 Das Solo einer Nachtigall.

Bald rudern auf bekränzt'm Kahn,  
 15 Den See hinab, den See hinan;  
 Bald Fischchen angeln aus der Flut,  
 Bald locken junge Vögelbrut;

Bald atmen auf der Maienflur  
 Den Balsam blühender Natur;  
 20 Bald, um die dünnbebuschten Höhn,  
 Nach Erd- und Heidelbeeren gehn.

Ein Blumengurt, ein Myrthenhut  
 Kühlt Liebchen vor des Sommers Glut.  
 Ist Liebchen müde, bett' ich's gleich  
 Auf Moos und Thymianchen weich.

25 Ein Wams, verbrämt mit Schwanenfell,  
 Mit Knöpfen von Krystallen hell,  
 Ein Röckchen weiß, aus zarter Woll',  
 Aus Lämmchenwoll' es tragen soll.

30 Und hüpfen soll's in Saffian,  
 Mit goldnen Spänglein auf dem Spann,  
 Und weißen Strümpfchen, fein gestrickt,  
 Mit Blumenzwickeln ausgeschmückt.

35 Im Maimond tanzt ein Schäferchor  
 Dir hundert frohe Reigen vor.  
 Behagt dir dieser Zeitvertreib,  
 So biß mein Liebchen, biß mein Weib!

40 Ich sing' und blas' auf meinem Rohr  
 Dir täglich Lust und Liebe vor.  
 Ist das für Liebchen Zeitvertreib,  
 So biß mein Liebchen, biß mein Weib!

## Zechlied.

Ich will einst, bei Ja und Nein!  
 Vor dem Zapfen sterben.  
 Alles, meinen Wein nur nicht,  
 Laß' ich frohen Erben.  
 5 Nach der letzten Dlung soll  
 Hefen noch mich färben.  
 Dann zertrümmre mein Vokal  
 In zehntausend Scherben!

Jedermann hat von Natur  
 Seine sondre Weise.  
 Mir gelingt jedes Werk  
 Nur nach Trank und Speise.  
 Speis' und Trank erhalten mich  
 In dem rechten Gleise.  
 15 Wer gut schmirt, der fährt auch gut.  
 Auf der Lebensreise.

Ich bin gar ein armer Wicht,  
 Bin die feigste Memme,  
 Halten Durst und Hungerqual  
 Mich in Angst und Klemme.  
 Schon ein Knäbchen schüttelt mich,  
 Was ich auch mich stemme.  
 Einem Riesen halt' ich Stand,  
 Wann ich zech' und schlemme.  
 25

Achter Wein ist ächtes Öl  
 Zur Verstandeslampe;  
 Gibt der Seele Kraft und Schwung  
 Bis zum Sternenkampe.  
 Wisz und Weisheit dunsten auf  
 Aus gefüllter Wampe.  
 30 Was glückt Harfenpiel und Sang,  
 Wann ich brav schlampampe.

Müchtern bin ich immerdar  
 Nur ein Harfenstümper.  
 35 Mir erlahmen Hand und Griff,  
 Welken Haupt und Wimper.  
 Wann der Wein in Himmelsklang  
 Wandelt mein Geklimper,  
 Sind Homer und Ossian  
 40 Gegen mich nur Stümper.

Nimmer hat durch meinen Mund  
 Hoher Geist gesungen,  
 Bis ich meinen lieben Bauch  
 Weidlich vollgeschlungen.  
 45 Wann mein Kapitolum  
 Bacchus Kraft erschwungen,  
 Sing' und red' ich wundersam  
 Gar in fremden Zungen.

D'rum will ich, bei Ja und Nein!  
 Vor dem Zapfen sterben.  
 Nach der letzten Dlung soll  
 Hefen noch mich färben.  
 50 Engelchöre weihen dann  
 Mich zum Nektarerben:  
 „Diesen Trinker gnade Gott!  
 Laß' ihn nicht verderben!“

## Liebeszauber.

Mädel, schau mir ins Gesicht!  
 Schelmenauge, blinzle nicht!  
 Mädel, merke was ich sage!  
 Gib mir Rede, wenn ich frage!  
 5 Holla hoch mir ins Gesicht!  
 Schelmenauge, blinzle nicht!

Bist nicht häßlich, das ist wahr;  
 Auglein hast du, blau und klar;  
 Wang' und Mund sind süße Feigen:  
 Ach! vom Busen laß mich schweigen!  
 10 Reizend, Liebchen, das ist wahr,  
 Reizend bist du offenbar.

Aber reizend her und hin!  
 Bist ja doch nicht Kaiserin;  
 Nicht die Kaiserin der Schönen.  
 Wer wird dich allein nur krönen?  
 15 Reizend her und reizend hin!  
 Viel fehlt noch zur Kaiserin!



20 Hundert Schönen sicherlich,  
Hundert, hundert! fänden sich,  
Die vor Eifer würden lodern,  
Dich auf Schönheit 'rauszufodern.  
Hundert Schönen fänden sich;  
Hundert siegten über dich.

25 Dennoch hegst du Kaiserrecht  
Über deinen treuen Knecht:  
Kaiserrecht in seinem Herzen,  
Bald zu Wonne bald zu Schmerzen.  
Tod und Leben, Kaiserrecht,  
30 Nimmt von dir der treue Knecht!

Hundert ist wohl große Zahl;  
Aber, Liebchen, laß es 'mal  
Hunderttausend Schönen wagen,  
Dich von Thron und Reich zu jagen!  
35 Hunderttausend! Welche Zahl!  
Sie verlören allzumal.

Schelmenauge, Schelmenmund,  
Sieh mich an und thu mir's kund!  
He, warum bist du die Meine?  
Du allein und anders Keine?  
40 Sieh mich an und thu mir's kund,  
Schelmenauge, Schelmenmund!

Sinnig forsch' ich auf und ab:  
Was so ganz dir hin mich gab? —  
45 Ha! durch nichts mich so zu zwingen,  
Geht nicht zu mit rechten Dingen.  
Zauber mädchen, auf und ab,  
Sprich, wo ist dein Zauberstab?

#### Männerkeuschheit.

Wer nie in schnöder Wollust Schoß  
Die Fülle der Gesundheit goß,  
Dem steht ein stolzes Wort wohl an,  
Das HelDENwort: Ich bin ein Mann!

5 Denn er gedeiht und sproßt empor,  
Wie auf der Wief' ein schlankes Rohr;  
Und lebt und webt, der Gottheit voll,  
An Kraft und Schönheit ein Apoll.

10 Die Götterkraft, die ihn durchfleußt,  
Beflügelt seinen Feuergeist,  
Und treibt, aus kalter Dämmerung,  
Gen Himmel seinen Adlerflug.

Dort taucht er sich in's Sonnenmeer,  
Und Klarheit strömet um ihn her.  
15 Dann wandelt sein erhellter Sinn  
Durch alle Schöpfung Gottes hin.

Und er durchspäht, und wägt, und mißt,  
Was schön, was groß und herrlich ist,  
Und stellt es dar in Red' und Sang,  
20 Voll Harmonie, wie Himmelstfang.

D schaut, wie er voll Majestät,  
Ein Gott, daher auf Erden geht!  
Er geht und steht in Herrlichkeit,  
Und fleht um nichts; denn er gebeut.

25 Sein Auge funkelt dunkelhell,  
Wie ein kristallner Schattenquell.  
Sein Antlitz strahlt, wie Morgenrot;  
Auf Nas' und Stirn herrscht Machtgebot.

Das Machtgebot, das d'rauf regiert,  
30 Wird hui! durch seinen Arm vollführt.  
Denn der schnellst aus, wie Federstahl;  
Sein Schwertthieb ist ein Wetterstrahl.

Das Roß fühlt seines Schenkels Macht,  
35 Der nimmer wanket, nimmer kracht.  
Er zwingt das Roß, vom Zwang' entwöhnt,  
Er zwingt das Roß, und hoch! es stöhnt.

40 Er geht und steht in Herrlichkeit,  
Und fleht um nichts; denn er gebeut:  
Und dennoch schaut, wo er sich zeigt,  
D schaut, wie ihm sich alles neigt!

Die edelsten der Jungfrau'n blühen,  
 Sie blühen und duften nur für ihn.  
 O Glückliche, die er erkieszt!  
 O Selige, die sein genießt!

15 Die Fülle seines Lebens glänzt,  
 Wie Wein, von Rosen rund umkränzt.  
 Sein glücklich Weib, an seiner Brust,  
 Verauscht sich d'raus zu Lieb' und Lust.

50 Frohlockend blickt sie rund umher:  
 „Wo sind der Männer mehr, wie Er?“  
 Fleuch, Zärtling, fleuch! Sie spottet dein.  
 Nur Er nimmt Bett' und Busen ein.

55 Sie steht und fodert auf umher:  
 „Wo ist, wo ist ein Mann, wie Er?“  
 Sie, ihm allein getreu und hold,  
 Erkauft kein Fürst mit Ehr' und Gold.

60 Wie, wann der Venz die Erd' umfährt,  
 Und sie mit Blumen schwanger geht:  
 So segnet Gott durch ihn sein Weib,  
 Und Blumen trägt ihr edler Leib.

Die alle blü'h'n, wie Sie und Er,  
 Sie blü'h'n und duften um ihn her,  
 Und wachsen auf, ein Federnwald,  
 Voll Vaterkraft und Wohlgestalt. —

65 So glänzt der Lohn, den der genießt,  
 So das Geschlecht, das dem entsprießt,  
 Der nie in schöner Wollust Schoß  
 Die Fülle der Gesundheit goß.

#### Auch ein Lied an den lieben Mond.

Ei! schönen guten Abend dort am Himmel!  
 Man freuet sich, Ihn noch sein wohl zu sehn.  
 Willkommen mir, vor allem Sternengewimmel!  
 Vor allem Sternengewimmel lieb und schön! —

5 Was lächelst du so bittlich her, mein Teurer?  
 Willst du vielleicht so was von Sing und Sang?  
 Ganz recht! Wofür auch wär' ich sonst der Leirer,  
 Des Saitenspiel bisher — so so! — noch Klang?

10 Es wäre ja nicht halb mir zu verzeihen,  
 Das muß ich selbst treuherzig eingestehn,  
 Da alle Dichter dir ein Schärlein weisen,  
 Wollt' ich allein dich stumm vorüber gehn.

15 Auch bist du's wert, mein sanfter, holder, lieber = = =  
 Ich weiß nicht recht, wie ich dich nennen soll?  
 Mann oder Weib? — Schon lange war ich über  
 Und über deines warmen Lobes voll.

20 So wissen's dann die Jungen und die Alten,  
 Was immerdar auch meine Wenigkeit  
 Vom schönen lieben Monde hat gehalten,  
 Und halten wird in alle Ewigkeit!

Die Sonn' ist zwar die Königin der Erden.  
 Das sei hiermit höchsteierlich erklärt!  
 Ich wäre ja von ihr beglänzt zu werden,  
 Verneint' ich dies, nicht eine Stunde wert.

25 Wer aber kann, wann sie im Strahlenwagen  
 Einher an blauer Himmelsstraße zieht,  
 Die Glorie in seinem Aug' ertragen,  
 Die ihre königliche Stirn umglüht?

30 Du, lieber Mond, bist schwächer zwar und kleiner,  
 Ein Kleid, nur recht und schlecht, bekleidet dich;  
 Allein du bist so mehr, wie Unserer,  
 Und dieses ist gerade recht für mich.

35 Ich würde mich fürwahr nicht unterstehen,  
 Mit ihrer hoherhabnen Majestät  
 So brüderlich und traulich umzugehen,  
 Wie man noch wohl mit dir sich untersteht.

40 Die Sonne mag uns tausend Segen schenken.  
 Das wissen wir und danken's herzlich ihr.  
 Doch weiß sie auch es wieder einzutränken,  
 Und sengt und brennt oft desto baß dafür.

Du aber, aller Kreaturen Freude!  
 Den jeder Mund so treu und froh begrüßt,  
 Bist immer gut, thust nimmer was zu Leide,  
 Rein Wiedermann hat je durch dich gebüßt.

45 Wär' ohne sie die Welt nur hell und heiter,  
Und frör' es nur nicht lauter Eis und Stein,  
Und Wein und Korn und Obst gediehe weiter,  
Wer weiß? so lieb' ich Sonne Sonne sein.

50 Dich lieb' ich mir in Ewigkeit nicht nehmen,  
Wofern mein armes Mein was gelten kann.  
Ich würbe bis zum Kranken mich zergrämen,  
Verlör' ich dich, du trauter Nachtkumpan!

55 Wen hätt' ich sonst, wann um die Zeit der Rosen,  
Zur Mitternacht mein Gang um's Dörfchen irrt,  
Mit dem ich so viel Liebes könnte kosen,  
Als hin und her mit dir gekoset wird?

60 Wen hätt' ich sonst, wann überlange Nächte  
Entschlummern mich, du weißt wohl was, nicht läßt,  
Dem alles ich so klagen könnt' und möchte,  
Was für ein Weh mein krankes Herz zerpreßt?

#### Molly's Wert.

Ach, könnt' ich Molly kaufen  
Für Gold und Edelstein,  
Und hätte große Haufen;  
Die sollten mich nicht reu'n.  
5 Zwar wüßlt sich's hübsch im Golde;  
Wohl dem, der wühlen kann! —  
Doch ohne sie, die Holde,  
Was hätt' ich Trostes d'ran?

10 Ja, wenn ich der Regente  
Von ganz Europa wär',  
Und Molly kaufen könnte;  
So gäb ich alles her.  
Vor Städten, Schlössern, Thronen,  
Und mancher fetten Flur,  
15 Wähl' ich mit ihr zu wohnen,  
Ein Gartenhüttchen nur.

20 Mein liebes Leben enden  
Darf nur der Herr der Welt.  
Doch dürft' ich es verspenden,  
So wie mein Gut und Geld;

So gäb' ich gern, ich schwöre!  
Für jeden Tag ein Jahr,  
Da sie mein eigen wäre,  
Mein eigen ganz und gar.

#### An die Menschengesichter.

5 Ich habe was Liebes, das hab' ich zu lieb;  
Was kann ich, was kann ich dafür?  
D'rum sind mir die Menschengesichter nicht hold:  
Doch spinn' ich ja leider nicht Seide, noch Gold,  
Ich spinne nur Herzeleid mir.

10 Auch mich hat was Liebes im Herzen zu lieb;  
Was kann es, was kann es für's Herz?  
Auch ihm sind die Menschengesichter nicht hold:  
Doch spinnt es ja leider nicht Seide noch Gold,  
Es spinnt sich nur Elend und Schmerz.

15 Wir seufzen und sehnen, wir schmachten uns nach,  
Wir sehnen und seufzen uns krank.  
Die Menschengesichter berargen uns das;  
Sie reden, sie thun uns bald dies und bald das,  
Und schmieden uns Fessel und Zwang.

20 Wenn ihr für die Leiden der Liebe was könnt,  
Gesichter, so gönnen wir's euch.  
Wenn wir es nicht können, so irr' es euch nicht!  
Wir können, ach leider! wir können es nicht,  
Nicht für das mogulische Reich!

25 Wir irren und quälen euch Andre ja nicht;  
Wir quälen ja uns nur allein.  
D'rum, Menschengesichter, wir bitten euch sehr,  
D'rum laßt uns gewähren, und quält uns nicht mehr,  
O laßt uns gewähren allein!

30 Was dränget ihr euch um die Kranken herum,  
Und scheltet und schnarcket sie an?  
Von Schelten und Schnarcken genesen sie nicht.  
Man liebet ja Tugend, man übet ja Pflicht;  
Doch Keiner thut mehr, als er kann.

Die Sonne, sie leuchtet; sie schattet, die Nacht;  
 Hinab will der Bach, nicht hinan;  
 Der Sommerwind trocknet; der Regen macht naß;  
 Das Feuer verbrennet. — Wie hindert ihr das? —  
 35 O laßt es gewähren, wie's kann!

Es hungert den Hunger, es dürstet den Durst;  
 Sie sterben von Nahrung entfernt.  
 Naturgang wendet kein Aber und Wenn. —  
 40 O Menschengesichter, wie zwinget ihr's denn,  
 Daß Liebe zu lieben verlernt?

### Elegie.

Als Molly sich losreißen wollte.

Darf ich noch ein Wörtchen fallen? —  
 Darf vor deinem Angesicht  
 Eine Thräne mir entfallen? —  
 Ach, sie dürste freilich nicht!  
 5 Ihren Ausbruch abzuwehren,  
 Brächte mehr für dich Gewinnst,  
 Um den Kampf nicht zu erschweren,  
 Den du gegen mich beginnst.

Und, o Gott! darf ich ihn tadeln?  
 10 Sollte nicht mein schönstes Lied  
 Mehr den edlen Kampf noch adeln,  
 Ob er gleich ins Grab mich zieht? —  
 Ja, das sind' ich recht und billig!  
 Noch ist mein Gewissen wach,  
 15 Und mein beßres Selbst ist willig;  
 Aber seine Kraft ist schwach.

Denn wie soll, wie kann ich's zähmen,  
 Dieses hochempörte Herz?  
 Wie den letzten Trost ihm nehmen,  
 20 Auszuschreien seinen Schmerz?  
 Schreien, ans muß ich ihn schreien!  
 Herr, mein Gott, du wirst es mir,  
 Du auch, Molly, wirst verzeihen!  
 Denn zu schrecklich tobt er hier.

25 Ha, er tobt mit der Hölle,  
 Mit der ganzen Hölle Wut!  
 Höchste Gut ist seine Quelle,  
 Und sein Ausstrom höchste Gut!  
 Gott und Gottes Creaturen  
 30 Ruf' ich laut zu Zeugen an:  
 Ob's von irdischen Naturen  
 Eine stumm verschmerzen kann! —

Rosicht, wie die Morgenstunde,  
 35 Freundlich, wie ein Paradies,  
 Wort und Kuß auf ihrem Munde —  
 O kein Nektar ist so süß! —  
 War ein Mädchen mir gewogen = = =  
 Wie? Gewogen nur? — Fürwahr,  
 Ihre tausend Schwüre logen,  
 40 Wenn ich nicht ihr Abgott war.

Und sie sollte lügen können?  
 Lügen nur ein einzig Wort?  
 Nein! Zu Flammen will ich brennen,  
 45 Zeitlich hier und ewig dort;  
 Der Verdammnis ganz zum Raube  
 Will ich sein, wofern ich nicht  
 An-das kleinste Wörtchen glaube,  
 Welches dieser Engel spricht.

Und ein Engel sonder gleichen,  
 50 Wenn die Erde Engel hat,  
 Ist sie! Weichen muß ihr, weichen,  
 Was hier Gott erschaffen hat! —  
 O ich weiß wohl, was ich sage!  
 Deutlich, wie mir See und Land  
 55 Hoch um Mittag liegt zu Tage,  
 So wird das von mir erkannt.

Rämpften Tausend auch die Nasen:  
 „Deine Sinne täufchen dich!  
 Große Liebe macht dich rasen! —“  
 60 O ihr Tausend seid nicht Ich!  
 Ich, ich weiß es, was ich sage!  
 Denn ich weiß es, was sie ist,  
 Was sie wiegt auf rechter Wage,  
 Was nach rechtem Maß sie mißt.

65 Andre mögen Andre loben,  
Und zu Engeln sie erhöhn!  
Mir, von unten auf bis oben,  
Dünkt, wie Sie, nicht Eine schön.  
70 Wie von außen, so von innen,  
Dünkt auch nüchtern meinem Sinn,  
Sie der höchsten Königinnen  
Aller Anmut Königin.

Bettelarm ist, sie zu schildern,  
Aller Sprachen Überfluß.  
75 Zwischen tausend schönen Bildern  
Wühlt umsonst mein Genius.  
Sprach' ich auch mit Engelzungen  
Und in Himmelsmelodie,  
Dennoch, dennoch unbefungen,  
80 Wie sie wert ist, bliebe sie. —

Eine solche ist es! Eine,  
Die kein Name nennen kann!  
Die zu vollem Herzverine  
85 Mich so innig liebgewann,  
Daß ihr seligster Gedanke,  
Den sie dachte, wie den Stab  
Rund herum des Weinstocks Ranke,  
Tag und Nacht nur mich umgab.

Welch ein Sehnen, Welch ein Schmachten,  
90 Wann sie mich nicht sah und fand!  
Welch ein wonniges Betrachten,  
Wo ich ging und saß und stand!  
Welch ein Säufeln, Welch ein Wehen,  
Wann sie kosend mich umging,  
95 Und mit süßem Liebeslehen  
Brünstig mir am Halse hing! —

Alles, alles das, wie selig,  
O wie selig fühlt' ich das!  
Fühlt' es so, daß ich allmählich  
100 Alles außer ihr vergaß;  
Und nun ward in ihr zu leben,  
Mir so innig zur Natur,  
Wie, in Licht und Lust zu weben,  
Jeder Erden-Kreatur.

105 Stolz konnt' ich vor Zeiten wähen,  
Hoch sei ich mit Kraft erfüllt,  
Auch das Geistigste, mit Tönen  
Zu verwandeln in ein Bild.  
Doch lebendig darzustellen  
110 Das, was sie und ich gefühlt,  
Fühl' ich jetzt mich, wie zum schnellen  
Reigen sich der Lahnme fühlst.

Es ist Geist, so rasch beflügelt,  
Wie der Spezereien Geist,  
115 Der hermetisch, auch versiegelt,  
Sich aus seinem Kerker reißt.  
Welche Macht kann ihn bezähmen?  
Welche Macht durch Ton und Wort  
Fesseln und gefangen nehmen? —  
120 Leicht, wie Äther, schlüpft er fort —

Nun — o wär' ich nie geboren,  
Oder schwänd' in Nichts dahin! —  
Was sie war, ist mir verloren,  
125 Da, was ich ihr war, noch bin.  
Sie wähnt sich's von Gott geheiß'n,  
Trotz Verblutung oder Schmerz,  
Von dem meinigen zu reißen  
Ihr ihm einverwachsen's Herz.

Rasch, mit Ernst und Kraft zu ringen,  
130 Hat sie nun sich aufgerafft,  
Und den Heldenkampf vollbringen  
Will ihr Ernst und ihre Kraft.  
Wird sie in dem Kampf' erliegen?  
Wird sie, oder wird sie nicht?  
135 „Sterben, rief sie, oder siegen  
Heißen Tugend mich und Pflicht.“

Ach, ich weiß Dem keinen Tadel,  
Ob es gleich mich nieder würgt,  
140 Was so rühmlich für den Adel  
Ihrer schönen Seele bürgt!  
Denn, o Gott, in Christenlanden,  
Auf der Erde weit und breit,  
Ist ja kein Altar vorhanden,  
Welcher unsre Liebe weiht.

145 Tief in Kerkers Nacht, belastet,  
Wie von Ketten, zentnerschwer,  
Stöhnt mein Geist nun, tappt und tastet  
Ohne Rat und That umher.  
150 Nirgends ist ein Spalt nur offen  
Für der Hoffnung Labeschein;  
Und auch Wünschen oder Hoffen  
Scheint Verbrechen gar zu sein.

Ich erstarre, ich verstumme,  
155 In Verzweiflung tief versenkt,  
Wann mein Herz die Leidenssumme  
Dieser Liebe überdenkt.  
Nichts, ach nichts weiß ich zu sagen,  
Im Bewußtsein dieser Schuld,  
160 Nichts zu murren, nichts zu klagen:  
Dennoch mangelt mir Geduld!

Wie wird mir so herzlich bange,  
Wie so heiß und wieder kalt,  
Wann in diesem Sturm' und Drange  
165 Keuchend meine Seele walzt!  
Ach! das Ende macht mich zittern,  
Wie den Schiffer in der Nacht  
Der Tumult von Ungewittern  
Vor dem Abgrund' zittern macht.

Herr, mein Gott, wie soll es werden?  
170 Herr, mein Gott, erleuchte mich!  
Ist wohl irgend wo auf Erden  
Rettung noch und Heil für mich?  
Heil auch dann, wann ich erfahre,  
175 Daß sie ganz von mir befreit,  
Einem Andern am Altare  
Sich mit Leib und Seele weiht?

Werd' ich, o mein Gott und Rächer,  
180 Ohne in den Höllenweh'n  
Der Verzweiflung zum Verbrecher  
Mich zu wüten, werd' ich's sehn:  
Wie der Mann bei Kerzen-Scheine  
Sie zum Brautgemache winkt,  
Und in meinem Freudenweine  
Sich zum frohesten Gotte trinkt? —

185 Freilich, freilich fühlt, was billig  
Und gerecht ist, noch mein Sinn,  
Und das beste Selbst ist willig:  
Doch des Herzens Kraft ist hin!  
190 Weh mir! Alle Eingeweide  
Preßt der hängsten Ahndung Krampf?  
O ich armer Mann, wie meide  
Ich den fürchterlichsten Kampf? —

Bist du nun verloren? Rettet  
195 Keine Macht dich mehr für mich?  
Molly, meine Molly, kettet  
Mich kein Segensspruch an dich?  
O so sprich, zu welchem Ziele  
Schlendert mich ein solcher Sturm?  
200 Dient denn Gott ein Mensch zum Spiele,  
Wie des Buben Hand der Wurm? —

Nimmermehr! Dies nur zu wähen  
Wäre Hochverrat an ihm.  
Nähre denn dich meiner Thränen,  
205 Meines Sammers Ungeßüm!  
O es keimt, wie lang' es währe,  
Doch vielleicht uns noch Gewinst,  
Wenn ich dir den Kampf erschwere,  
Den du gegen mich beginnst.

War denn diese Flammenliebe  
210 Freier Willkür heingestellt?  
Nein! Den Samen solcher Triebe  
Streut Natur ins Herzensfeld.  
Unausstülgbar keimen diese,  
215 Sprossen dicht von selbst empor,  
Wie im Thal und auf der Wieje  
Kraut und Blume, Gras und Rohr.

Sinnig siß' ich oft und frage,  
220 Und erwäg' es herzlich treu  
Auf des besten Wissens Wage:  
Ob „Uns lieben“ Sünde sei?  
Dann erkenn' ich zwar und finde  
Krankheit, schwer und unheilbar;  
Aber Sünde, Liebchen, Sünde  
Fand ich nie, daß Krankheit war.

225 O ich möchte selbst genesen!  
Doch durch welche Arznei?  
Oft gedacht und oft gelesen  
Hab' ich viel und mancherlei;  
230 Ärzte, Priester, Weiß' und Thoren  
Hab' ich oft um Rat gefragt:  
Doch mein Forschen war verloren;  
Keiner hat's mir angesetzt.

O so laß es denn gewähren,  
Da Genesung nicht gelingt!  
235 Laß uns lieber Krankheit nähren,  
Oh' uns gar das Grab verschlingt! —  
Suche nicht den Strom zu hemmen,  
Der so lang' sein Bett nur füllt,  
Bis er zornig vor den Dämmen  
240 Zum Vertilgungsmeer entschwillt.

Freier Strom sei meine Liebe,  
Wo ich freier Schiffer bin!  
Harmlos wallen seine Triebe  
Wog' an Woge dann dahin.  
245 Laß in seiner Kraft ihn brausen!  
Wenn kein Damm ihn unterbricht,  
Müsse dir davor nicht grausen!  
Denn verheeren wird er nicht.

Auf des Stromes Höhe pranget  
250 Eine Insel, anmutsvoll,  
Wo der Schiffer hin verlangt,  
Aber ach! nicht landen soll.  
Auf der schönen Insel thronet  
Seines Herzens Königin.  
255 Bei der süßen Holbin wohnet  
Dennoch immerdar sein Sinn.

Hänget gleich sein Schiff an Banden  
Strenger Pflichten, die er ehrt;  
260 Wird ihm gleich dort anzulanden,  
Molly, selbst von dir verwehrt:  
O so laß' ihn nur umfahren,  
Seines Paradieses Rand,  
Und es seine Obhut wahren  
Gegen fremde Räuber-Hand.

265 Selbst, o Holbin, — kannst es glauben  
Was dir Mund und Herz verspricht! —  
Selbst das Paradies berauben  
Und verheeren wird er nicht.  
Keine Beere wird er pflücken,  
270 Wie so lockend sie auch glüht,  
Nicht ein Blümchen nur zerknicken,  
Das in diesem Eden blüht.

Hinschaun soll ihn nur ergözen,  
Wann sein Schiff herum sich dreht,  
275 Nur der süße Duft ihn leßen,  
Den der West vom Ufer weht.  
Aber ganz von hinnen scheiden,  
Fern von deinem Angesicht  
Und der Heimat seiner Freuden,  
280 Heiß', o Königin, ihn nicht.

---

#### Himmel und Erde.

In dem Himmel quillt die Fülle  
Heiß ersehnter Seligkeit.  
285 Ich auch, wär' es Gottes Wille,  
Tränke gern aus dieser Fülle  
Labyrinth für der Erde Leid;

Für den Wurm, der meiner Lage  
Rosenblüte giftig sticht;  
290 Dessen Schmerz ich in mir trage,  
Den ich Arzt und Priester klage:  
Aber ach! das hilft mir nicht.

Längst sind über Thal und Hügel  
Alle Freuden mir entflohn.  
295 Lahn sind meiner Hoffnung Flügel.  
Rauher Hinderrisse Hügel  
Sprechen selbst den Wünschen Hohn. —

Dennoch setz' ich auch auf Erden  
Gern noch fort den Pilgerstab.  
300 Sollte Molly mir nur werden,  
Trüg' ich aller Welt Beschwerden  
Noch den längsten Pfad hinab.

---

## Volkers Schwanenlied.

Sonst schlug die Lieb' aus mir so heße,  
Wie eine Nachtigall am Quelle.  
Nun hat sie meine Kunst geirrt,  
Daß jeder Lant zum Seufzer wird.

5 O Liebe, wunderfüßes Weisen,  
Wovon die Kranken oft genesen,  
Ja Tote schier vom Grab' erstehn,  
Mich drängest du, ins Grab zu gehn! —

10 Im Busen hegt' ich dich so lange,  
Wie Jener die verfluchte Schlange.  
Dem Busen, der ihr Leben bot,  
Gab sie zum Lohne Schmerz und Tod.

15 Nun, süße Mörderin des Lebens,  
O Mollly, laß nur nicht vergebens  
Mein Flehn, mein letztes Flehen sein!  
Vergiß nicht, ach, vergiß nicht mein!

20 Auf meiner Gruft, wo ich verweße,  
Will ich, daß sanftes Mitleid lese:  
„Wie Volker, liebt' und litt kein Mann:  
Der Hoffnungslose starb daran.“ —

Friß Stolberg, Harsner, der vor Allen  
Mir stets von Herzen wohl gefallen,  
Mann, der voll Gotteskraft und Geist  
So herzlich Tugend liebt, als preiß!

25 Dir, Freund, vermach' ich Kranz und Leier,  
Doch nur geweiht zu Mollly's Feier.  
Der Name Mollly sei verwebt  
In jedes Lied, das ihr entschwebt!

30 Es gilt der Herrlichsten von Allen,  
Die unter Gottes Sonne wallen,  
Die Volker, der verlorne Mann,  
Vom Schicksal nicht erseufzen kann.

35 Nun sei, o Gott, dem Armen gnädig!  
Laß aller Schuld ihn los und ledig!  
Laß wie in andern Flammen ihn,  
Als Flammen seiner Liebe glühn!

## Fortunens Pranger.

Nieten? Nieten? Nichts als kahle Nieten? —  
Nun so niete dich denn satt und matt! —  
Zur Vergeltung will ich dir auch bieten,  
Was noch keiner dir geboten hat.

5 Nicht mit Erbsen muß man nach dir schnellen,  
Wie ein Lustigmacher etwa schnellst:  
An den Pranger, und in Eisenketten,  
Sei, Fortuna, schimpflich ausgestellt! —

10 Rüstig, ihr Verwandten meiner Leier,  
Sathyrnuben, auf! Verschont sie nicht!  
Alle faulen Apfel — puh! — und Eier  
Werft der Bübin in das Angeischt!

15 Denn sie ist, sie ist die Ehrentöse,  
Die das ärgste Schandgesindel liebt,  
Und nur selten ihrer Wollust Noje  
Einem Wiedermann zu kosten gibt.

20 Ha, der Frechen! die so unverhohlen,  
Mir nichts, dir nichts! falsche Münzen schlägt,  
Und aus Lumpenkupfer die Pistolen,  
Und aus Gold die Lumpenheller prägt!

O wie manchem edlen Tugendsohne  
Gönnte sie kaum seinen Bettelstab,  
Sie, die dennoch Zepfer, Reich und Krone  
Oft dem tollsten Dran=Utan gab!

25 Mit dem Räuber zieht sie aus zum Raube;  
Selbst dem Mörder führt sie oft den Stahl.  
Wie sie rupft dem Habicht Lamm und Taube,  
Zupft sie jenen Waij' und Witwe kahl.

30 Seht, wie sie beim Beutelschneider stehet,  
Und dem Gauner, den der Würfel nährt,  
Zum Gewinn die Schinderknochen drehet,  
Und dem frommen Tropf die Taschen leert!

35 Wie sie dort den Mann von Treu' und Glauben  
In der Heuchlerlarve fein beschneilt,  
Und, ihm vollends Rock und Hemd zu rauben,  
Nachts dem Diebe gar die Leiter hält!



Na, mit Treue weiß sie umzuspriegen,  
Wie die Kasse mit der armen Maus!  
Wahrheit kann von ihr ein Liedchen jingen,  
Wahrheit, oft verjagt von Amt und Haus!

Doch den Auswurf von den ärgsten Schelmen  
Lohnte sie, für seine Heuchelkunst,  
Oft mit Sternen, oft mit Ritterhelmen  
Und mit Überschwang von Fürstengunst. —

Wird sie stets zum Tapfern sich gesellen,  
Der für die gerechte Sache kriegt? —  
Ofter haben Schurken und Rebellen,  
Ohne Recht, durch ihre Hand gefiegt. —

Dennoch wird im kurzen alle Gnade  
Ihren Buhlen oft zum Ungewinn;  
Wie im Märchen der Scheherezade  
Von der geilen Zaubertönigin.

Labe hieß sie. Buhlerisch gewogen  
War sie manchem jungen schönen Mann!  
Doch, sobald sie satt der Lust gepflogen,  
Spie sie hui und pfui! sein Antlitz an.

Hui und pfui! ward er zum Ungeheuer,  
Dessen Namen ihre Zunge sprach.  
Ihren Kizel stillte bald ein Neuer:  
Aber immer traf ihn gleiche Schmach.

Eben so schon tausendmal gehandelt  
Hat die Bübin, die wir ausgestellt.  
Oft ihr liebster Liebling wird verwandelt  
Durch die Zauberstäbchen, Ehr' und Geld.

Ihro Hoch- Hochehr- und Wohllehrwürden  
Schaffet sie zu Hammeln, fett und dumm,  
Blökend, wie die Brüder in den Hürden,  
Ofters auch zu Stubeböcken um.

Haft du dich nicht wohl in Acht genommen,  
Wirft du plötzlich in den Kot gestugt,  
Weil sie unversehns von hinten kommen,  
Wirft getnufft, zertrampelt und beschmußt.

Ihro Hoch- Hochwohl- und Wohlgeboren,  
Wann sie sich an ihnen satt gepflegt,  
Schenkt sie hohe Küffel, oder Ohren,  
Wie sie ein bekanntes Tierchen trägt.

Manche werden Bavian' und Lische,  
Manchen schafft sie um zum Krokodil;  
Fürstenschranzen wandelt sie in Fische  
Und Chamäleone, wie sie will.

Ihro Gnaden, dero teure Frauen,  
Gehen ebenfalls so leer nicht aus.  
Diese führt, als stolzbeschwänzte Pfauen,  
Sie auf Ball' und Assembleen aus.

Selten, selten schonet sie der Krieger,  
Denen sie mit Günst zur Seite war,  
Wandelt sie in blutverhoffne Tiger,  
Oft, behüt' uns Gott! in Teufel gar.

Die Gelahrten werden angebunden,  
Wild in Bärgestalten, an ihr Kult.  
Krittler belken sich zu tolln Kunden  
Und ermüden Ohren und Geduld.

Philosophen werden umgeschaffen,  
Sammt Ästhetikern, in Dunst und Wind;  
Viel Poeten aber sind schon Affen,  
Und die bleiben denn nur, was sie sind. —

Fuselbrenner, Müller, Bäcker, Schlächter,  
Brauer, Wirte, Kafs- und Handelsherrn,  
Pferdetäufcher, Lieferer und Pächter  
Wandelt sie in Büffel gar zu gern.

Manchem ihrer Söhne hezt die Meze  
Einen Küffel, der nur frist und säuft,  
Zu zerwühlen die erbuhlten Schätze,  
Welche weiland Büffel angehäuft. —

Dennoch — ließe sie nur so sich gnügen  
An so mancher schnöden Zauberthat! —  
Aber ach! auch Köpfe läßt sie fliegen.  
Manchen Liebling flocht sie schon außs Rad.

Wie mit Rüben, so mit Menschenhälsen  
110 Spielt sie. Den, dem sie die Hand kaum gab,  
Ihn zu heben auf den Ehrenfesseln,  
Stürzt sie rücklings wieder tief hinab.

Manchem Reichen, wann sie kaum gefüllet  
115 Seinen Kasten, hoch bis an den Rand,  
Hat sie hinterher den Strick getricklet  
Und ihn aufgeknüpft durch eigne Hand.

Dieb' und Gauner, deren guter Engel  
120 Sie zu Schutz und Trug gewesen war,  
Wandelt sie zuletzt in Galgenschwengel  
Und in Speise für die Rabenschar. —

O der Bübin! über ihren Ränken  
Gehn mir Sprache schier und Atem aus. —  
Dieser Vitanei soll sie gedenken! —  
Sathruben pakt euch nun nach Haus!

### Muttertändelei.

Für meine Dorette.

Seht mir doch mein schönes Kind,  
1 Mit den goldnen Pottelböckchen,  
Blauen Augen, roten Bäckchen!  
Leutchen, habt ihr auch so eins? —  
Leutchen, nein ihr habet keins!

Seht mir doch mein süßes Kind!  
2 Fetter, als ein fettes Schnecken,  
Süßer, als ein Zuckerweckchen!  
Leutchen, habt ihr auch so eins? —  
Leutchen, nein ihr habet keins!

Seht mir doch mein holdes Kind!  
3 Nicht zu mürrisch, nicht zu wählig!  
Immer freundlich, immer fröhlich!  
Leutchen, habt ihr auch so eins? —  
Leutchen, nein ihr habet keins!

Seht mir doch mein frommes Kind!  
Keine bitterböse Sieben  
Wird' ihr Mütterchen so lieben.  
Leutchen, möchtet ihr so eins? —  
O ihr kriegt gewiß nicht meins!

Komm' einmal ein Kaufmann her!  
Hunderttausend blanke Thaler,  
Alles Gold der Erde zahl' er!  
O er kriegt gewiß nicht meins!  
Kauf' er sich wo anders eins!

### Der große Mann.

Es ist ein Ding, das mich verdreust,  
Wenn Schwindel oder Schmeichelgeist  
Gemeines Maß für großes preist.

Du, Geist der Wahrheit, sag' es an:  
5 Wer ist, wer ist ein großer Mann?  
Der Ruhmverschwendung Licht und Bann!

Der, dem die Gottheit Sinn besichert,  
Der Größe, Bild, Verhalt und Wert,  
Und aller Wesen Kraft ihm lehrt;

Des weit umfassender Verstand,  
10 Wie einen Ball mit hoher Hand  
Ein ganzes Weltsystem umspannt;

Der weiß, was Großes hier und da,  
15 Zu allen Zeiten, fern und nah,  
Und wo, und wann, und wie geschah;

Der Mann, der die Natur vertraut,  
Gleichwie ein Bräutigam die Braut,  
An allen Reizen nackt und schaut;

Und warm an ihres Busens Gut,  
20 Vermögen stets und Heldenmut  
Und Lieb' und Leben saugend, ruht;

Und nun, was je ein Erdenmann  
Für Menschenheil gekonnt und kann,  
Wosern er will, desgleichen kann;

94  
 25     Dabei in feiner Zeit und Welt,  
 Wo sein Beruf ihn hingestellt,  
 Durch That der Kunst die Wage hält:

30     Der ist ein Mann, und der ist groß!  
 Doch ringt sich aus der Menschheit Schoß  
 30     Jahrhundertlang kaum Einer los.

#### Geweihtes Angebinde, zu Louifens Geburtstage.

   Kann denn nur der Vater Pabst allein  
 Schwert, Kerzen, Amulett' und Ringe  
 Für die Frommen seiner Kirche weih'n,  
 Daß kein Leid und Unheil an sie dringe? —

5     Freilich rühmt er sich mit stolzem Sinn  
 Gottes höchsten Priester auf der Erde;  
 Aber ich, auch ich weiß, was ich bin,  
 Weiß, daß ich ihm nimmer weichen werde.

10     Denn ich bin zu hoher Priesterschaft,  
 Nicht, wie er, von Menschen auserkoren,  
 Bin dazu empfangen und geboren  
 Und emporgesproßt durch Gottes Kraft!

15     Bin geweiht zum Priester des Apoll  
 Mit des Gottes Kranz und goldnem Stabe!  
 Seines Geistes bin ich froh und voll;  
 Warum nicht auch frommer Wundergabe? —

20     Ja, ich bin's! So weih' ich betend dann  
 Dieses Band mit Wunderkraft und Segen,  
 Daß ich's an Louifens Busen legen,  
 Und damit Ihr Herz beglücken kann;

   O ein Herz, des besten Glückes wert!  
 Daß ich nie zu rühmen mich bestrebe,  
 Weil der schönste Name, den ich gebe,  
 Doch dies Herz noch nicht genugsam ehrt. —

25     Band, ich segne dich mit Freud' und Lust,  
 Für das längste Leben, sonder Grämen;  
 Diesen Segen sollst du in die Brust  
 Meiner edlen Freundin reichlich strömen!

30     Freud' und Lust an Ihrem braven Mann  
 Ein Jahrhundert, oder nicht viel minder,  
 Freud' und Lust an allem ab und an,  
 An und ab dem Kleeblatt holder Kinder;

35     Freud' und Lust, von keinem Harm vergällt,  
 Sei durch dich Ihr in die Brust gegossen,  
 Freud' an Gottes ganzer weiter Welt,  
 Mich, den Priester, auch mit eingeschlossen!

#### Die Eine.

Sonnett.

   Nicht selten hüpfst, dem Finken gleich im Haine,  
 Der Flatterjunn mir keck vors Angeischt:  
 „Warum, warum bist du denn so auf Eine,  
 Auf Eine nur bei Tag und Nacht erpicht?  
 5     Ha! glaubst du denn, weil diese dir gebricht,  
 Daß Liebe dich mit Keiner mehr vereine?  
 Der Gram um sie beflort dein Augenlicht;  
 Und freilich glänzt durch diesen Flor dir Keine.  
 Die Welt ist groß, und in der großen Welt  
 10     Blühen schön und süß viel Mädchen noch und Frauen.  
 Du kannst dich ja in manches Herz noch bauen.“ —  
 Ach, alles wahr! Vom Rhein an bis zum Welt  
 Blüht Reiz genug auf allen deutschen Auen.  
 Was hilft es mir, dem Mollh nur gefällt?

#### Überall Mollh und Liebe.

Sonnett.

   In die Nacht der Tannen oder Eichen,  
 Die das Kind der Freude schauernd flieht,  
 Such' ich oft, von Kummer abgemüht,  
 Aus der Welt Gerassel wegzuschleichen.  
 5     Könnst' ich nur, wie allem Meinesgleichen,  
 Auch sogar der Wildnis, die mich sieht,  
 Und den Sinn zu neuer Arbeit zieht,  
 Bis ins Nichts hinein zur Ruh' entweichen!

Dennoch ist so heimlich kein Revier,  
Ist auch nicht ein Fessenspalt so öde,  
Daß mich nicht, wie überall, auch hier  
Liebe, die Verfolgerin, besichde;  
Daß nicht ich mit ihr von Mollly rede,  
Oder sie, die Schwägerin, mit mir.

### Täuschung.

Sonnett.

Um von Ihr das Herz nur zu entwöhnen,  
Der es sich zu stetem Gramme weihet,  
Forschet durch die ganze Wirklichkeit,  
Ach umsonst! mein Sinn nach allem Schönen.  
Dann erschafft, bewegt durch langes Sehnen,  
Phantasie aus Stoff, den Herzchen leiht,  
Ihm ein Bild voll Himmelslieblichkeit.  
Diesem will es nun statt Mollly fröhnen.  
Brünstig wird das neue Bild geküßt;  
Alle Huld wird froh ihm zugeteilet;  
Herzchen glaubt von Mollly sich geheilet.  
O des Wahns von allzu kurzer Frist!  
Denn es zeigt sich, wenn Betrachtung weilet,  
Daß das Bild leibhaftig — Mollly ist.

### Für Sie mein Eins und Alles.

Sonnett.

Nicht zum Fürsten hat mich das Geschick,  
Nicht zum Grafen, noch zum Herrn geboren,  
Und fürwahr nicht hellerswert verloren  
Hat an mich das goldbeschwerte Glück.  
Günstig hat auch keines Wesirs Blick  
Mich im Staat zu hoher Würd' erkoren.  
Alles stößt, wie gegen mich verschovoren,  
Jeden Wunsch mir unerhört zurück.  
Von der Wieg' an, bis zu meinem Grabe,  
Ist ein wohl erjun'nes Lorbeerreis  
Meine Ehr' und meine ganze Habe.  
Dennoch auch dies Eine, so ich weiß,  
Spendet' ich mit Lust zur Opfergabe,  
Wär', o Mollly, dein Besitz der Preis.

### An Adoniden.

O Adonide, welche Kraft  
Zwingt alle Herzen, dir zu schlagen?  
Die Huldgöttinnen könnten's sagen;  
Berrieten sie die Wissenschaft.

Näm' uns Homer zurück ins Leben,  
Und fühlte diesen Drang und Zug;  
Wörd' er die Schuld dem Gürtel geben,  
Den Venus um den Busen trug.

Weißt du, was er davon gesungen?  
Darein war alle Zanberei  
Der Liebe, Lächeln, Schmeichelei  
Und linder Bephyrsinn verschlungen;

War Wig verwebet, froh und leicht,  
Und ah! das süße Huldgefose,  
Das, wie ein milbes Öl der Rose,  
Sogar des Weisen Herz beschleicht.

Nicht Jugendreiz, der bald verblühet,  
Es ist die ewige Magie  
Des Gürtels, den dir Venus lieh,  
Der so die Herzen an sich zieht!

Und noch im Herbst werden die  
Für dich, wie jetzt im Lenze, lodern,  
Und sehrend Lieb' um Liebe lodern:  
Denn Huldgöttinnen altern nie.

### Die Unvergleichliche.

Sonnett.

Welch Ideal aus Engelsphantasie  
Hat der Natur als Muster vorgehwebet,  
Als sie die Hüll' um einen Geist gewebet,  
Den sie herab vom dritten Himmel lieh?  
O Götterwerk! Mit welcher Harmonie  
Hier Geist in Leib und Leib in Geist verschwebet!  
An Allem, was hienieden Schönes lebet,  
Bernahm mein Sinn so reinen Einklang nie.

Der, welchem noch der Adel ihrer Mienen,  
 Der Himmel nie in ihrem Aug' erschienen,  
 Entweicht vielleicht mein hohes Lied durch Scherz.  
 Der kannte nie der Liebe Lust und Schmerz,  
 Der nie erfuhr, wie süß ihr Atem säckelt,  
 Wie wunder süß die Lippe spricht und lächelt.

### Der versetzte Himmel.

Sonnett.

Nicht und Lust des Himmels zu erschauen,  
 Wo hinan des Frommen Wünsche schweben,  
 Muß dein Blick sich über dich erheben,  
 Wie des Betenden voll Gottvertrauen.

Unter dir ist Todesnacht und Grauen.  
 Würde dir ein Blick hinab gegeben,  
 So gewahrtest du mit Angst und Beben  
 Das Gebiet der Höll' und Satans Klauen.

Also spricht gemeiner Menschenglaube.  
 Aber wann aus meines Armes Wiege  
 Molly's Blick empor nach meinem schmachtet:  
 Weiß ich, daß im Auge meiner Taube  
 Aller Himmelseligkeit Genüge  
 Unter mir der trunke Blick betrachtet.

### Naturrecht.

Sonnett.

Von Blum' und Frucht, so die Natur erschafft,  
 Darf ich zur Lust, wie zum Bedürfnis, pflücken.  
 Ich darf getrost nach allem Schönen blicken,  
 Und atmen darf ich jeder Würze Kraft.

Ich darf die Traub', ich darf der Biene Saft,  
 Des Schafes Milch in meine Schale drücken.  
 Mir front der Stier; mir heut das Roß den Rücken;  
 Der Seidenwurm spinnt Atlas mir und Taft.

Es darf das Lied der holden Nachtigallen  
 Mich, hingestreckt auf Flaumen oder Moos,  
 Wohl in den Schlaf, wohl aus dem Schlafe hallen.  
 Was wehrt es denn mir Menschenfagung, bloß  
 Aus bloßdem Wahn, in Molly's Wonneschoß,  
 Von Lieb' und Lust bezwungen, hinzufallen?

### Molly's Abschied.

Lebe wohl, du Mann der Lust und Schmerzen!  
 Mann der Liebe, meines Lebens Stab!  
 Gott mit dir, Geliebter! Tief zu Herzen  
 Halle dir mein Segensruf hinab!

Zum Gedächtnis biet' ich dir, statt Goldes —  
 Was ist Gold und goldeswerter Tand? —  
 Biet' ich lieber, was dein Auge Goldes,  
 Was dein Herz an Molly Liebes fand.

Nimm, du süßer Schmeichler, von den Locken,  
 Die du oft zerrwühltest und verschobst,  
 Wann du über Flachs an Pallas Nocken,  
 Über Gold und Seide sie erhobst!

Vom Gesicht, der Mahlstatt deiner Küsse,  
 Nimm, so lang' ich ferne von dir bin,  
 Halb zum mindesten im Schattenrisse  
 Für die Phantasie die Abschrift hin!

Meiner Augen Denkmal sei dies blaue  
 Kränzchen flehender Vergißmeinnicht,  
 Oft beträufelt von der Wehmut Taue,  
 Der hervor durch sie vom Herzen bricht!

Diese Schleife, welche deinem Triebe  
 Oft des Busens Heiligtum verschloß,  
 Legt die Kraft des Hauches meiner Liebe,  
 Der hinein mit tausend Küßen floß.

Mann der Liebe! Mann der Lust und Schmerzen!  
 Du, für den ich alles that und litt,  
 Nimm von allem! Nimm von meinem Herzen —  
 Doch — du nimmst ja selbst das Ganze mit!

Das hohe Lied von der Einzigen, in Geist und Herzen  
 empfangen am Altare der Vermählung.

Hört von meiner Auserwählten,  
 Höret an mein schönstes Lied!  
 Ha, ein Lied des Neubeseelten  
 Von der süßen Anvermählten,  
 Die ihm endlich Gott beschied!

Wie aus tiefer Ohnmacht Banden,  
 Wie aus Graus und Moderduft  
 In verschloßner Totengruft,  
 Fühlt er froh sich auferstanden  
 In des Frühlings Licht und Luft.

10

Zepter, Diademe, Thronen,  
 Gold und Silber hab' ich nicht:  
 Hätten auch, ihr voll zu lohnen,  
 Silber, Gold und Perlenkronen  
 Ein genügendes Gewicht.  
 Was ich habe, will ich geben.  
 Ihrem Namen, den mein Lied  
 Schüchtern sonst zu nennen mied,  
 Will ich schaffen Glanz und Leben  
 Durch mein höchstes Feierlied.

15

20

Schweig', o Chor der Nachtigallen!  
 Mir nur lausche jedes Ohr!  
 Murrenbach, hör' auf zu wallen!  
 Winde, laßt die Flügel fallen,  
 Rassel nicht durch Laub und Rohr!  
 Halt in jedem Elemente,  
 Halt in Garten, Hain und Flur  
 Jeden Laut, der irgend nur  
 Meine Feier hören könnte,  
 Halt den Odem an, Natur!

25

30

Glorreich, wie des Aethers Bogen,  
 Weich gefiedert, wie der Schwan,  
 Auf des Wohllauts Silberwagen  
 Majestätisch fortgezogen,  
 Wall', o Lieb, des Ruhmes Bahn!  
 Denn bis zu den letzten Tagen,  
 Die der kleinste Hauch erlebt,  
 Der von Deutscher Lippe schwebt,  
 Sollst du deren Namen tragen,  
 Welche mich zum Gott erhebt.

35

40

Ja, zum himmelfrohen Gotte,  
 Der nun, frei und wohlgemut  
 Vor des Tadel's Ernst und Spotte,  
 Wie in seiner Göttin Grotte  
 Nach dem Sturm Odysseus, ruht!

45

Sturm und Woge sind entschlafen,  
 Die durch Zonen, kalt und feucht,  
 Dürr und glühend, ihn gecheucht;  
 Seines Wonnelandes Hafen  
 Hat der Dulder nun erreicht.

50

Seine Stärke war gesunken;  
 Lechzend hing die Jung' am Gaum;  
 Alles Öl war ausgetrunken,  
 Und des Lebens letzter Funken  
 Glimmt' am dürren Tachte kaum.  
 Da zerriß die Wolkenhülle,  
 Wie durch Zauberwort und Schlag.  
 Heiter lacht' ein blauer Tag  
 Auf des Wunderheiles Fülle,  
 Welche duftend vor ihm lag.

55

60

Wonne weht von Thal und Hügel,  
 Weht von Flur und Wiesenplan,  
 Weht vom glatten Wasserpiegel,  
 Wonne weht mit weichem Flügel  
 Des Piloten Wangen an.  
 Ihr Gefieder, nicht mit Äschen  
 Trauriger Vergangenheit  
 Für die Schmähsucht mehr bestreut,  
 Glänzet rein und hell gewaschen,  
 Wie des Schwanes Silberkleid.

65

70

In dem Paradiesgefilde,  
 Wie sein Aug' es nimmer sah,  
 Waltet mit des Himmels Milde,  
 Nach der Gottheit Ebenbilde,  
 Adonid-Urania.  
 Froh hat sie ihn aufgenommen,  
 Hat erquickt mit süßem Lohn  
 Ihn, des Kummers müden Sohn.  
 „Nun, o lieber Mann, willkommen!“  
 Sang ihr Philomelenton.

75

80

Ach, in ihren Feenarmen  
 Nun zu ruhen, ohne Schuld;  
 An dem Busen zu erwärmen,  
 An dem Busen voll Erbarmen,  
 Voller Liebe, Treu' und Schuld:

85

Das ist mehr, als von der Kette,  
Aus der Folierkammer Fein,  
Oder von dem Rabenstein  
In der Wollust Flammenbette  
Durch ein Wort entrückt zu sein! —

Ist es wahr, was mir begegnet?  
Oder Traum, der mich bethört,  
Wie er oft den Armen segnet  
Und ihm goldne Berge regnet,  
Die ein Hahnenschrei zerstört?  
Darf ich glauben, daß die Gine,  
Die sich selbst in mir vergißt,  
Den Vermählungsfuß mir küßt?  
Daß die Herrliche die Meine  
Ganz vor Welt und Himmel ist? —

Hohe Namen zu erkiesen  
Biemt dir wohl, o Lautenspiel!  
Wie wird Die zu hoch gepriesen,  
Die so herrlich sich erwiesen,  
Herrlich ohne Maß und Ziel:  
Daß sie, trotz dem Hohngeschreie,  
Trotz der Hoffnung Untergang,  
Gegen Sturm und Wogendrang,  
Mir gehalten Lieb' und Treue,  
Mehr als hundert Monden lang.

Und warum, warum gehalten?  
Konnt' ich, wie der Großsultan,  
Über Millionen schalten?  
War ich unter Mannsgestalten  
Ein Apoll des Vatikan?  
War ich Herzog großer Geister,  
Vrangend in dem Kranz von Licht,  
Den die Hand der Fama slicht?  
War ich holder Künste Meister?  
Ach, das alles war ich nicht!

Zwar — ich hätt' in Jünglingstagen,  
Mit beglückter Liebe Kraft  
Lenkend meinen Kämpferwagen,  
Hundert mit Gesang geschlagen,  
Tausende mit Wissenschaft!

Doch des Herzens Loos, zu darben,  
Und der Gram, der mich verzehrt,  
Hatten Trieb und Kraft zerstört.  
Meiner Palmen Keime starben,  
Eines mildern Lenzes wert.

Sie, mit aller Götter Gnaden  
Hoch, an Seel' und Leib, geschnückt,  
Schön und wert, Alcibiaden  
Zur Umarmung einzuladen,  
Hätt' ein Bezzer leicht beglückt.  
Hymen hätte zur Belohnung  
Sie im Freuden-Chor umschwebt,  
Und ein Leben ihr gewebt,  
Wie es in Kronions Wohnung  
Hebe mit Alciden lebt.

Dennoch, ohne je zu wanken,  
Kam' ihr ganzes Heil auch um,  
Schlangen ihrer Liebe Ranken  
Um den hingewekkten Kranken  
Unablässlich sich herum.  
Schmelzend im Bekümmernisse,  
Daß der Eumeniden Schar,  
Die um ihn gelagert war,  
Nicht in Höllenglut ihn risse,  
Bot sie sich zum Schirme dar. —

Macht in meiner Schuld, o Saiten,  
Ihrer Tugend Adel kund!  
Wahrheit knüpfe, des geweihten  
Lautenschlägers Hand zu leiten,  
Mit Gerechtigkeit den Bund!  
Manche Tugend mag er missen:  
Aber du, Gerechtigkeit,  
Warst ihm heilig jederzeit!  
Nein! Mit Willen und mit Wissen  
Hat er nimmer dich entweiht.

Auf es laut aus voller Seele:  
Schuldlos war ihr Herz und Blut!  
Welches Ziel die Nügte wähle,  
O so trifft sie meine Fehle,  
Fehle meiner Liebeswut!

Geißle mich des Hartsinns Tadel!  
 Wölfe sich ob meiner Schuld  
 Selbst die Sterne milder Huld!  
 Büß' ich nur für ihren Adel,  
 O so büß' ich mit Geduld.

170

210

Ha, nicht linder Weste Blasen  
 Wehte mich zu Lieb' und Lust!  
 Nein, es war des Sturmes Rausen!  
 Flamme, Steine zu verglaffen  
 Heiß genug, entfuhr der Brust!  
 Nur in Hutons grausen Landen  
 Sätten, eifern in der Pflicht,  
 Welche keine Not zerbricht,  
 Unholdinnen widerstanden:  
 Doch die zarte Holdin nicht! —

175

215

180

220

Unglückssohn, warum entflamte  
 Deinen Busen solche Glut?  
 Sprich woher, woher sie stammte?  
 Welches Dämons Macht verdamnte,  
 Frevler, dich zu dieser Wut? —  
 Eitle Frage! Nimm, Gesunder,  
 Nimm mein Herz und meinen Sinn  
 Ohne dieses Fieber hin!  
 Staune dann noch ob dem Wunder,  
 Wie ich diejer war und bin!

185

225

190

230

Nimm mein Auge hin und schaue,  
 Schau in Ihres Auges Licht!  
 Ah, das klare, himmelblaue,  
 Das so heilig sein: Vertraue  
 Meinem Himmelsfinne! spricht!  
 Sieh die Pfirsichzier der Waage,  
 Sieh nur halb, wie auf der Flucht,  
 Dieser Lippe Kirschfrucht,  
 Ah, und werde von dem Drange  
 Deines Durstes nicht versucht!

195

235

200

240

Sieh, o Blöder, auf und nieder,  
 Sieh mit meinem Sinn den Bau  
 Und den Einklang ihrer Glieder!  
 Wende dann das Auge wieder,  
 Sprich: Ich sah nur eine Frau!

205

245

Sieh das Leben und das Weben  
 Dieser Graziegestalt,  
 Sieh es ruhig an und kalt!  
 Fühle nicht das Wonnebeben  
 Vor der Nimmst Allgewalt!

Hat die Milde der Kamöben  
 Gütig dir ein Ohr verliehn,  
 Aufgethan den Taubertönen,  
 Die in Leid- und Freudenthränen  
 Seelen aus den Busen ziehn:  
 O so neig' es ihrer Stimme  
 Und es ist um dich gethan!  
 Deine Seele faßt ein Wahn,  
 Daß sie in der Flut verglümme,  
 Wie ein Funf' im Ozean.

Nahe dich dem Tannmelkreise,  
 Wo ihr Kelleneuten weht;  
 Wo ihr warmes Leben leise,  
 Nach Maguetenstromes Weise,  
 Dir an Leib und Seele geht!  
 Arm und Arm dann um einander!  
 An einander Brust und Brust!  
 Wenn du dann in heißer Lust —  
 Ha, du bist ein Salamander,  
 Wenn du nicht zerlodern mußt! —

Steig' empor vom Erdenhale,  
 Was auch Florens Hand es kränzt!  
 Sonne dich, o Lied, im Strahle,  
 Der herab vom Sternensaale  
 Diesen Frühling überglänzt!  
 Siehe, wie des Maies Wonne,  
 So verarmt Autumms Horn;  
 Wir verschwelgen Most und Korn:  
 Aber nie versiegt die Sonne,  
 Gottes goldner Segensborn.

Ohne Wandel durch die Jahre,  
 Durch den Wechsel aller Zeit,  
 Leuchtet hoch das reine, klare  
 Geistlig-Schöne, Gute, Wahre  
 Dieser Seel' in Ewigkeit.



Lebensgeist, von Gott gehaucht,  
Odem, Wärme, Licht zu Rat,  
Kraft zu jeder Edeltbat,  
Selig, wer in dich sich taucht,  
250 Du der Seelen Labebad!

Schmeichelflut der Vorgesühle  
Hoher Götterluft schon hier  
Wallet oft, bei Frost und Schwüle,  
Wie mit Wärme, so mit Kühle,  
255 Lieblich um den Busen mir.  
Fühlet wohl ein Gottesseher,  
Wann sein Seelenaug' entzündt  
Zu die bessern Welten blickt,  
Fühlt er seinen Busen höher,  
260 Unausprechlicher beglückt?

O der Wahrheit! O der Güte,  
Rein wie Perlen, ächt wie Gold!  
O der Sittenanmut! Blühte  
Je im weiblichen Gemüte  
265 Jeder Tugend Reiz so hold?  
Hinter sanfter Hügel Schirme,  
Wo die Purpurbeere reift  
Und der Liebe Nektar träuft,  
Hat kein Fittich böser Stürme  
270 Dies Elxium bestreift.

Da vergiftet nichts die Lüfte,  
Nichts den Sonnenschein und Tau,  
Nichts die Blum' und ihre Düste;  
Da sind keine Mördergrüfte;  
275 Da beschleicht kein Tod die Au;  
Da berückt dich keine Schlange,  
Zwischen Moos und Klee versteckt;  
Da umschwirrt dich kein Insekt,  
So das Lächeln von der Wange,  
280 Aus der Brust den Frieden deckt.

Alle deine Wünsche brechen  
Ihre Früchte hier in Ruh;  
Milch und Honig fließt in Bächen;  
Töne wie vom Himmel sprechen  
285 Labfal dir und Segen zu. —

Doch — du fühltest dich verlassen,  
Lied, in dieser Region!  
Lange weigern sich dir schon,  
Das Unsäglich zu fassen,  
290 Bild, Gedanke, Wort und Ton. —

Der, dem sie die Götter schufen  
Zur Genossin seiner Zeit,  
Ist vor aller Welt berufen,  
Zu erobern alle Stufen  
295 Höchster Erdenseligkeit.  
Ihm gedeihn des Glückes Saaten;  
Seinem Wunsch ist jedes Heil,  
Ehre, Macht und Reichthum feil:  
Denn zu tausend Wunderthaten  
300 Wird Vermögen ihm zu teil.

Durch den Balsam ihres Kusses  
Höhnt das Leben Sarg und Grab;  
Stark im Segen des Genusses  
Gibt's der Flut des Zeitensusses  
305 Keine seiner Blüten ab.  
Rosicht hebt es sich und golden,  
Wie des Morgens lichtet Haupt,  
Seiner Jugend nie beraubt,  
Aus dem Bette dieser Holden,  
310 Mit verjüngtem Schmuck umlaubt.

Erd' und Himmel! Eine Solche  
Sollt' ich nicht mein eigen sehn?  
Über Rattern weg und Wolche,  
Mitten hin durch Pfeil' und Dolche  
315 Konnt' ich stürmend nach ihr gehn.  
Mit der Stimme der Empörung  
Konnt' ich furchtbar: Sie ist mein!  
Gegen alle Mächte schrein,  
Tempel lieber der Zerstörung,  
320 Eh' ich ihrer mißte, weihn.

Singt mir nicht das Lied von Andern!  
Andre sind für mich nicht da:  
Sollt' ich auch, gleich Alexandern,  
Durch die Welt erobernd wandern,  
325 West- und osthin, fern und nah.

Andre füllen Andrer Herzen;  
 Andre reizen Andrer Sinn.  
 Wann ich erst ein Andrer bin,  
 Dann sind Andrer Lust und Schmerzen  
 330 Mir Verlust auch und Gewinn.

Läßt, so ganz nach allen Fernen,  
 So von Allem abgetrennt,  
 Was die Sehnsucht möchte kornen,  
 Schwebend zwischen Meer und Sternen,  
 335 Von des Durstes Glut verbrennt,  
 Läßt die Strebekraft sich dämpfen,  
 Wenn wir dann, so weit wir sehn,  
 Eine Labung nur erspahn?  
 340 Gilt was anders, als erkämpfen,  
 Oder kämpfend untergehn? —

Herr des Schicksals, deine Hände  
 Wandten meinen Untergang!  
 Nun hat alle Fehd' ein Ende;  
 Dich, o neue Sonnenwende,  
 345 Grüßet jubelnd mein Gesang!  
 Hymnen, den ich benedeie,  
 Der du mich der langen Last  
 Endlich nun entladen hast,  
 350 Habe Dank für deine Weihe!  
 Sei willkommen, Himmelsgast!

Sei willkommen, Fackelschwinger!  
 Sei begrüßt im Freudenchor,  
 Schuldverjöhner, Grambezwinger!  
 Sei gesegnet, Wiederbringer  
 355 Aller Huld, die ich verlor!  
 Ach, von Gott und Welt vergeben  
 Und vergessen werd' ich sehn  
 Alles, was nicht recht gesehn,  
 360 Wann im schönsten neuen Leben  
 Gott und Welt mich wandeln sehn.

Schände nun nicht mehr die Blume  
 Meiner Freuden, niedre Schmach!  
 Schleiche, bis zum Heiligtume  
 Frommer Unschuld, nicht dem Ruhme  
 365 Meiner Auserwählten nach!

Stirb nunmehr, verworfne Schlange!  
 Längst verheerdest du genug!  
 Ihres Retters Adlerflug  
 Rauscht heran im Waffenklange  
 370 Dessen, der den Python schlug.

Schwing', o Lied, als Ehrenfahne  
 Deinen Fittich um ihr Haupt!  
 Und erstatte, trotz dem Wahne,  
 Was ihr mit dem Drachenzahne  
 375 Pöbellästerung geraubt!  
 Spät, wann dieß' im Staubgewimmel  
 Längst des Unwerts Buße zahlt,  
 Strahl', in dies Panier gemalt,  
 Adonide, wie am Himmel  
 380 Dort die Halmen-Jungfrau strahlt.

Erdentöchter, unbefungen,  
 Hoher Faunen Spiel und Scherz,  
 Seht, mit solchen Nuldigungen  
 Lohnt die teuern Pöferungen  
 385 Des gerechten Sängers Herz!  
 Offenbar und groß auf Erden,  
 Hoch und hehr zu jeder Frist,  
 Wie die Sonn' am Himmel ist,  
 Heißt ers vor den Edlen werden,  
 390 Was ihm seine Holdin ist. —

Lange hatt' ich mich gesehnet,  
 Lange hatt' ein stummer Drang  
 Meinen Busen ausgehnet.  
 Endlich hast du sie gekrönet,  
 395 Meine Sehnsucht, o Gesang!  
 Ach! dies bange süße Drücken  
 Macht vielleicht ihr Segensstand  
 Nur der jungen Frau bekannt.  
 Trägt sie so nicht vom Entzücken  
 400 Der Vermählungsnacht das Pfand?

Ah, nun bist du mir geboren,  
 Schön, ein geistiger Adon!  
 Tanzet nun, in Lust verloren,  
 Ihr, der Liebe goldne Horen,  
 405 Tanzt um meinen schönsten Sohn!

Segnet ihn, ihr Pierinnen!  
 Laß, o süße Melodie,  
 Laß ihn, Schwester Harmonie,  
 Jedes Ohr und Herz gewinnen,  
 Jede Götterphantasie!

Nimm, o Sohn, das Meisterfiegel  
 Der Vollendung an die Stirn!  
 Ewig strahlen dir die Flügel,  
 Meines Geistes helle Spiegel,  
 Wie der Liebe Nachtgestirn!  
 Schweb', o Liebling, nun hin nieder,  
 Schweb' in deiner Herrlichkeit  
 Stolz hinab den Strom der Zeit!  
 Keiner wird von nun an wieder  
 Deiner Töne Pomp geweiht.

### Verlust.

Sonnett.

Wonneloohn getreuer Huldigungen,  
 Dem ich mehr als hundert Wunden lang,  
 Tag und Nacht, wie gegen Sturm und Drang  
 Der Pilot dem Hafen, nachgerungen!  
 Besser, allgenug für Götterzungen,  
 Goldnes Kleinod, bis zum Überschwang  
 Süündlich neu erfüllt mit Labetrank,  
 O wie bald hat dich das Grab verschlungen!  
 Nektarlech, du warest süß genug,  
 Einen Strom des Lebens zu versüßen,  
 Sollt' er auch durch Weltenalter fließen.  
 Wehe mir! Seitdem du schwändest, trug  
 Bitterkeit mir jeder Tag im Munde.  
 Honig trägt nur meine Todesstunde.

### Trauerstille.

Sonnett.

O wie öde, sonder Freudenschall,  
 Schweigen nun Palläste mir, wie Hütten,  
 Flur und Hain, so munter einst durchschritten,  
 Und der Wonneseß am Wasserfall!

Todeshauch verwehte deinen Hall,  
 Melodie der Liebesred' und Bitten,  
 Welche mir in Ohr und Seele glitten,  
 Wie der Flötenton der Nachtigall.  
 Leere Hoffnung! Nach der Abendröte  
 Meines Lebens einst im Almenhain  
 Süß in Schlaf durch dich gelullt zu sein!  
 Aber nun, o milde Liebesflöte,  
 Wecke mich beim letzten Morgenschein  
 Lieblich, statt der schmetternden Trompete.

### Auf die Morgenröte.

Sonnett.

Wann die goldne Fröhe, neugeboren,  
 Am Olymp mein matter Blick erschant,  
 Dann erblaff' ich, wein' und seufze laut:  
 Dort im Glanze wohnt, die ich verloren!  
 Grauer Tithon! du empfängst Aurora  
 Froh außs neu, sobald der Abend taut;  
 Aber ich umarm' erst meine Braut  
 An des Schattenlandes schwarzen Thoren.  
 Tithon! Deines Alters Dämmerung  
 Mildert mit dem Strahl der Rosenstirne  
 Deine Gattin, ewig schön und jung:  
 Aber mir erloschen die Gestirne,  
 Sanft der Tag in öde Finsternis,  
 Als sich Molly dieser Welt entriß.

### Liebe ohne Heimat.

Sonnett.

Meine Liebe, lange wie die Taube  
 Von dem Falken hin und her gescheucht,  
 Wähnte froh, sie hab' ihr Nest erreicht  
 In den Zweigen einer Götterlaube.  
 Armes Täubchen! Hart getäuschter Glaube!  
 Herbes Schicksal, dem kein andres gleicht!  
 Ihre Heimat, kaum dem Blick gezeigt,  
 Wurde schnell dem Wetterstrahl zum Raube.

10 Ach, nun irrt sie wieder hin und her!  
Zwischen Erd' und Himmel schwebt die Arme,  
Sonder Ziel für ihres Flugs Beschwer.  
Denn ein Herz, das ihrer sich erbarme,  
Wo sie noch einmal, wie einst erwarme,  
Schlägt für sie auf Erden nirgends mehr.

**Gesang am heiligen Vorabend des fünfzigjährigen Jubelfestes  
der Georgia Augusta.**

Morgen, o festlicher Tag,  
Morgen entschwebe  
Herrlich und hehr der Nacht!  
Komm in Titans Strahlenkranze,  
5 Komm im blauen Äthermantel,  
In des Urlichts reinstem Glanze!  
So entsteige der Grotte der Nacht  
Unter dem Meer!  
So entschwebe dem Wogentanze  
10 Herrlich und hehr,  
Sehr und herrlich in Bräutigamspracht!

Es harret dein,  
Voll Lieb' und Lust,  
Die hohe Jubelkönigin.  
Vor bräutlichem Entzücken  
15 Hüßt ihr die Brust.  
Sie harret dein,  
Mit wonneglänzenden Wangen und Blicken,  
Georgia Augusta harret dein!

20 Als sie vor fünfzig ruhmbestrahlten Jahren  
Ein schönes Kind,  
Ein wunderschönes Götterkind,  
Geboren war,  
Da brachten sie in dieses Tempels Halle,  
25 Vor Gottes Hochaltar,  
Ihr großer Vater und die Hochberühmten alle,  
Die ihrer Kindheit Pfleger waren,  
Dem Segenspender dar,  
Und auf der Andacht Flügel schwang  
30 Sich himmelan ihr flehender Gesang.

Herr, erfülle sie mit Weisheit,  
Adle sie, o Herr, durch Schönheit,  
Rüste sie mit Heldenstärke,  
Für den großen Gang zum Ziele  
35 Strahlender Vollkommenheit!

Denn der Geist gedeiht durch Weisheit,  
Und das Herz gedeiht durch Schönheit,  
Dieser Einklang rauscht in Stärke;  
Dieser Adel führt zum Ziele  
40 Dauernder Glückseligkeit.

Und als das Lied der frommen Schar,  
Das Lied der heißen Inbrunst,  
Hinauf gesungen war,  
Da wallte Gottes Flamme,  
45 Sanft wallte von des Gebers Thron  
Des herzlichsten Gebetes Lohn,  
Die Flamme, die noch nie verlosch,  
Des Segens Flamm' herab auf den Altar.

O Flamme, die vom Himmel sank,  
Entlodre hoch und weh' umher!  
Umher, umher!  
Entzünde jedes Herz umher  
50 Zu heißem Dank!  
Dem Geber zu unaussprechlichem Dank!

Der königliche Herrscher auf dem Thron  
Von Albion  
Trat väterlich herzu, und gab  
Ihr reichlich mildes Öl zur Nahrung.  
Wetteifernd trat herzu die Schar  
60 Der Pfleger und der Priester am Altar,  
Der sie zu heiliger, zu ewiger Bewahrung  
Von Gott und König anvertrauet war,  
Und hütet' ihrer gegen jegliche Gefahr  
Hinweg zu löschen, oder sich zu trüben:  
65 So gegen den wild stürmenden Orkan  
Des Krieges, als des Meides leise Pest.  
Gleich jener in der Besta Heiligthume,  
Erhielt getreue, rege Wachsamkeit  
Die heil'ge Lohe rein und schön  
70 Und hoch vom Anbeginn bis heut.

Himmelslohn euch, große Seelen,  
 In der Ruhe Heiligtum!  
 Ewig Heil euch, ewig Friede!  
 Hier auf Erden tön' im Liebe  
 Nun und immerdar eu'r Ruhm!

75

Erwärmt von Gottes Segensflamme wuchs,  
 Münchhausen, du Unsterblicher,  
 Wuchs deine Tochter schnell und hoch heran.  
 Des Ruhmes starker Adlerfittich trug  
 Lantrauschend ihren Namen  
 Rund um den Erdball über Meer und Land:  
 Und feiner edlern Völker Söhne kamen  
 Bei Tausenden zur Huldigung.  
 Viel teilte sie von ihres Reichthums Fülle,  
 Und viel von ihres Adels Hoheit,  
 Viel Mut und Kraft zu Thaten —  
 So war es in der Weihe ihr verliehn —  
 Zum Heil der Völker mit.

80

85

Selig, selig, himmelfelig  
 Ist das hoherhabne Amt,  
 Auszuspenden, gleich der Sonne  
 Durch den großen Raum der Welten,  
 Ins Unendliche des Geistes  
 Lebensnahrung, Licht und Kraft!

90

115

Des Kampfes Richter nehmen mild und schmeichelnd  
 Nun zur Echolung ihr die Waffen ab,  
 Und kleiden sie in festliches Gewand,  
 Für ihren ersten Jubelsternstag.

120

Triumph! Des Tages Ehrenkönigin  
 Erhebt ihr Haupt!  
 Sie trägt ihr hohes Götterhaupt,  
 Sie trägt's mit Laub und Blumen,  
 Laut rauschend,  
 Süß duftend,  
 Süß duftend mit lieblichen Blumen,  
 Laut rauschend mit Laube des Ruhms umlaubt!

125

Wer aber führt den schönen Sohn der Zeit,  
 Wer führt heraus von Osten  
 Den hellen Ehrentag,  
 Den lauten Wonnebringer?  
 Wer führt der schönen Jubelbraut  
 Den Jubelbräutigam nun zu?  
 Wer weiht zur Unsterblichkeit sie ein? —  
 Wer sonst, als ihres großen Vaters Geist  
 Und ihrer heimgewallten Pfleger Geister,  
 Die jetzt, von Gott dazu ersehn,  
 Ihr unsichtbare Lebenswächter sind?

130

Hebe dich himmelan, Weihegesang,  
 Hoch in die Heimat der seligen Schar!  
 Zieh der großen Heimgewallten  
 Geister zum Feste der Tochter herab!

135

Schwebt herunter, wir rufen dich laut,  
 Schwebt vom Himmel, unsterbliche Schar!  
 Freude dich der Ruhmbekränzten,  
 Hoch in der Blüte der Schönheit und Kraft!

140

Führt, ihr Verklärten, in Bräutigamsprache,  
 Führt den Freudenerwacker ihr zu!  
 Strömt auf ihre Kraft und Schönheit  
 Segen der ewigen Jugend herab! —

145

Merkt auf! Sie habens vernommen,  
 Die schützenden Geister! Sie kommen!  
 Sie führen den glänzenden Bräutigam an!  
 Schon wehet der heilige Schauer voran.

100

Georgia Augusta, schön und stark,  
 Voll Lebensgeist und Mark,  
 Mit Athenäens Rüstung angethan,  
 Ging tadellos bis heut der Ehre Bahn,  
 Und tritt des Ruhmes Streit  
 Mit ungeschwächter rascher Tapferkeit.  
 Nun steht sie, lehnt sich ruhend auf den Speer,  
 Und darf — das zeuge du, Gerechtigkeit! —  
 Betrost zurück auf ihre Thaten schau.

110

150 Schaut auf! Die Himmlischen steigen,  
Ein feierlich schwebender Reigen,  
Ein tönender, Seelen entzückender Chor,  
Auf purpurnen Wolken in Oten empor.

155 Schlagt hoch, ihr lodernnden Flammen  
Der Herzen und Lieder, zusammen!  
Führt, Orgel und Pauke, mit festlichem Klang  
Entgegen des frohen Willkommens Gesang!

Ode der funfzigjährigen Jubelfeier der Georgia Augusta  
am 17. September 1787

gewidmet von mehreren zu Göttingen Studierenden.

Erhabenster, der du das All gestaltet,  
Zu deiner Herrlichkeit Pallast,  
Und in ein Lichtgewand, aus Finsternis entfaltet,  
Dein Werk gekleidet hast!

5 Du hast im Raum, wo deine Sonne lodert,  
Um Ein Zentralziel aller Kraft,  
Zu dem erhabnen Tanz die Sphären aufgejodert,  
Der nimmermehr erschläfft!

10 Es schwebt mit ihm, an Harmonieen-Banden,  
Der hohe Welt-Choral dahin,  
Vom dem Pythagoras und Newton viel verstanden,  
Und Keplers tiefer Sinn.

15 Im Geistesall, wo Form des Raums verschwindet,  
Wo dumpf der Sinn des Zeitstroms Fall  
Nur noch vernimmt, hast du weit größer dich verkündet,  
Als in dem Sinnenall.

20 Da lodern hoch, mit wunderbarem Glanze,  
Die Sonnen Wahr und Gut und Schön,  
Um die, — so willst du es — sich in vereintem Tanze  
Des Geistes Künste drehn.

Vereinigung ersehnen die drei Flammen  
Durch wechselseitigen Zug und Drang.  
Auch hier rauscht die Musik der Sphären laut zusammen  
Zu Einem Chorgesang;

25 Und rauschet fort, von Einem Strom gezogen,  
Vom Strome der Vollkommenheit.  
Ein Niagara stürzt der seine lichten Wogen  
Ins Meer der Seligkeit. —

30 Georgia, die auch Gesang und Reigen  
Erhabner Geisteskünste führt,  
Tritt heut vor deinen Thron, ihr Haupt vor dir zu neigen,  
Dem Anbetung gebührt.

35 Gefiel bisher dir höchstem Chorageten  
Ihr Einklang mit dem großen Chor  
Der Schöpfung, so vernimm, was ihre Söhne beten,  
O Herr, mit mildem Ohr!

40 Gesehn' ihr heut im Jubelfeierkleide  
Den Wunsch, den jede Brust ihr weicht,  
Und bis zu Götterkraft den Lebenswein der Freude,  
Den ihr Georg ihr heut!

Hoch aufgefrischt von dieses Tages Wonnen,  
Und deiner Segenskräfte voll,  
Erhalte sich ihr Schwung um die drei Geistes-Sonnen,  
Um die sie schweben soll!

45 Nie müsse sie des Rhythmus Kunst verlernen,  
Die Glied an Glied ins Ganze fügt!  
So fliege sie den Flug mit ihren Folge-Sternen,  
Den alles Leben fliegt!

50 Und werde stets zum Ziele fortgezogen,  
Das nur der Gottgeweihte sieht,  
Wohin mit Ozeans-Gewalt der Kräfte Wogen  
Die Kraft der Kräfte zieht!

Sied.

Du mit dem Frühlingsangesichte,  
Du schönes blondes Himmelskind,  
An deiner Unmut Rosenlichte  
Sieht sich mein Auge noch halb blind!

5 Nach etwas durst' ich lang' im Stillen;  
 Nach Einem Labekuß von dir.  
 Den gib mir nur mit gutem Willen,  
 Sonst nehm' ich rasch ihn selber mir!

10 Und sollte dich der Raub verdrießen,  
 So geb' ich gern den Augenblick,  
 Die Schuld des Frevels abzubüßen,  
 Ihn hundertfältig dir zurück.

### An Amalien.

Auf ein Stammbuchs-Blatt.

Schön, wie du, o Holbin, blüht der Garten,  
 Den des Dichters Phantasie dir schafft.  
 Sein als Gärtner treu und hold zu warten,  
 Sehnet sich des Herzens ganze Kraft.

5 Hundert Wünsche, ächte Leibesprossen  
 Dieses Gärtners, schwärmen froh hinaus,  
 Und durchziehn die Felder unverdrossen,  
 Blumen auszuspähn zum Busenstrauß.

10 Jeder Schönsten, so die Zeiten schenken,  
 Jeder Blume reiner Lebenslust  
 Spähn sie nach, zum holden Angedenken,  
 Welches blüh' und duft' an deiner Brust.

15 Ist dies nur der kleinsten Kraft empfänglich,  
 Die das Herz hinein zu segnen strebt,  
 O so weiß ich, daß es unvergänglich,  
 Unvergänglich dir am Busen lebt;

20 Daß es blühen und duften wird so lange,  
 Als dein süßer Atem drüber weht,  
 Als noch Leben deiner Rosenwange,  
 Deiner Purpurlippe Glanz erhöht,

Als dein blaues Auge dieses Blickes  
 Allgewalt bei Himmelsmilde trägt,  
 Und dein Herz — o welchem Sohn des Glückes? —  
 Hier auf Erden Lieb' und Leben schlägt.

### An die Bienen.

Wollt ihr wissen, holde Bienen,  
 Die ihr süße Beute liebt,  
 Wo es mehr, als hier im Grünen,  
 Honigreiche Blumen gibt?  
 Statt die tausend auszunippen,  
 Die euch Florens Milde bent,  
 Saugt aus Amarylhis Lippen  
 Aller tausend Süßigkeit.

10 Florens schöne Kinder rötet  
 Nur der Frühlingssonne Licht:  
 Amarylhis Blumen tötet  
 Auch der strenge Winter nicht.  
 Jener ausgeleerte Hülle  
 Wird nicht wieder angefüllt:  
 Aber nie versiegt die Fülle,  
 Die aus diesem Kelsche quillt.

20 Eins, nur Eins sei euch geflaget!  
 Oh' ihr auf dies Purpurrot  
 Eure seidnen Flügel waget,  
 Hört, ihr Lieben, was euch droht!  
 Ach, ein heißer Kuß hat neulich  
 Die Gefahr mir kund gemacht.  
 Nehmt die Flügel, warn' ich treulich,  
 Ja vor dieser Gut in acht!

### An F. M. als sie nach London ging.

Könn' auf väterlichen Auen  
 Ein verkümmertes Poet,  
 Könn' er dir ein Nüttchen bauen,  
 Wie es vor dem Geist' ihm steht;

30 In der Hütt' ein frohes Stübchen,  
 Groß genug für Weib und Mann,  
 Und zwei Mädchen, oder Bübchen,  
 Die Gott leicht beschereu kann;

10 In der Stub' ein nährend Tischchen,  
Täglich bietend Wein und Brot,  
Auch wohl Brätchen, oder Fischchen,  
Unversalzt durch Schülbennot;

15 Neben an zur Gartenseite  
Ein vertrautes Kämmerlein,  
D'rin ein Bett', an Läng' und Breite,  
Für ein Pärchen nicht zu klein,

20 Wo du gern hinein dich bettest,  
Wo du ruhest, weich und warm,  
Mit dem Mann, den du gern hättest,  
Fest verschlungen Arm in Arm;

Könnte das, mein gutes Mädchen,  
Ein verarmter Leiermann,  
Der nur auf dies Spinnensädchen  
Wunschoraklen reihen kann:

25 Heut noch brächt' er froh den Schlüssel  
Dir zu Stub' und Kämmerlein,  
Führte dich zu Krug und Schüssel,  
Spräche: „Bleib, denn dies ist dein!“

30 „Bleib, würd' er ins Ohr dir rannen,  
Hier ist gut und besser sein,  
Als sich mit des Hofes Launen  
Zu St. James herum kastein.“ —

35 Aber ach! durch Sturm und Regen  
Muß er fort dich wandern gehn;  
Nichts kann er als Gottes Segen  
Zum Begleiter dir erslehn.

---

An August Wilhelm Schlegel.

Sonnett.

Kraft der Laute, die ich rühmlich schlug,  
Kraft der Zweige, die mein Haupt umwinden,  
Darf ich dir ein hohes Wort verkünden,  
Das ich längst in meinem Busen trug.

Junger Mar! Dein königlicher Flug  
Wird den Druck der Wollen überwinden,  
Wird die Bahn zum Sonnentempel finden,  
Oder Phöbus Wort in mir ist Lug.

10 Schön und laut ist deines Fittichs Tönen,  
Wie das Erz, das zu Dodona klang,  
Leicht und stark dein Aufflug sonder Zwang.

Dich zum Dienst des Sonnengotts zu krönen,  
Hielt' ich nicht den eignen Kranz zu wert;  
Doch — dir ist ein besserer besichert.

---

Das Blümchen Wunderhold.

5 Es blüht ein Blümchen irgend wo  
In einem stillen Thal.  
Das schmeichelt Aug' und Herz so froh,  
Wie Abendsonnenstrahl.  
Das ist viel köstlicher, als Gold,  
Als Perl' und Diamant.  
10 Drum wird es „Blümchen Wunderhold“  
Mit gutem Fug genannt.

15 Wohl fänge sich ein langes Lied  
Von meines Blümchens Kraft:  
Wie es am Leib' und am Gemüth  
So hohe Wunder schafft.  
Was kein geheimes Elixir  
Dir sonst gewähren kann,  
20 Das leistet traun! mein Blümchen dir.  
Man sah' es ihm nicht an.

Wer Wunderhold im Busen hegt,  
Wird wie ein Engel schön.  
25 Das hab' ich, inniglich bewegt,  
An Mann und Weib gesehen.  
An Mann und Weib, alt oder jung,  
Zieht's, wie ein Talisman,  
Der schönsten Seelen Huldigung  
Unwiderstehlich an.

30 Auf steifem Hals ein Strockerhaupt,  
Des Wangen hoch sich bläh'n,  
Des Nase nur nach Äther schraubt,  
Läßt doch gewiß nicht schön.



Wenn irgend nun ein Rang, wenn Gold  
 30 Zu steif den Hals dir gab,  
 So schmeidigt ihn mein Wunderhold  
 Und biegt dein Haupt herab.

Es webet über dein Gesicht  
 Der Anmut Rosenflor;  
 35 Und zieht des Auges grellem Licht  
 Die Wimper mildernd vor.  
 Es teilt der Flöte weichen Klang  
 Des Schreiers Kehle mit,  
 Und wandelt in Zephyrengang  
 40 Des Stürmers Woltertritt.

Der Laute gleicht des Menschen Herz,  
 Zu Sang und Klang gebaut,  
 Doch spielen sie oft Lust und Schmerz  
 Zu stürmisch und zu laut:  
 45 Der Schmerz, wann Ehre, Macht und Gold  
 Vor deinen Wünschen fliehn,  
 Und Lust, wann sie in deinen Sold  
 Mit Siegeskränzen ziehn.

O wie dann Wunderhold das Herz  
 50 So mild und lieblich stimmt!  
 Wie allgefällig Ernst und Scherz  
 In seinem Zauber schwimmt!  
 Wie man alsdann nichts thut und spricht,  
 Drob Jemand zürnen kann!  
 55 Das macht, man trotzt und strotzet nicht  
 Und drängt sich nicht voran.

O wie man dann so wohlgenut,  
 So friedlich lebt und webt!  
 60 Wie um das Lager, wo man ruht,  
 Der Schlaf so segnend schwebt!  
 Denn Wunderhold hält alles fern,  
 Was giftig heißt und sticht;  
 Und stäch' ein Molsch auch noch so gern,  
 So kann und kann er nicht.

Ich sing', o Lieber, glaub' es mir  
 65 Nichts aus der Fabelwelt,  
 Wenn gleich ein solches Wunder dir  
 Fast hart zu glauben fällt.

Mein Lied ist nur ein Widerschein  
 Der Himmelslieblichkeit,  
 Die Wunderhold auf Groß und Klein  
 In Thun und Wesen streut.

Ah! hättest du nur die gekannt,  
 Die einst mein Kleinod war —  
 Der Tod entriß sie meiner Hand  
 Hart hinterm Traualtar —  
 Dann würdest du es ganz verstehn,  
 Was Wunderhold vermag,  
 Und in das Licht der Wahrheit sehn,  
 80 Wie in den hellen Tag.

Wohl hundertmal verdankt' ich ihr  
 Des Blümchens Segensflor.  
 Sanft schob sie's in den Busen mir  
 Zurück, wann ichs verlor.  
 85 Jetzt rafft ein Geist der Ungeduld  
 Es oft mir aus der Brust.  
 Erst, wann ich büße meine Schuld,  
 Bereu' ich den Verlust.

O was des Blümchens Wunderkraft  
 90 Am Leib' und am Gemüt  
 Ihr, meiner Holdin, einst verschafft,  
 Faßt nicht das längste Lied! —  
 Weil's mehr, als Seide, Perl' und Gold  
 Der Schönheit Bier verleiht,  
 95 So nenn' ichs „Blümchen Wunderhold“  
 Sonst heißt's — Bescheidenheit.

### Vorgefühl der Gesundheit.

Von Heinrich Christian Boie.

Täuschet ihr mit euerm Wechsellanze,  
 Du, o Wunsch, und du, o Hoffnung, mich?  
 Oder naht im Purpurnelkenfranze  
 Frohen Trittes die Gesundheit sich?  
 5 Will sie von dem Dämon mich erlösen,  
 Welcher meine Kraft gefangen nahm?  
 Soll ich wiederum zu Dem genesen,  
 Der ich der Natur vom Busen kam?

10 Laß mich dir mein Vorgefühl verkünden,  
 Boie, alter, trauter Herzensfreund!  
 Woniglich wießt du es mit empfinden,  
 Wann der Dulder fessellos erscheint;  
 Wann er mit der angeborenen Stärke  
 15 Jugendlich Apollons Bogen spannt,  
 Oder rüstig zu Athenens Werke  
 Unter der Agide sich ermannet.

Ha, dein Freund, einst mehr als halb verloren,  
 Neck verhöhnt von schnödem Übermut,  
 20 War zum lahmen Schwächling nicht geboren;  
 Ihn durchfloß kein träges feiges Blut.  
 Daß bezeugen ihm des Windus Würden,  
 Die er in der Ohnmacht noch erwarb,  
 Und die Kraft, die unter allen Bürden  
 Nicht in zwanzig Jahren ganz erstarb.

25 Heil ihm! Leichter fühlt er schon die Glieder;  
 Und der Genius, der in ihm strebt,  
 Schüttelt freier, stärker das Gefieder,  
 Daß dem schweren Nebel ihn enthebt.  
 Erde, dich mit allen deinen Bergen,  
 30 Allem lastenden Metall darin,  
 Allen Riesen drauf und allen Zwergen,  
 Haucht er bald, wie Flaum, vor sich dahin.

35 Edle Rache bent er dann der Schande,  
 Die er über sein Verschulden trug,  
 Seit der Hypochonder dumpfe Bände  
 Um die rein gestimmten Nerven schlug,  
 Wann es heller um der Wahrheit Seher,  
 Wärmer um der Schönheit Pfleger tagt,  
 40 Und er glorreich eines Hauptes höher  
 Als zehntausend Alltagsmenschen ragt.

45 Mag es Riese dann und Drache wagen,  
 Gegen ihn zum Kampf heran zu gehn!  
 Mag das Glück ihn auf den Armen tragen,  
 Oder Er auf eignen Füßen stehn!  
 Neu gerüstet mit den Götterwaffen,  
 Die er mit gestähltem Arme führt,  
 Wird er sich nach Selbenrecht verschaffen,  
 Was sein Wunsch bedarf und ihm gebührt. —

50 Herr des Lebens, willst du mich erhalten,  
 O so gib nur Eins, — Gesundheit mir!  
 Dankend will ich dir die Hände falten,  
 Aber bitten weiter nichts von dir.  
 Kühn durch Klippen, Strudel, Ungeheuer  
 55 Len' ich, allgenugiam mir, alsdann  
 Auf des Lebens Ozean mein Steuer.  
 Selbst sein Gott ist ein gesunder Mann.

Zweites Buch

Episch-lyrische Gedichte

---

Neue  
weltliche hochdeutsche Reime,

enthaltend  
die abenteuerliche doch wahrhaftige

**Historiam**

von der  
wunderschönen Durchlauchtigen  
Kaiserlichen

**Prinzessin Europa,**

und  
einem uralten heidnischen  
Götzen,

**Jupiter item Zeus**

genannt,

als welcher sich nicht entblödet, unter der Larve  
eines unvernünftigen Stieres, an höchstgedachter Prinzessin  
ein *crimen raptus*, zu deutsch: Jungferntraub auszuüben.

Also gesetzt und an das Licht gestellt  
durch

M. Jocosum Hilarium,  
Poët. caes. laur.

**F**or alters war ein Gott,  
Von nicht geringem Ruhme,  
Im blinden Heidentume.  
Nun aber ist er tot.  
Er starb == polt Christum natum ==  
Ich weiß nicht mehr das Datum.

Der war an Schelmerci  
Das Weibsen zu betrügen,  
Von dem Papa der Lügen  
Das ächte Konterfei;  
Und kurz, auf alle Fälle,  
Ein lockerer Geiße.

Ich hab' ein altes Buch,  
Das thut von ihm berichten  
Viel schnurrige Geschichten,  
Worin manch Stüßer g'nug  
Für seinen Schnabel fände,  
Wenn er Latein verstände.

Mein unverdroßner Mund  
Soll, ohne viel zu wählen,  
Nur Einen Kniff erzählen.  
Denn thät' ich alle kund,  
So wäre zu besorgen,  
Ich jäng' bis übermorgen.

Eu'r Bazen soll euch nicht,  
Geehrte Herrn, gereuen.  
Mein Liedel soll euch freuen! —  
Doch ihr dort! Schelmergezücht!  
Kroaten, hinter'n Bänken!  
Laßt nach mit Lärm und Schwänken!

Heda! Hier nichts gedeut,  
Ihr ungewaschenen Buben!  
Kariert in andern Stuben,  
Nur mich laßt ungeneckt!  
Sonst hängt euch, schnaps! am Munde  
Ein Schloß; wiegt tausend Pfunde.

Ha! das Donatgeschmeiß!  
Kaum hört und sieht's was Neues,  
So hat es gleich Geschreies,  
So puppert Herz und Steiß.  
Geduld! Man wird's euch zahlen,  
Euch dünnen Schulpenmalen!

Traut nicht! Es regt sich hie,  
In meinem Wolfstornister,  
Der Kuckuck und sein Küster —  
Ein Kobolt — heißt Genie.

Dem schaffst's gar guten Frieden,  
Wem Gott solch Ding beschieden.

Laßt ja den Griesgram gehn!  
Er weiß euch zu kuranzgen;  
Läßt euch wie Affen tanzen,  
Und auf den Köpfen stehn;  
Wird euch 'mal begenieen,  
Daß euch die Steiße glühen. —

Doch ihr, Kunstjüngerlein!  
Mögt meine Melodeien  
Nur nicht flugs nachlasseien.  
So leicht lallt sich's nicht 'nein.  
Beherzigt doch das dictum:  
Cacatum non est pictum. — — —

Eu'r Bazen soll euch nicht,  
Geehrte Herrn, gereuen.  
Mein Liedel soll euch freuen!  
Nun schaut mir ins Gesicht!  
Merkt auf mit Herz und Sinnen!  
Will endlich 'mal beginnen. —

Zens wälzt' im Bette sich,  
Nachdem er lang gelegen,  
Wie Potentaten pflegen,  
Und fluchte mörderlich:  
„Schon trommelt's zur Parade!  
Wo bleibt die Schokolade?“

Gleich bringt sie sein Sakai;  
Bringt Schlafrock, Toffeln, Hose,  
Schleppt Peise, Knasterdoje  
Nebst Fidibus herbei.  
Denn morgens ging kein Mädchen  
Gern in sein Kabinetten.

Er schlürft' acht Tassen aus;  
Ging dann, zum Zeitvertreibe,  
Sich mit dem halben Leibe  
Zum Himmel'sfenster 'naus,  
Und schmauchte frisch und munter,  
Sein Peifchen Knaster 'runter.

Und durch sein Perspektiv  
Bijiert' er von dem Himmel,

Nach unserm Weltgetümmel.  
 Sonst mochten wohl so tief  
 Die abgeschwächten Augen  
 Nicht mehr zu sehen taugen.

Da nahm er schnunzelnd wahr,  
 Auf schönbeklümten Auen,  
 Gar lieblich anzuschauen,  
 Vergnügter Mägdelein Schar,  
 Die auf dem grünen Rasen  
 Sich Gänseblümchen lasen.

Die Schönste war geschmückt  
 Mit einem leichten Kleide,  
 Von rosinfarbner Seide,  
 Mit Fadengold durchstickt.  
 Die Andern aber schienen  
 In Demut ihr zu dienen.

Die niedliche Gestalt,  
 Die schlanken zarten Glieder  
 Besah er auf und nieder.  
 Ihr Alter er gar bald  
 Recht kunstverständlich schätzte,  
 Und es auf Sechzehn setzte.

Zum Blumenlesen war  
 Ihr Köckchen aufgehoben.  
 Das Perspektiv von oben  
 Sah alles auf ein Haar.  
 Die Füßchen, Knie', und Waden  
 Behagten Seiner Gnaden.

Sein Herzenshammer schlug.  
 Bald wollt' er mehr gewinnen.  
 Da hub er an zu sinnen,  
 Auf arge List und Trug.  
 Ihn dünkt, sie zu erschnappen,  
 Sei's not, sich zu verkappen.

Er klügelt' und erfand,  
 Nach schlauem Spintisieren,  
 Als Stier sich zu maskieren:  
 Doch ist mir unbekannt,  
 Wie dieses zugegangen?  
 Und wie er's angefangen?

Ich mag um Schlaf und Ruh  
 Durch Grübeln mich nicht bringen,  
 Allein mit rechten Dingen  
 Ging solches Spiel nicht zu.  
 Es half ihm, sonder Zweifel,  
 Gott sei bei uns! ††† der Teufel.

Kurz um, er kömmt als Stier,  
 Und graset im Gefilde,  
 Als führt' er nichts im Schilde,  
 Erst ziemlich weit von ihr,  
 Und scheint den Frauenzimmemern  
 Sich schlecht um sie zu kümmern.

Allmählich hub er an,  
 Sich näher an zu drehen.  
 Doch noch blieb sie nicht stehen.  
 Der Krepp wuchs ihr bergau.  
 Auch ward ihr in die Länge  
 Die Schnürbrust mächtig enge.

Doch hört nur! Mein Monjieur  
 Verstand die fintenvolle  
 Vorherstudierte Rolle,  
 Wie ich mein A b c.  
 War er Acteur ich wette,  
 Daß man geklatschet hätte.

Er hatte Theorie  
 Mit Praxis wohl verbunden.  
 In seinen Nebenstunden  
 Verabsäumt' er fast nie,  
 Masonis Buch zu treiben,  
 Und Noten beizuschreiben.

D'rum that der arge Stier  
 Sehr zahm und sehr geduldig,  
 Schien keiner Tücke schuldig,  
 Und suchte mit Manier,  
 Durch Kopfgang sich und Schweigen  
 Empfindsam gar zu zeigen.

Das Mägdelein, durch den Schein  
 Von Sittsamkeit betrogen,  
 Ward endlich ihm gewogen.  
 „Sollt' er wohl kurvig sein?“

Sprach sie zu ihrer Amme,  
„Er gleicht ja einem Lamme!“

Die alte Strunzel rief:  
170 „Gi! welche schöne Frage!  
Nach alter deutscher Sage,  
Sind stille Wasser tief.  
D’rum, Chère Enfant, d’rum bleibe  
Dem bösen Stier vom Leibe!“

„Ich möchte“, fiel sie ein,  
175 „Ihm wohl ein Kränzlein binden,  
Und um die Hörner winden.  
Er wird schon artig sein,  
Wenn ich hübsch traulich rabb’le  
180 Und hinter’m Ohr ihm krabb’le.“

Fort, Kind! da kommt er! Ach! = = =  
Doch er ließ sacht die Glieder  
185 In’s weiche Gräschen nieder,  
Lag wiederkäugend da.  
Sein Auge, dumm und ehrlich,  
Schien gänzlich nicht gefährlich.

Da ward das Mägdlein kühn,  
Und trieb mit ihm viel Possen,  
190 (Das litt er unverdrossen)  
Und ach! und stieg auf ihn.  
„Hi! Hi! Ich will’s doch wagen,  
Ob mich das Tier will tragen?“

Doch der verkappte Gast  
195 Empfiand auf seinem Rücken  
Mit krabbelndem Entzücken,  
Kaum seine schöne Last,  
So sprang er auf und rennte,  
Als ob der Kopf ihm brennte.

Und lief in vollem Trab,  
200 Quersfeldein, schnurgerade,  
Zum nächsten Meergefährde,  
Und hui! that er hinab,  
Kein Weilschen zu verlieren,  
Den Sprung mit allen Vieren.

205 „Ach! schrien die Fosen, ach!  
(Die an das Ufer sprangen

Und ihre Hände rangen)  
Ach! Ach! Prinzessin, ach!  
Was für ein Streich, Ihr Gnaden!  
Nun han wir’s auszubaden.“

210 Allein das arme Kind  
Hub, zappelnd mit den Beinen,  
Erbärmlich an zu weinen:  
„Ach! helfst mir! helfst geschwind!“  
215 Doch unser Schalk vor Freude  
War taub zu ihrem Leide.

Nichts half ihr Ach und Weh.  
Sie mußte fürbaß reiten.  
Da gafft’ auf beiden Seiten,  
220 Janhagel aus der See,  
Und hub, ganz ausgelassen,  
Hierüber an zu spaßen.

Der Stier sprach nicht ein Wort,  
Und trug sie sonder Gnade  
225 Hinüber ans Gestade,  
Und kam in sichern Port.  
Darob empfand der Heide  
Herzinnigliche Freude.

Hier sank sie auf den Sand,  
230 Ganz matt durch langes Reiten  
Und Herzensbangigkeiten,  
Von Sinnen und Verstand.  
Vielleicht hat’s auch darneben  
Ein Wölschen abgegeben.

235 Mein Stier nahm frisch und froh  
Dies Tempo wahr, und spielte,  
Als sie nicht sah und fühlte,  
Ein neues Qui pro quo.  
Denn er verstand den Jocus  
240 Mit fiat Hocus pocus.

Und trat als Kavalierr,  
245 Zu hochfrisierten Haaren,  
Wie damals Mode waren,  
Mit dem Flacon zu ihr,  
Und hub, um Brust und Hüften,  
Die Schnürbrust an zu lösten.

Kaum war sie aufgeschnürt,  
 Kaum kitzelt' ihre Nase  
 Der Duft aus seinem Glase,  
 250 So war sie auch kuriert;  
 D'rauf er, wie sich's gebührte,  
 Comme ça mit ihr charmierte:

„Willkommen hier ins Grün!  
 Per dio! das bejah' ich,  
 255 Mein blaues Wunder sah ich!  
 Woher, mein Kind, wohin?  
 So weit durch's Meer zu reiten!  
 Und doch nicht abzugleiten? —

260 Indessen freut mich's, hier  
 In meinem schlechten Garten,  
 Gehorsamst aufzuwarten.  
 Ma foi! das ahnte mir.  
 Heut hatt' ich so ein Träumchen ==  
 Auch juckte mir das Däumchen.

265 Man zog ihr wackres Tier,  
 Worauf sie hergeritten,  
 Nachdem sie abgeschritten,  
 Gleich in den Stall von hier.  
 Da soll es, nach Verlangen,  
 270 Sein Futter schon empfangen.

Sie werden, Herzchen, gelt?  
 Wohl noch ein wenig frieren?  
 Geruhn sie zu spazieren  
 275 In dieses Lustgezelt,  
 Und thun in meiner Klause,  
 Als wären sie zu Hause.

Hier pflegen sie der Ruh,  
 Und trocknen sich, mein Schnecken,  
 280 Ihr Hemde, sammt dem Röckchen,  
 Die Strümpfchen und die Schuh.  
 Ich, mit Vermiß, will ihnen  
 Statt Kammermädchens dienen.“ —

285 Sie sträubte jüngerlich  
 Sich anfangs zwar ein wenig:  
 Doch er hat unterthänig,  
 Und da ergab sie sich.

Nun, hochgeehrte Gäste,  
 Merkt auf! Nun kommt das Beste.

290 Dem! == Da! Ich merke wohl  
 An euern werthen Nasen,  
 Daß ich mit hübschen Phrajen  
 Eu'r Ohr nun kitzeln soll.  
 Ihr möchtet, um den Wasen,  
 Für Lachen gern zerplagen.

295 Doch, teure Gönner, seht,  
 Was ich dabei riskiere!  
 Wenn's der Pastor erühre,  
 Der keinen Spaß versteht,  
 Dann wehe meiner Ehre! —  
 Ich kenne die Pastöre! —

D'rum weg mit Schäkerei'n!  
 Von süßkandierten Zoten  
 Wird vollends nichts geboten.  
 300 Hilarius hält fein  
 Auf Ehrbarkeit und Mores,  
 Ihr Herren Auditores.

In Büchten, wie sich's ziemt,  
 Weil mich vor langem Breie  
 In solchen Schofen scheue,  
 310 Melb' ich nur kurz verblümt:  
 Hier that mit seiner Schöne  
 Der Herr sich trefflich bene. —

Nun schwammen mit Geschrei,  
 In langen grünen Haaren,  
 315 Der Wassernigen Scharen  
 Hart an den Strand herbei:  
 Zu sehen das Spektakel,  
 In diesem Tabernakel.

Manch Nizchen wurde rot;  
 320 Manch Nizchen wurde lüftern;  
 Jen's neigte sich zum Klüftern;  
 Dies lachte sich halb tot;  
 Neptun, gelehnt an's Ruder,  
 Rief: Profit, lieber Bruder!

325 Nun dank', o frommer Christ,  
 Im Namen aller Weiber,



Daß dieser Heid' und Räuber  
Bereits gestorben ist.  
Zwar == fehlt's auch zum Verführen  
Nicht an getauften Stieren.

#### Des armen Suschens Traum.

Ich träumte, wie um Mitternacht  
Mein Falscher mir erschien.  
Fast schwür' ich, daß ich hell gewacht,  
So hell erblickt' ich ihn.

Er zog den Treuring von der Hand  
Und ach! zerbrach ihn mir.  
Ein wasserhelles Perlenband  
Warf er mir hin dafür.

D'rauf ging ich wohl ans Gartenbeet,  
Zu schau'n mein Myrtenreiß,  
Das ich zum Kränzchen pflanzen thät.  
Und pflegen thät mit Fleiß.

Da riß entzwei mein Perlenband,  
Und eh ich's mich versah,  
Entrollten all' in Erd' und Sand,  
Und keine war mehr da.

Ich such' und such' in Angst und Schweiß,  
Umsonst, umsonst! Da schien  
Verwandelt mein geliebtes Reiz  
In dunkeln Rosmarin.

Erfüllt ist längst das Nachtgesicht,  
Ach! längst erfüllt genau.  
Das Traumbuch frag' ich weiter nicht,  
Und keine weiße Frau.

Nun brich, o Herz, der Ring ist hin!  
Die Perlen sind geweint!

Statt Myrt' erwuchs dir Rosmarin!  
Der Traum hat Tod gemeint.

Brich, armes Herz! Zur Totenkron'  
Erwuchs dir Rosmarin.  
Verweint sind deine Perlen schon,  
Der Ring, der Ring ist hin!

#### Lenore.

Lenore fuhr um's Morgenrot  
Empor aus schweren Träumen:  
„Bist untreu, Wilhelm, oder tot?  
Wie lange willst du säumen?“ —  
Er war mit König Friedrichs Macht  
Gezogen in die Prager Schlacht,  
Und hatte nicht geschrieben:  
Ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserin,  
Des langen Haders müde,  
Erweichten ihren harten Sinn,  
Und machten endlich Friede;  
Und jedes Heer, mit Sing und Sang,  
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,  
Geschnückt mit grünen Reifern,  
Zog heim zu seinen Häusern.

Und überall all überall,  
Auf Wegen und auf Stegen,  
Zog Alt und Jung dem Jubelschall  
Der Kommenden entgegen.  
Gottlob! rief Kind und Gattin laut,  
Willkommen! manche frohe Braut.  
Ach! aber für Lenoren  
War Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab,  
Und frug nach allen Namen;  
Doch keiner war, der Kundschaft gab,  
Von allen, so da kamen.

30 Als nun das Heer vorüber war,  
 Zerraupte sie ihr Rabenhaar,  
 Und warf sich hin zur Erde,  
 Mit wütiger Geberde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr: —  
 „Ach, daß sich Gott erbarme!  
 35 Du trautes Kind, was ist mit dir?“ —  
 Und schloß sie in die Arme. —  
 „O Mutter, Mutter! hin ist hin!  
 Nun fahre Welt und alles hin!  
 Bei Gott ist kein Erbarmen.  
 40 O weh, o weh mir Armen!“ —

„Hilf Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!  
 Kind, bet' ein Vaterunser!  
 Was Gott thut, das ist wohlgethan.  
 Gott, Gott erbarmt sich Unser!“ —  
 45 „O Mutter, Mutter! Eitler Wahn!  
 Gott hat an mir nicht wohlgethan!  
 Was half, was half mein Beten?  
 Nun ist's nicht mehr vonnöten.“ —

„Hilf Gott, hilf! wer den Vater kennt,  
 50 Der weiß, er hilft den Kindern.  
 Das hochgelobte Sakrament  
 Wird deinen Jammer lindern.“ —  
 „O Mutter, Mutter! was mich brennt,  
 Das lindert mir kein Sakrament!  
 55 Kein Sakrament mag Leben  
 Den Toten wiedergeben.“ —

„Hör, Kind! wie, wenn der falsche Mann,  
 Im fernem Ungerlande,  
 Sich seines Glaubens abgethan,  
 60 Zum neuen Ehebande?  
 Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!  
 Er hat es nimmermehr Gewinn!  
 Wann Seel' und Leib sich trennen,  
 Wird ihn sein Meineid brennen.“ —

„O Mutter, Mutter! Hin ist hin!  
 65 Verloren ist verloren!  
 Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!  
 O wär' ich nie geboren!

70 Dich aus, mein Licht, auf ewig aus!  
 Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!  
 Bei Gott ist kein Erbarmen.  
 O weh, o weh mir Armen!“ —

„Hilf Gott, hilf! Geh nicht ins Gericht  
 Mit deinem armen Kinde!  
 75 Sie weiß nicht, was die Zunge spricht.  
 Behalt ihr nicht die Sünde!  
 Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid,  
 Und denk an Gott und Seligkeit!  
 So wird doch deiner Seelen  
 80 Der Bräutigam nicht fehlen.“ —

„O Mutter! Was ist Seligkeit?  
 O Mutter! Was ist Hölle?  
 Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,  
 Und ohne Wilhelm Hölle! —  
 85 Dich aus, mein Licht, auf ewig aus!  
 Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!  
 Ohn' ihn mag ich auf Erden,  
 Mag dort nicht selig werden.“ — — —

90 So wütete Verzweiflung  
 Ihr in Gehirn und Abern.  
 Sie fuhr mit Gottes Vorschung  
 Vermessen fort zu hadern;  
 Zerßlug den Busen, und zerrang  
 Die Hand, bis Sonnenuntergang,  
 95 Bis auf am Himmelsbogen  
 Die goldnen Sterne zogen.

Und außen, horch! ging's trap trap trap,  
 Als wie von Rosseshufen;  
 Und klirrend stieg ein Reiter ab,  
 100 An des Geländers Stufen;  
 Und horch! und horch! den Pfortentring  
 Ganz lose, leise, klinglingling!  
 Dann kamen durch die Pforte  
 Bernehmlich diese Worte:

105 „Holla, Holla! Thu auf mein Kind!  
 Schläfst, Liebchen, oder wachst du?  
 Wie bist noch gegen mich gestunt?  
 Und weineest oder lachst du?“ —

110 „Ach, Wilhelm, du? = So spät bei Nacht? =  
Geweinet hab' ich und gewacht;  
Ach, großes Leid erlitten!  
Wo kommst du hergeritten?“ —

115 „Wir satteln nur um Mitternacht.  
Weit ritt ich her von Böhmen.  
Ich habe spät mich aufgemacht,  
Und will dich mit mir nehmen.“ —  
120 „Ach, Wilhelm, erst herein geschwind!  
Den Hagedorn durchsauft der Wind,  
Herein, in meinen Armen,  
Herzliebster, zu erwärmen!“ —

125 „Laß sausen durch den Hagedorn,  
Laß sausen, Kind, laß sausen!  
Der Kappe scharrt; es klirrt der Sporn.  
Ich darf allhier nicht hausen.  
130 Komm, schürze, spring' und schwinde dich  
Auf meinen Rappen hinter mich!  
Muß heut noch hundert Meilen  
Mit dir in's Brautbett' eilen.“ —

135 „Ach! wolltest hundert Meilen noch  
Mich heut in's Brautbett' tragen?  
Und horch! es brummt die Glocke noch,  
Die eh schon angeschlagen.“ —  
140 „Sieh hin, sieh her! der Mond scheint hell.  
Wir und die Toten reiten schnell.  
Ich bringe dich, zur Wette,  
Noch heut ins Hochzeitbette.“ —

145 „Sag an, wo ist dein Kämmerlein?  
Wo? Wie dein Hochzeitbettchen?“ —  
150 „Weit, weit von hier! = Still, kühl und klein! =  
Sechs Bretter und zwei Brettchen!“ —  
„Hat's Raum für mich?“ — „Für dich und mich!  
Komm, schürze, spring' und schwinde dich!  
Die Hochzeitgäste hoffen;  
Die Kammer steht uns offen.“ —

155 Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang  
Sich an das Roß behende;  
Wohl um den trauten Reiter schlang  
Sie ihre Liljenhände;

Und hurre hurre, hop hop hop!  
Ging's fort in sausendem Galopp,  
Daß Roß und Reiter schnoben,  
Und Ries und Funken stoben.

160 Zur rechten und zur linken Hand,  
Vorbei vor ihren Blicken,  
165 Wie flogen Ager, Heid' und Land!  
Wie donnerten die Brücken! —  
„Graut Liebchen auch? = Der Mond scheint hell!  
Hurra! die Toten reiten schnell!  
Graut Liebchen auch vor Toten?“ —  
170 „Ach nein! = Doch laß die Toten!“ —

Was klang dort für Gesang und Klang?  
Was flatterten die Raben? = =  
Horch Glockenklang! horch Totensang:  
175 „Laßt uns den Leib begraben!“  
Und näher zog ein Leichenzug,  
Der Sarg und Totenbahre trug.  
Das Lied war zu vergleichen  
Dem Unkenruf in Teichen.

180 „Nach Mitternacht begrabt den Leib,  
Mit Klang und Sang und Klage!  
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib.  
Mit, mit zum Brautgelage!  
Komm, Küster, hier! Komm mit dem Chor,  
185 Und gurgle mir das Brautlied vor!  
Komm, Pfaff', und sprich den Segen,  
Oh wir zu Bett' uns legen!“ —

Still Klang und Sang. = Die Wahre schwand. = =  
Gehorsam seinem Rufem,  
Kam's, hurre hurre! nachgerannt,  
190 Hart hinter's Rappen Hüfen.  
Und immer weiter, hop hop hop!  
Ging's fort in sausendem Galopp,  
Daß Roß und Reiter schnoben,  
Und Ries und Funken stoben.

195 Wie flogen rechts, wie flogen links,  
Gebirge, Bäum' und Hecken!  
Wie flogen links, und rechts, und links  
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —

190 „Graut Liebchen auch? = Der Mond ſcheint hell!  
Hurra! die Toten reiten ſchnell!  
Graut Liebchen auch vor Toten?“ —  
195 „Ach! Laß ſie ruhn, die Toten!“ —

Sieh da! ſieh da! Am Hochgericht  
Tanzt' um des Rades Spindel  
195 Halb ſichtbarlich bei Mondenlicht,  
Ein luſtiges Gefindel. —  
„Saja! Gefindel, hier! Komm hier!  
Gefindel, komm und folge mir!  
Tanz' uns den Hochzeitreigen,  
200 Wann wir zu Bette ſteigen!“ —

Und das Gefindel huſch huſch huſch!  
Kam hinten nachgepraſſelt,  
Wie Wirbelwind am Haſelbuſch  
205 Durch dürre Blätter raſſelt.  
Und weiter, weiter, hop hop hop!  
Ging's fort in tauſendem Galopp,  
Daß Roß und Reiter ſchnoben,  
Und Rieß und Funken ſtoben.

Wie flog, was rund der Mond beſchien,  
210 Wie flog es in die Ferne!  
Wie flogen oben über hin  
Der Himmel und die Sterne! —  
„Graut Liebchen auch? = Der Mond ſcheint hell!  
Hurra! die Toten reiten ſchnell!  
215 Graut Liebchen auch vor Toten?“ —  
„O weh! Laß ruhn die Toten!“ — — —

„Rapp'! Rapp'! Mich dünkt der Hahn ſchon ruft. =  
Bald wird der Sand verrinnen =  
220 Rapp'! Rapp'! Ich wittre Morgenluſt =  
Rapp'! Tummle dich von hinnen! —  
Vollbracht, vollbracht iſt unſer Lauf!  
Das Hochzeitbette thut ſich auf!  
Die Toten reiten ſchnelle!  
Wir ſind, wir ſind zur Stehle.“ — — —

225 Raſch auf ein eiſern Gitterthor  
Ging's mit verhängtem Zügel.  
Mit ſchwanker Vert' ein Schlag davor  
Zerſprengte Schloß und Riegel.

230 Die Flügel flogen klirrend auf,  
Und über Gräber ging der Lauf.  
Es blinkten Leichenſteine  
Rund um im Mondenſcheine.

235 Ha ſieh! Ha ſieh! im Augenblick,  
Huhu! ein gräßlich Wunder!  
Des Reiters Koller, Stück für Stück,  
Ziel ab, wie mürber Zunder.  
Zum Schädel, ohne Zopf und Schopf,  
Zum nackten Schädel ward ſein Kopf;  
240 Sein Körper zum Gerippe,  
Mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte ſich, wild ſchnob der Rapp',  
Und ſprühte Feuerfunken;  
245 Und hui! war's unter ihr hinab  
Verſchwunden und verſunken.  
Geheul! Geheul aus hoher Luſt,  
Gewiſel kam aus tiefer Gruft.  
Lenorens Herz, mit Beben,  
Rang zwiſchen Tod und Leben.

250 Nun tanzten wohl bei Mondenglanz,  
Rund um herum im Kreiſe,  
Die Geiſter einen Kettenanz,  
Und heulten dieſe Weiſe:  
„Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht!  
255 Mit Gott im Himmel hadre nicht!  
Des Leibes biſt du ledig;  
Gott ſei der Seele gnädig!“

#### Der Raubgraf.

260 Es liegt nicht weit von hier ein Land,  
Da reiſt' ich einſt hindurch;  
Am Weg' auf hohem Felſen ſtand,  
Vor alterz, eine Burg.  
Die alten Rudera davon  
265 Wieß mir der Schwager Poſtilion.

„Mein Herr, begann der Schwager Maß,  
Mit heimlichem Gesicht,  
Wär' mir beschert dort jener Schatz,  
Führ' ich den Herrn wohl nicht.  
10 Mein Seel! den König fragt' ich gleich:  
Wie teuer, Herr, sein Königreich?

Wohl manchem wässerte der Mund,  
Doch mancher ward geprellt.  
15 Denn, Herr, Gott sei bei uns! Ein Hund  
Bewacht das schöne Geld.  
Ein schwarzer Hund, die Zähne bloß,  
Mit Feueraugen, tellersgroß!

Nur immer alle sieben Jahr'  
Läßt sich ein Flämmchen sehn.  
20 Dann mag ein Bock, kohlschwarz von Haar,  
Die Hebung wohl bestehn.  
Um zwölf Uhr in Walpurgis Nacht,  
Wird der dem Unhold dargebracht.

Doch merk' eins nur des Bösen List!  
Wo noch zum Ungelück  
25 Am Bock ein weißes Häschen ist,  
Alsdann: Ahe, Genid!  
Den Kniff hat mancher nicht bedacht,  
Und sich um Leib und Seel' gebracht.

Für meinen Bart, mit großen Herrn,  
Und Meister Urian,  
30 Ach' ich wohl keine Kirichen gern.  
Man läuft verdammt oft an.  
Sie werfen einem, wie man spricht,  
Gern Stiel und Stein ins Angesicht.

D'rum rat ich immer: Lieber Christ,  
Laß dich mit keinem ein!  
40 Wann der Kontrakt geschlossen ist,  
Bricht man dir Hals und Bein.  
Trotz allen Klauseln, glaube du,  
Macht jeder dir ein X für U. —

Goldmacherei und Lotterie,  
Nach reichen Weibern frein,  
45 Und Schätze graben, segnet nie,

Wird manchen noch gereu'n.  
Mein Sprüchlein heißt: Auf Gott vertrau,  
Arbeite brav und leb' genau!

Ein alter Graf, fuhr Schwager Maß  
50 Nach seiner Weise fort,  
Bergrub zu Olms Zeit den Schatz  
In seinem Keller dort.  
Der Graf, mein Herr, hieß Graf von Rips,  
Ein Kraut, wie Käsebir und Lips.

Der streifte durch das ganze Land,  
Mit Wagen, Ross und Mann,  
Und wo er was zu kapern fand,  
55 Da macht' er frisch sich d'ran.  
Wips! hatt' er's weg, wips! ging er  
Und schleppt' es heim auf seine Burg.

Und wann er erst zu Locke saß,  
So schlug mein Graf von Rips, —  
60 Denn hier that ihm kein Teufel was, —  
Gar höhnisch seinen Schnips.  
Sein allverfluchtes Felsenest  
War, wie der Königstein, so fest.

So übt' er nun gar lang' und oft  
Viel Bubenstückchen aus,  
70 Und fiel den Nachbarn unversehrt  
In Hof und Stall und Haus.  
Allein, der Krug geht, wie man spricht,  
So lang' zu Wasser, bis er bricht.

Das Ding verdroß den Magistrat  
Im nächsten Städtchen sehr,  
75 D'rum riet der längst auf klugen Rat  
Bedächtlich hin und her,  
Und riet und riet — doch weiß man wohl! —  
Die Herren rieten sich halb toll.

Da nun begab sich's daß einmaß,  
80 Ob vielem Teufelspaß,  
Ein Lumpenherchen auf den Hals  
In Kett' und Banden saß.  
Schon wekte Meister Urian  
Auf diesen Braten seinen Zahn.

85 Dies Herychen ſprach: Hört! Laßt mich frei,  
 So ſchaff' ich ihn herein.  
 Wohl! ſprach ein edler Rat, es ſei!  
 Und gab ihr oben d'rein  
 Ein eiſern Privilegium,  
 90 In hegen frank und frei herum.

Ein närrſcher Handel! Unjereins  
 Thät' nichts auf ſolchen Kauf.  
 Doch Satans Reich iſt ſelten eins,  
 Und reißt ſich ſelber auf.  
 95 Für dieſmal ſpielt die Lügenbrut  
 Ihr Stückchen ehrlich und auch gut.

Sie kroch, als Kröt', auf's Räuberſchloß,  
 Mit loſem leiſen Tritt,  
 Verwandelte ſich in das Roß,  
 100 Das Rijs gewöhnlich ritt;  
 Und als der Schloßhahn krächte früh,  
 Beſtieg der Graf gefattelt ſie.

Sie aber trug, trotz Gert' und Sporn,  
 So ſehr er hieb und trat,  
 105 Ihn, über Stock und Stein und Dorn,  
 Gerades Wegs zur Stadt.  
 Früh, als das Thor ward aufgethan,  
 Sieh da! kam unſer Herglein an.

Mit Krakfuß und mit Reverenz  
 110 Naht höhniſch alle Welt:  
 Willkommen hier, Ihr' Excellenz!  
 Quartier iſt ſchon beſtellt!  
 Du haſt uns lange ſatt geknuſt;  
 Man wird dich wieder knuſſen, Schuſt!

Dem Schnapphahn ward, wie ſich's gebührt,  
 115 Bald der Prozeß gemacht,  
 Und d'rauf, als man ihn kondemniert,  
 Ein Käſicht ausgedacht.  
 Da ward mein Rijs hineingeſperrt  
 120 Und wie ein Murmeltier genährt.

Und, als ihn hungern thät, da ſchnitt  
 Der Knips, mit Höllenqual,  
 Vom eignen Leib' ihm Glied für Glied,  
 Und briet es ihm zum Mahl.

125 Als jeglich Glied verzehret war,  
 Briet er ihm ſeinen Magen gar.

So ſchmauſt' er ſich denn ſelber auf,  
 Bis auf den letzten Stumpf,  
 130 Und endigte den Lebenslauf,  
 Den Nachbarn zum Triumph.  
 Der Eiſenbau'r, worin er lag,  
 Wird aufbewahrt, bis dieſen Tag. —

Mein Herr, fällt mir der Käſicht ein,  
 So denk' ich oft bei mir:  
 135 Er dürſte noch zu brauchen ſein,  
 Und weiß der Herr, wofür? —  
 Für die franzöſiſchen Raubmarquis  
 Die man zur Ferme kommen ließ.“ —

Als Maß kann ausgeperoriert,  
 140 Sieh da! kam quereſdan  
 Ein Sansfaçon daher trolliert,  
 Und hielt den Wagen an,  
 Und viſitierte, Paß für Paß,  
 Nach ungeſtempeltem Taback.

### Die Weiber von Weinsberg.

Wer ſagt mir an, wo Weinsberg liegt?  
 Soll ſein ein wackres Städtchen,  
 Soll haben, fromm und klug gewiegt,  
 5 Viel Weiberchen und Mädchen.  
 Kömmt mir einmal das Freien ein,  
 So werd' ich eins aus Weinsberg frei'n.

Einsmals der Kaiſer Konrad war  
 Dem guten Städtlein böſe,  
 Und rückt' heran mit Kriegesſchar  
 10 Und Reißigengetöſe,  
 Umlagert' es, mit Roß und Mann,  
 Und ſchoß und rannte drauf und dran.

Und als das Städtlein widerſtand,  
 Troß allen ſeinen Räten,  
 15 Da ließ er, hoch von Grimm entbraunt,  
 Den Herold 'nein trompeten:

Ihr Schurken, komm' ich 'nein, so, wißt,  
Soll hängen, was die Wand bepißt.

20 Drob, als er den Avis also  
Hinein trompeten lassen,  
Gab's lautes PETERMORDIO,  
Zu Haus und auf den Gassen.  
Das Brot war teurer in der Stadt;  
Doch teurer noch war guter Rat.

25 „O weh, mir armen Korhydon!  
O weh mir! die Pastores  
Schrie'n: Kyrie Eleison!  
Wir gehn, wir gehn kapores!  
30 O weh, mir armen Korhydon!  
Es juckt mir an der Kehle schon.“

Doch wann's Matthä' am letzten ist,  
Trob Raten, Thun und Beten,  
So rettet oft noch Weiberlist  
Aus Angsten und aus Nöten.  
35 Denn Pfaffenrüg und Weiberlist  
Gehn über alles, wie ihr wißt.

40 Ein junges Weibchen Lobesau,  
Seit gestern erst getrauet,  
Gibt einen klugen Einfall an,  
Der alles Volk erbauet;  
Den ihr, sofern ihr anders wollt,  
Besuchen und besatzchen sollt.

45 Zur Zeit der stillen Mitternacht  
Die schönste Ambassade  
Von Weibern sich ins Lager macht,  
Und bettelst dort um Gnade.  
Sie bettelst sanft, sie bettelst süß,  
Erhält doch aber nichts, als dies:

50 „Die Weiber sollten Abzug han,  
Mit ihren besten Schätzen,  
Was übrig bliebe, wolte man  
Zerhauen und zersetzen.“  
Mit der Kapitulation  
Schleicht die Gesandtschaft trüb' davon.

55 Drauf, als der Morgen bricht hervor,  
Gebt Achtung! Was geschieht?  
Es öffnet sich das nächste Thor,  
Und jedes Weibchen ziehet,  
60 Mit ihrem Männchen schwer im Sack',  
So wahr ich lebe! Hufepack. —

Manch Hoffkranz suchte zwar sofort  
Das Kniffchen zu vereiteln;  
Doch Konrad sprach: „Ein Kaiserwort  
Soll man nicht dreh'n noch deuteln.  
65 Ha bravo! rief er, bravo so!  
Meint' unsre Frau es auch nur so!“

70 Er gab Pardon und ein Bankett,  
Den Schönen zu gefallen.  
Da ward gezeit, da ward trompet't,  
Und durchgetanz't mit allen,  
Wie mit der Burgemeisterin,  
So mit der Befembinderin.

75 Ei! sagt mir doch, wo Weinsberg liegt?  
Ist gar ein wackeres Städtchen.  
Hat, treu und fromm und klug gewiegt,  
Viel Weiberchen und Mädchen.  
Ich muß, kömmt mir das Freien ein,  
Fürwahr! muß Eins aus Weinsberg frein'.

#### Der Ritter und sein Liebchen.

Ein Ritter ritt einst in den Krieg,  
Und als er seinen Hengst bestieg,  
Umging ihn sein fein's Liebchen:  
„Leb wohl, du Herzensbübchen!  
5 Leb wohl! Viel Heil und Sieg!“

10 Komm fein bald wieder heim ins Land,  
Daß uns umschling' ein schön'res Band,  
Als Band von Gold und Seide:  
Ein Band aus Lust und Freude,  
Gewirkt von Priesterhand!“ —

„Ho ho! Käm' ich auch wieder hier,  
Du Märchen du, was hülf' es dir?  
Magst meinen Trieb zwar weiden;  
Alein dein Band aus Freuden  
Behagt mit nichten mir.“ —

15

„O weh! so weid' ich deinen Trieb,  
Und willst doch, falscher Herzensdieb,  
Ins Eiband dich nicht fügen!  
Warum mich denn betrügen,  
Treuloser Unschuldsdieb?“ —

20

„Ho ho! du Märchen, welch ein Wahn!  
Was ich that, hast du mitgethan.  
Kein Schloß hab ich erbrochen,  
Wann ich kam anzupochen,  
So war schon aufgethan.“ —

25

„O weh! So trugst du das im Sinn?  
Was schmeicheltest du mir um's Kinn?  
Was mußtest du die Krone,  
So zu Betrug und Hohne,  
Mir aus den Locken ziehn?“ —

30

„Ho ho! Jüngst flog in jenem Hain  
Ein kirres Täubchen zu mir ein.  
Hätt' ich es nicht gefangen,  
So müßten mir entgangen  
Verstand und Sinnen sein.“ —

35

D'rauf ritt der Ritter hoy ja ja!  
Und strich sein Bärtchen trallala!  
Sein Liebchen sah ihn reiten,  
Und hörte noch vom weiten  
Sein Lachen ha ha ha! — —

40

Traut, Mädchen, leichten Rittern nicht!  
Manch Ritter ist ein Bösewicht.  
Sie löffeln wohl und wandern,  
Von Einer zu der Andern,  
Und freien Keine nicht.

45

## Robert.

Ein Gegenstück zu Claudius Romanze Phidife.

Ich war wohl recht ein Springinsfeld,  
In meinen Jünglingstagen;  
Und that nichts lieber auf der Welt,  
Als reiten, fischen, jagen.

5

Einst zogen meine Streiferei'n —  
Weiß nicht, auf welche Weise?  
Doch war es recht, als sollt' es sein, —  
Mich ab von meinem Gleise.

10

Da sah ich über'n grünen Zaun,  
Im lichten Frühlingsgarten,  
Ein Mädchen, rosicht anzuschau,  
Der Schwesterblumen warten.

15

Ein Mädchen, so von Angesicht,  
Von Stirn und Augenstrahlen,  
Von Wuchs und Wesen, läßt sich nicht  
Beschreiben und nicht malen.

Ich freundlich hin, sie freundlich her,  
Wir mußten beid' uns grüßen,  
Wir fragten nicht, wohin? woher?  
Noch munder, wie wir hießen?

20

Sie schmückte grün und rot den Hut,  
Brach Früchte mir vom Stengel;  
Und war so lieblich, war so gut,  
So himmlisch, wie ein Engel!

25

Doch wußt' ich nicht, was tief aus mir  
So seufzte, so erbehte,  
Und, unter Druck und Küssen, ihr  
Was vorzuweinen strebte.

30

Ich konnte weder her noch hin,  
Nicht weg, noch zu ihr kommen;  
Auch lag's nicht anders mir im Sinn,  
Als wär mir was genommen.

35

Mich dünkt' ich hatt' ihr tausendviel,  
Weiß Gott all' was? zu sagen:  
Doch konnt' ich, welch ein Zauberspiel!  
Nicht eine Sylbe wagen.



Sie fragt' in heller Ansehnd: Was?  
 Was ich wohl von ihr wollte?  
 Ach Liebe! rief ich, als mir's naß  
 Von beiden Wangen rollte.

Sie aber schlug den dunkeln Blick  
 Zum schönen Busen nieder,  
 Und ich verschüchtert floh zurück,  
 Und fand sie noch nicht wieder! —

Wie konnte wohl dies Eine Wort,  
 Dies Wörtchen sie betrüben? —  
 O blöder Junge! wärst du dort,  
 Wärst du doch dort geblieben!

#### Schön Suschen.

Schön Suschen kannt' ich lange Zeit:  
 Schön Suschen war wohl fein;  
 Voll Tugend war's und Sittsamkeit:  
 Das sah ich Märlich ein.  
 Ich kam und ging, ich ging und kam,  
 Wie Ebb' und Flut zur See.  
 Ganz wohl mir that es, wann ich kam,  
 Doch, wann ich ging, nicht weh.

Und es geschah, daß nach der Zeit,  
 Gar anders ich vernahm;  
 Da that's mir, wann ich schied, so leid,  
 So wohl mir, wann ich kam;  
 Da hatt' ich keinen Zeitvertreib,  
 Und kein Geschäft, als sie;  
 Da fühlt' ich ganz an Seel' und Leib,  
 Und fühlte nichts, als sie.

Da war ich dumm, und stumm, und taub;  
 Vernahm nichts, außer ihr;  
 Sah nirgends blühen Blum' und Laub;  
 Nur Suschen blühte mir.  
 Nicht Sonne, Mond, und Sternenschein,  
 Mir glänzte nur mein Kind;  
 Ich sah, wie in die Sonn', hinein,  
 Und sah mein Auge blind.

Und wieder kam gar andre Zeit,  
 Gar anders ward es mir:  
 Doch alle Tugend, Sittsamkeit,  
 Und Schönheit blieb an ihr.  
 Ich kam und ging, ich ging und kam,  
 Wie Ebb' und Flut zur See.  
 Ganz wohl mir that es, wann ich kam,  
 Doch, wann ich ging, nicht weh. —

Ihr Weisen, hoch und tief gelahrt,  
 Die ihr's erinnet, und wißt,  
 Wie, wo und wann sich alles paart?  
 Warum sich's liebt und küßt?  
 Ihr hohen Weisen, sagt mir's an!  
 Ergrübelst, was mir da,  
 Ergrübelst mir, wo, wie und wann,  
 Warum mir so geschah? —

Ich selber sann oft Nacht und Tag,  
 Und wieder Tag und Nacht,  
 So wunderbaren Dingen nach;  
 Doch hab' ich nichts erdacht. —  
 D'rum, Lieb' ist wohl, wie Wind im Meer:  
 Sein Sausen ihr wohl hört,  
 Allein ihr wißet nicht, woher?  
 Wißt nicht wohin er fährt?

#### Lenardo und Blandine.

Blandine sah her, Lenardo sah hin,  
 Mit Augen, erleuchtet vom zärtlichsten Sinn:  
 Blandine, die schönste Prinzessin der Welt,  
 Lenardo, der Schönsten zum Diener bestellt.

In Land und zu Wasser, von nah und von fern,  
 Erschienen viel Fürsten und Grafen und Herrn,  
 Mit Perlen, Gold, Ringen und Edelstein,  
 Die schönste der schönen Prinzessen zu frei'n.

Allein die Prinzessin war Perlen und Gold,  
 War Ringen mit blankem Gestein nicht so hold,  
 Als oft sie ein würziges Blümlein entzückt,  
 Vom Finger des schönsten der Diener gepflückt.

Der schönste der Diener trug hohes Gemüt,  
 Ob schon nicht entsprossen aus hohem Geblüt.  
 15 Gott schuf ja aus Erden den Ritter und Knecht.  
 Ein hoher Sinn adelt auch niedres Geschlecht.

Und als sie 'mal draußen in fröhlicher Schar,  
 Von Schranzen umlagert, am Apfelbaum war,  
 Und alle genossen der lieblichen Frucht,  
 20 Die ämfig der stinke Lenardo gesucht:

Da bot die Prinzessin ein Äpfelchen var  
 Aus ihrem hell-silbernen Körbchen ihm dar,  
 Ein Äpfelchen, rosigt und gülden und rund,  
 Dazu sprach ihr holdseliger Mund:

„Nimm hin für die Mühe! der Apfel sei dein!  
 Das Beckere wuchs nicht für Prinzen allein.  
 Er ist ja so lieblich von außen zu sehn;  
 Will wünschen, was d'rin ist, sei zehmal so schön.“

Und als sich der Liebling gestohlen nach Haus,  
 Da zog er, o Wunder! ein Blättchen heraus.  
 30 Das Blättchen im Apfel sah heimlich und tief;  
 D'rauf stand gar tranklich geschrieben ein Brief:

„Du Schönster der Schönsten, von nah und von fern,  
 Du Schönster, vor Fürsten und Grafen und Herrn,  
 35 Der du trägst züchtiger höher Gemüt,  
 Als Fürsten und Grafen aus hohem Geblüt!

Dich hab' ich vor allen zum Liebsten erwählt;  
 Dich trag' ich im Herzen, das sehnd sich quält.  
 Mich labet nicht Ruhe, mich labet nicht Raft,  
 40 Bevor du gestillet dieß Sehnen mir hast.

Zur Mitternachtstunde laß Schlummer und Traum,  
 Laß Bette, laß Kammer und suche den Baum,  
 Den Baum, der den Apfel der Liebe dir trug!  
 Dein harret was Liebes; nun weißt du genug.“

Das dächte dem Diener so wohl und so bang!  
 45 So bang' und so wohl! Er zweifelte lang';  
 Viel zweifelt' er her, viel zweifelt' er hin;  
 Von Hoffen und Ahnden war trunken sein Sinn.

Doch als es nun tief um Mitternacht war,  
 Und still herab blinkte der Sternlein Schar;  
 50 Da sprang er vom Lager, ließ Schlummer und Traum,  
 Und eilt' in den Garten und suchte den Baum.

Und, als er stillharrend am Liebesbaum saß,  
 Da säufelt' im Laube, da schlich es durch's Gras,  
 55 Und eh' er sich wandte, umschlang ihn ein Arm,  
 Da weht' ihn ein Odem an, lieblich und warm.

Und, als er die Rippen eröffnet zum Gruß,  
 Verschlang ihm die Rede manch durstiger Kuß,  
 Und eh' es ihm zugeflüstert ein Wort,  
 60 Da zog es mit samntenem Händchen ihn fort.

Es führt ihn allmählich mit heimlichem Tritt:  
 „Komm süßer, komm lieblicher Junge, komm mit!  
 Kalt wehen die Lüftchen; kein Dach und kein Fach  
 Beschirmet uns; komm in mein stilles Gemach!“

Und führt' ihn, durch Dornen und Nessel und Stein,  
 In einen zertrümmerten Keller hinein.  
 Hier flimmert' ein Lämpchen; es zog ihn entlang,  
 65 Beim Schimmer des Lämpchens, den heimlichen Gang. —

In Schlummer gehüllet war jedes Gesicht;  
 Doch ach! das Verräteraug' schlummerte nicht.  
 70 Lenardo! Lenardo! wie wird dir's ergehn,  
 Noch ehe die Mähne das Morgenlied krähn? —

Weit her, von Spaniens reichster Provinz,  
 War kommen ein hochstolzender Prinz,  
 Mit Perlen, Gold, Ringen und Edelstein,  
 75 Die schönste der schönen Prinzessen zu frei'n.

Ihm brannte der Busen, ihm lechte der Mund;  
 Doch hofft' er, doch harrt' er umsonst in Burgund;  
 Er warb wohl, und warb doch vergebens manch Jahr.  
 80 Und wollte nicht weichen noch wanken von dar.

D'rob hatte der hochstolzende Gast,  
 Bei Nacht und bei Tage nicht Ruhe noch Raft;  
 Und hatte zur selbigen Stunde der Nacht,  
 85 Sich auf und hinaus in den Garten gemacht;

85 Und hatt' es vernommen, und hatt' es geſehn,  
 Was jetzt kann drei Schritte weit von ihm geſehn.  
 Er knirrſchte die Zähne, biß blutig den Mund:  
 „Zur Stunde ſoll's wiſſen der Fürſt von Burgund!“

90 Und eilte zur ſelbigen Stunde der Nacht;  
 Ihm wehrte vergebens die fürſtliche Wacht:  
 „Setz will ich, jetzt muß ich zum König hinein!  
 Weil Hochverrat ihn und Aufruhr bedräng'n.“ —

95 „Hallo! Wach auf! du Fürſt von Burgund!  
 Dein Königsgescheide beſudelt ein Hund;  
 Blandinen, dein gleichendes Töchterlein, ſchwächt,  
 Zur Stunde jetzt ſchwächt ſie ein ſchändlicher Knecht.“

100 Das brachte dem Alten ins dumpfe Gehör:  
 Er liebte die einzige Tochter ſo ſehr;  
 Er ſchätzte ſie höher, als Zeyter und Kron',  
 Und höher als ſeinen hellſtrahlenden Thron.

„Wild raffte der Fürſt von Burgund ſich empor:  
 „Das leugst du, Verräter, das leugst du mir vor!  
 Dein Blut mir's entgelte! das trinke Burgund!  
 Wofern mich belogen dein giftiger Mund.“ —

105 „Hier ſtell' ich, o Alter, zum Pfande mich dar.  
 Auf! eile! ſo findet's dein Auge noch wahr.  
 Mein Blut dir's entgelte! das trinke Burgund!  
 Wofern dich belogen mein redlicher Mund.“

110 Da rannte der Alte mit blinkendem Dolch.  
 Ihn nach froch der verrätriſche Mord,  
 Und wies ihn, durch Dornen und Keſſel und Stein,  
 Stracks in den zertrümmerten Keller hinein.

115 Hier prangte vor Zeiten ein luſtiges Schloß,  
 Das längſt ſchon in Schutt und in Trümmer zerſchoß.  
 Noch wölbt'n ſich Keller und Halle. Von vorn  
 Verbargen ſie Keſſel und Diſtel und Dorn.

120 Die Halle war wenigen Augen bekannt;  
 Doch wer der Halle war kundig, der fand  
 Den Weg, durch eine verborgene Thür,  
 Wohl in der Prinzessin ihr Sommerloſier. —

Noch ſendete durch den heimlichen Gang  
 Das Lämpchen der Liebe den Schimmer entlang.  
 Sie atmeten leiſe, ſie ſchliefen gemach  
 Dem Schimmer des Lämpchens der Liebe ſich nach;

125 Und kamen bald vor die verborgene Thür,  
 Und ſtanden und harrten und lauſchten allhier:  
 „Horch König! da flüſtert's — horch König! da ſpricht's. --  
 Da! glaubest du noch nicht, ſo glaubest du nichts.“

130 Und als ſich der Alte zum Horchen geneigt,  
 Erkennt' er der Liebenden Stimme gar leicht.  
 Sie trieben, bei Küſſen und tändelndem Spiel,  
 Des ſüßen Geſchwäzes der Liebe gar viel:

135 „O Lieber! mein Lieber! was zaget dein Sinn,  
 Vor mir, die ich ewig dein eigen nun bin?  
 Prinzessin am Tage nur; aber bei Nacht  
 Magſt du mir gebieten als eigener Magd!“ —

140 „O ſchönſte Prinzessin! o wärest du nur  
 Das dürftigſte Mädchen auf dürftiger Flur!  
 Wie wolt' ich dann ſchmecken der Freuden ſo viel!  
 Nun ſehet dein Lieben mir Kummer aus Ziel.“ —

„O Lieber! mein Lieber! laß fahren den Wahn!  
 Bin keine Prinzessin! D'rauf ſieh mich nur an!  
 Statt Vaters Gewalt, Reich, Zeyter und Kron',  
 Erkief' ich den Schoß mir der Liebe zum Thron.“ —

145 „O Schönſte der Schönſten! dieß zärtliche Wort,  
 Das kannſt du, das wirſt du nicht halten hinfort.  
 Durch werben, und werben, von nah und von fern.  
 Erwirbt dich noch Einer der ſtattlichen Herrn.

150 Wohl ſchwellen die Waſſer, wohl hebet ſich Wind;  
 Doch Winde verwehen, doch Waſſer verrinnt.  
 Wie Wind und wie Waſſer iſt weiblicher Sinn:  
 So wehet, ſo rinnet dein Lieben dahin.“ —

155 „Laß werben und werben, von nah und von fern!  
 Erwirbt mich doch keiner der ſtattlichen Herrn.  
 O Süßer! o Lieber! mein zärtliches Wort  
 Das kann ich, das werd' ich dir halten hinfort.

Wie Waſſer und Wind iſt mein liebender Sinn:  
Wohl wehen die Winde, wohl Waſſer rinnt hin;  
Doch alle verwehn und verrinnen ja nicht:  
160 So ewig mein quellendes Lieben auch nicht.“ —

„D ſüße Prinzessin, noch zag' ich ſo ſehr!  
Mir ahndet's im Herzen, mir ahndet's, wie ſchwer!  
Die Bande zerreißen; der Treuring zerbricht,  
200 Worüber der Himmel den Segen nicht ſpricht.

Und wenn es der König, oh! wenn er's erfährt,  
165 So triefert mein Leben am blutigen Schwert;  
So mußt du dein Leben, verriegelt allein,  
Tief unter dem Turm im Gewölbe verſchrei'n.“ —

„Ach Lieber! der Himmel zerreiſt ja nicht,  
170 Die Knoten, ſo Treue, ſo Liebe ſich ſlicht.  
Der ſeligen Wonne, bei nächſtlicher Ruh,  
Der höret, der ſieht kein Verräter ja zu.

Komm her, o komm her nun, mein trauter Gemahl,  
175 Und küß' mir den Kuß der Verlobung einmal!“ — —  
Da kam er und küßt' ihr den roſichten Mund,  
D'rob alle ſein Zagen im Herzen verſchwund.

Sie trieben, bei Küſſen und tändelndem Spiel,  
180 Des ſüßen Geſchwäges der Liebe noch viel.  
Da knirſchte der König, da wolt' er hinein:  
Doch ließen ihn Schlöſſer und Kiegel nicht ein.

Nun harrt' er und harrete mit ſchäumendem Mund',  
Wie vor der Höhle des Wildes ein Hund.  
Den Liebenden d'rin, nach gepfogener Luſt,  
220 Ward enger und länger von Ahndung die Bruſt. —

„Wach auf, Prinzessin! Der Hahn hat gekräht!  
185 Nun laß mich, bevor ſich der Morgen erhöh't!“ —  
„Ach, Lieber, ach bleib noch! Es kündet der Hahn  
Die erſte der nächſtlichen Wachen nur an.“ —

„Schau auf, Prinzessin! Der Morgen ſchon graut!  
190 Nun laß mich, bevor uns der Morgen erſchaut!“ —  
„Ach, Trauter, ach bleib noch! der Sternlein Licht,  
Verrät ja die Gänge der Liebenden nicht.“ —

„Horch auf, Prinzessin! Da wirbelt ein Ton,  
205 Da wirbelt die Schwalbe das Morgenlied ſchon!“ —  
„Ach Süßer! Ach bleib noch! Es iſt ja der Schall  
Der liebeſtötenden Nachtigall.“ == =

„Mein! Laß mich! Der Hahn hat zum Morgen gekräht;  
200 Schon leuchtet der Morgen; die Morgenluſt weht;  
Schon wirbelt die Schwalbe den Morgenſang,  
Oh! Laß mich! Wie wird mir um's Herze ſo bang!“ == =

„Ach Süßer! = = Leb wohl dann! = = Mein bleib noch! = =  
205 Ade! = =  
D weh mir! Wie thut's mir im Buſen ſo weh! = =  
Weiß her mir dein Herzchen! = = Ach! pocht ja ſo ſehr! = =  
Hab' lieb mich, du Herzchen! Auf morgen nacht mehr!“ —

„Schlaf ſüß! Schlaf wohl!“ Da ſchlüpf't er hinaus;  
210 Ihn führen durch's Leben Entſetzen und Graus;  
Es roch ihm wie Leichen; er ſtolpert' entlang,  
Beim Schimmer des traurigen Lämpchens, den Gang.

Hui! ſprangen die Weiden vom Winkel herbei,  
215 Und bohrten ihn nieder mit dumpfem Geſchrei:  
„Da! haſt du gefreit um den Thron von Burgund,  
Da haſt du die Mitgift! da haſt du ſie, Hund!“ —

„O Jeſu Maria! Erbarme dich mein!“ —  
220 D'rauf hüllte ſein brechendes Auge ſich ein.  
Ohne Beicht', ohne Nachtmahl, ohn' Abſolution,  
Flog ſeine verzagende Seele davon.

Der Prinz von Hispania, ſchäumend vor Wut,  
225 Berhieb ihm den Buſen mit knirſchendem Mut:  
„Weiß her mir dein Herzchen! Ach! pocht ja ſo ſehr! —  
Haſt lieb gehabt, Herzchen? Hab's morgen nacht mehr!“

Und riß ihm vom Buſen das zuckende Herz,  
Und kühlte ſein Mütchen mit gräßlichem Scherz:  
„Da hab' ich dich, Herzchen! Ach pocht ja ſo ſehr!  
230 Hab' lieb nun du Herzchen! Hab's morgen nacht mehr!“ —

Indeß die Prinzessin ach! zagte ſo ſehr!  
235 Zertwarf ſich im Schummer und träumte, wie ſchwer!  
Von blutigen Perlen in blutigem Kranz',  
Von blutigem Gaſtmahl und hölliſchem Tanz.

230 Sie warf sich im Bette, so müde, so krank!  
Den kommenden Morgen und Tag entlang:  
„O wenn's doch erst wieder tief mitternacht wär!  
Komm, Mitternacht, führe mein Labsal mir her!“

235 Und als es nun wieder tief mitternacht war,  
Und still herab blinkte der Sternlein Schar:  
„O weh mir! Mein Busen! was ahndet wohl dir?“  
Horch! horch! da kwarzte die heimliche Thür.

240 Ein Junker, in Flor und in Trauergewand,  
Trug Fackel und Leichengedeck in der Hand,  
Trug einen zerbrochenen blutigen Ring,  
Und legt' es danieder stillschweigend und ging.

Ihm folgt' ein Junker in Purpurgewand,  
Der trug ein goldnes Geschir in der Hand,  
Versehen mit Henkel und Deckel und Knauf,  
Und oben ein königlich Siegel darauf.

245 Ihm folgt' ein Junker in Silbergewand,  
Mit einem versiegelten Brief' in der Hand,  
Er gab der erstarrten Prinzessin den Brief,  
Und ging und neigte sich schweigend und tief.

250 Und als die erstarrte Prinzessin den Brief  
Erbrach, und mit rollenden Augen durchlief,  
Umstirrt' es ihr Antlitz, wie Nebel und Dufst;  
Sie stürzte zusammen und schnappte nach Luft. —

255 Und als sie, mit zuckender strebender Kraft,  
Sich wieder ermaunt und dem Boden enttrafft:  
„Zuchheija! da sprang sie, zuchheija! Tralla!  
Auf lustig, ihr Fiedler, mein Brauttag ist da!“

260 Zuchheija! Ihr Fiedler, zum lustigen Tanz!  
Mir schweben die Füße, mir flattert der Kranz!  
Nun tanzet ihr Prinzen, von nah und von fern!  
Auf lustig, ihr Damen! Auf lustig, ihr Herrn!

Da! seht ihr nicht meinen Herzsiebsten sich drehn?  
Im Silbergewande, wie herrlich, wie schön!  
Ihn zieret am Busen ein purpurner Stern.  
Zuchheija, ihr Damen! Zuchheija, ihr Herrn!

265 Auf! lustig zum Tanze! Was steht ihr so fern?  
Was rümpft ihr die Nasen, ihr Damen und Herrn?  
Mein Bräutigam ist er! Ich heiße die Braut!  
Uns haben die Engel im Himmel getraut.

270 Zu Tanze, zu Tanze! Was grinzet ihr fern?  
Was rümpft ihr die Nasen, ihr Damen und Herrn? —  
Weg, Edelgesindel! Psui! stinkest mir an!  
Du stinkest nach stinkender Hossart mir an.

275 Wer schuf wohl aus Erden den Ritter und Knecht?  
Ein hoher Sinn adelt auch niedres Geschlecht.  
Mein Schönster trägt hohen und züchtigen Mut,  
Und speiet in euer hochadliges Blut.

280 Zuchheija! Ihr Fiedler, zum lustigen Tanz!  
Mir schweben die Füße, mir flattert der Kranz!  
Zuchheija! Tralla! Zuchheija! Tralla!  
Auf lustig, ihr Fiedler, mein Brauttag ist da!“

So sang sie zum Sprunge, so sprang sie zum Sang',  
Bis aus der Stirn ihr der Todestau drang.  
Der Todestau troff ihr die Wangen herab;  
Sie taumelt' und keuchte zu Boden hinab.

285 Und, als sich ihr Leben zum letzten ermaunt,  
Da streckte sie nach dem Gefäße die Hand,  
Und schlang's in die Arme und hielt es im Schoß,  
Und deckte, was d'rinnen verborgen war, bloß.

290 Da rauchte, da pocht' ihr entgegen sein Herz,  
Als fühlt' es noch Leben, als fühlt' es noch Schmerz.  
Jetzt that sich ihr blutiger Thränenquell auf,  
Und strömte, wie Regen vom Dache, darauf.

295 „O Jammer! Nun gleichest du Wasser und Wind:  
Wohl Winde verwehen, wohl Wasser verrinnt:  
Doch alle verwehn und verrinnen ja nie! —  
So du, o blutiger Jammer, auch nie!“

300 D'rauf sank sie, mit hohlem gebrochenen Blick,  
In dumpfen Todestaumel zurück,  
Und drückte noch fest, mit zermalmendem Schmerz,  
Das Blutgefäß an ihr liebendes Herz.

„Dir lebst' ich, o Herzen, dir sterb' ich mit Lust! —  
 O weh mir! O weh! — Du zerdrückst mir die Brust! —  
 Herab! — Herab! — Den zerquetschenden Stein! —  
 Oh! — Jesu Maria! — Erbarme dich mein!“ —

305 D'rauf schloß sie die Augen, d'rauf schloß sie den Mund.  
 Nun rannten die Boten; dem König ward's kund;  
 Laut scholl durch die Säle das Zetergeschrei:  
 „Prinzessin ist hin! Auf König, herbei!“

310 Das krachte dem Alten ins dumpfe Gehör.  
 Er liebte die einzige Tochter so sehr.  
 Er schätzte sie höher, als Szepter und Kron',  
 Und höher, als seinen hellstrahlenden Thron. —

315 Und als auch herbei der Verräter mit sprang,  
 Ergrimmt der Alte: „Das hab' ich dir Dank! —  
 Dein Blut mir's entgelte! das trinke Burgund!  
 Weil das mir geraten dein giftiger Mund.“

320 Ihr Herzblut verklagt dich vor Gottes Gericht,  
 Das dir dein blutiges Urteil schon spricht.“  
 Rasch zuckte der Alte den blinkenden Dolch,  
 Und bohrte danieder den spanischen Molch.

„Leuardo, du Armer! Blandine, mein Kind! —  
 O heiliger Himmel! Verzeih' mir die Sünd'!  
 Verklaget nicht mich auch vor Gottes Gericht!  
 Ich bin ja — bin Vater! — Verklaget mich nicht!“ —

325 So weinte der König, so reut' ihn zu spat,  
 Schwer reut' ihn die himmelanschreiende That.  
 D'rauf wurde bereitet ein silberner Sarg,  
 Worin er die Leichen der Liebenden barg.

#### Das Lied vom braven Manne.

5 Hoch klingt das Lied vom braven Mann,  
 Wie Orgelton und Glockenklang.  
 Wer hohes Muts sich rühmen kann,  
 Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.  
 Gottlob! daß ich singen und preisen kann:  
 Zu singen und preisen den braven Mann.

10 Der Tauwind kam vom Mittagsmeer,  
 Und schob durch Welschlaud, trüb' und feucht.  
 Die Wolken flogen vor ihm her,  
 Wie wann der Wolf die Herde scheucht.  
 Er, legte die Felber; zerbrach den Forst;  
 Auf Seen und Strömen das Grundeis vorst.

15 Am Hochgebirge schmolz der Schnee;  
 Der Sturz von tausend Wassern scholl;  
 Das Wiesenthal begrub ein See;  
 Des Landes Heerstrom wuchs und scholl;  
 Hoch rollten die Wogen, entlang ihr Gleis,  
 Und rollten gewaltige Felsen Eis.

20 Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,  
 Aus Quaderstein von unten auf,  
 Lag eine Brücke d'rüber her;  
 Und mitten stand ein Häuschen d'rauf.  
 Hier wohnte der Böllner, mit Weib und Kind. —  
 „O Böllner! o Böllner! Entfleuch geschwind!“

25 Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,  
 Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.  
 Der Böllner sprang zum Dach hinan,  
 Und blickt' in den Tumult hinaus. —  
 „Barmherziger Himmel! Erbarme dich!  
 30 Verloren! Verloren! Wer rettet mich?“ —

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,  
 Von beiden Ufern, hier und dort,  
 Von beiden Ufern riß der Fluß  
 Die Pfeiler sammt den Wogen fort.  
 35 Der bebende Böllner, mit Weib und Kind,  
 Er heulte noch lauter, als Strom und Wind.

40 Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,  
 An beiden Enden, hier und dort,  
 Zerborsten und zertrümmert, schoß  
 Ein Pfeiler nach dem andern fort.  
 Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —  
 „Barmherziger Himmel! Erbarme dich!“ —

45 Hoch auf dem fernen Ufer stand  
 Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;  
 Und Jeder schrie und rang die Hand,

Doch mochte Niemand Retter sein.  
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,  
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

50 Wann klingst du, Lied vom braven Mann,  
Wie Orgelton und Glockenklang?  
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!  
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?  
Wald naht der Mitte der Umsturz sich.  
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

55 Rasch galoppiert' ein Graf hervor,  
Auf hohem Roß ein edler Graf.  
Was hielt des Grafen Hand empor?  
Ein Beutel war es, voll und straff. —  
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt  
60 Dem, welcher die Rettung der Armen wagt.“

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?  
Sag an, mein braver Sang, sag an! —  
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav!  
Doch weiß ich einen braveren Mann. —  
65 O braver Mann! braver Mann! Zeige dich!  
Schon naht das Verderben sich fürchterlich. —

Und immer höher schwoh die Flut;  
Und immer lauter schnob der Wind;  
Und immer tiefer sank der Mut. —  
70 O Retter! Retter! Komm geschwind! —  
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach.  
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Hallo! Hallo! Frisch auf gewagt!“  
Hoch hielt der Graf den Preis empor.  
75 Ein Jeder hört's, doch Jeder sagt,  
Aus Tausenden tritt Keiner vor.  
Vergebens durchheulte, mit Weib und Kind,  
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind. —

80 Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann  
Am Wanderstabe schritt daher,  
Mit grobem Kittel angethan,  
An Wuchs und Nuttzich hoch und hehr.  
Er hörte den Grafen; vernahm sein Wort;  
Und schaute das nahe Verderben dort.

90 Und kühn in Gottes Namen, sprang  
Er in den nächsten Fischerkahn;  
Troy Wirbel, Sturm, und Wogendrang,  
Kam der Erretter glücklich an:  
95 Doch wehe! der Rachen war allzuklein,  
Der Retter von Allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,  
Troy Wirbel, Sturm, und Wogendrang;  
Und dreimal kam er glücklich an,  
Bis ihm die Rettung ganz gelang.  
100 Nun kamen die Letzten in sichern Port;  
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer ist, wer ist der brave Mann?  
Sag an, sag an, mein braver Sang!  
Der Bauer wagt' ein Leben dran:  
105 Doch that er's wohl um Goldesklang?  
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut;  
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

„Hier, rief der Graf, mein wackerer Freund!  
Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!“ —  
110 Sag an, war das nicht brav gemeint? —  
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn. —  
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug  
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil.  
115 Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.  
Dem Zöllner werd' eur Gold zu teil,  
Der Hab' und Gut verloren hat!“  
So rief er, mit herzlichem Wiederton,  
Und wandte den Rücken und ging davon. —

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,  
Wie Orgelton und Glockenklang!  
Wer solches Muts sich rühmen kann,  
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.  
120 Gottlob! daß ich singen und preisen kann,  
Unsterblich zu preisen den braven Mann.

Sanct Stephan.

Sanct Stephan war ein Gottesmann,  
 Von Gottes Geist beraten,  
 Der durch den Glauben Kraft gewann,  
 Zu hohen Wunderthaten.  
 5 Doch seines Glaubens Wunderkraft,  
 Und seine Himmelswissenschaft  
 Verdrosß die Schulgelehrten,  
 Die Erdenweisheit ehrten.

Und die Gelehrten stritten scharf  
 10 Und waren ihm zuwider;  
 Allein die Himmelsweisheit warf  
 Die irdische darnieder.  
 Und ihr beschämter Hochmut faun  
 Auf Rache an dem Gottesmann.  
 15 Ihn zu verleunden, dungen  
 Sie falscher Zeugen Zungen.

Und gegen ihn in Aufruhr trat  
 Die jüdische Gemeinde.  
 20 Bald riß ihn vor den hohen Rat  
 Die Rachgier seiner Feinde.  
 Die falschen Zeugen stiegen auf  
 Und logen: „Dieser hört nicht auf,  
 Zu sträflichem Exempel,  
 Zu lästern Gott und Tempel.

Sein Jesus, schmäh't er, würde nun  
 Des Tempels Dienst zerstören;  
 25 hinweg die Sagung Moses thun,  
 Und andre Sitte lehren.“  
 Starr sah der ganze Rat ihn an;  
 30 Doch Er, mit Unschuld angethan,  
 Troß dem, was sie bezeugten,  
 Schien Engeln gleich zu leuchten.

„Nun sprich! Ist dem also?“ begann  
 Der Hohepriester endlich.  
 35 Da hub er frei zu reden an,  
 Und deutete verständlich  
 Der heiligen Propheten Sinn,  
 Und was der Herr vom Anbeginn,

Zu Juda's Heil und Frommen,  
 40 Gered't und unternommen.

„Doch, Unbeschnitt'ne, fuhr er fort,  
 An Herzen und an Ohren!  
 An Euch war Gottes That und Wort  
 Von je und je verloren.  
 45 En'r Stolz, der sich der Zucht entreißt,  
 Stets widerstrebt er Gottes Geist.  
 Ihr, so wie eure Väter,  
 Seid Mörder und Verräter!

Rennt mir Propheten, die sie nicht  
 50 Verfolgt und hingerichtet,  
 Wann sie aus göttlichem Gesicht  
 Des Heilands Kunst berichtet;  
 Des Heilands, welchen eu'r Verrat  
 In Tode jetzt gekreuzigt hat.  
 55 Ihr wißt zwar Gottes Willen;  
 Doch wollt ihn nie erfüllen.“

Und horch! ein dumpfer Lärm erscholl.  
 Es knirschte das Getümmel.  
 60 Er aber ward des Geistes voll,  
 Und blickt' empor gen Himmel,  
 Und sah eröffnet, weit und breit,  
 Des ganzen Himmels Herrlichkeit,  
 Und Jesum in den Höhen  
 Zur Rechten Gottes stehen.

Nun rief er hoch im Jubelton:  
 65 „Ich seh' im offenen Himmel,  
 Zu Gottes Rechten, Gottes Sohn!“  
 Da stürmte das Getümmel,  
 70 Und brauste, wie ein wildes Meer,  
 Und übertäubte das Gehör,  
 Und wie von Sturm und Wogen,  
 Ward er hinweg gezogen.

Hinaus zum nächsten Thore brach  
 Der Strom der tollten Menge,  
 75 Und schleifte den Mann Gottes nach,  
 Zerstoßen im Gedränge;  
 Und tausend Mörderstimmen schrie'n,  
 Und Steine hagelten auf ihn,



Aus tausend Mörderhänden,  
Die Rache zu vollenden.

Als er den letzten Odem zog,  
Zerschellt von ihrem Grimme,  
Da fastet' er die Hände hoch,  
Und bat mit lauter Stimme:  
„Behalt, o Herr, für dein Gericht,  
Dem Volke diese Sünde nicht! —  
Nimm meinen Geist von hinnen! —“  
Hier schwanden ihm die Sinnen.

### Der Bruder Graurock und die Pilgerin.

Ein Pilgermädcl, jung und schön,  
Wollt' auf ein Kloster zu.  
Sie zog das Glücklein an dem Thor;  
Ein Bruder Graurock trat hervor,  
Halbbarfuß ohne Schuh.

Sie sprach: „Gelobt sei Jesus Christ! —“  
„In Ewigkeit!“ sprach er.  
Gar wunderseftsam ihm geschah;  
Und als er ihr ins Auge sah,  
Da schlug sein Herz noch mehr.

Die Pilgerin mit leisem Ton,  
Voll holder Schüchternheit:  
„Ehrwürdiger, o meldet mir,  
Weilt nicht mein Herzgeliebter hier  
In Klostereinsamkeit?“ —

„Kind Gottes, wie soll kenntlich mir  
Dein Herzgeliebter sein?“ —  
„Ach! An dem größten härnen Rock,  
An Geißel, Gurt, und Weidenstock,  
Die seinen Leib kastei'n.“

Noch mehr an Wuchs und Angesicht,  
Wie Morgenrot im Mai,  
Am goldnen Ringellockenhaar,  
Am himmelblauen Augenpaar,  
So freundlich, lieb und treu!“ —

„Kind Gottes, o wie längst dahiu!  
Längst tot und tief verscharrt!  
Das Gräschen säufelt d'rüber her;  
Ein Stein von Marmel drückt ihn schwer;  
Längst tot und tief verscharrt!“

Sieht dort, in Immergrün verhüllt,  
Das Zellenfenster nicht?  
Da wohnt' und weint' er, und verkam,  
Durch seines Mädels Schuld, vor Gram,  
Verlöschend, wie ein Licht.

Sechs Junggefellchen, schlank und fein,  
Bei Trauerfang und Klang,  
Sie trugen seine Bahr' ans Grab;  
Und manche Zähre rann hinab,  
Indem sein Sarg versank.“ —

„O weh! O weh! So bist du hin?  
Bist tot und tief verscharrt? —  
Nun brich, o Herz, die Schuld war dein!  
Und wärst du, wie fein Marmelstein,  
Wärst dennoch nicht zu hart.“ —

„Geduld, Kind Gottes, weine nicht!  
Nun bete desto mehr!  
Vergebner Gram zerschellt das Herz;  
Das Augenlicht verlißt von Schmerz;  
D'rum weine nicht so sehr!“ —

„O nein, Ehrwürdiger, o nein!  
Verdamme nicht mein Leid!  
Denn meines Herzens Luſt war Er;  
So lebt und liebt kein Jüngling mehr,  
Auf Erden weit und breit.“

D'rum laß mich weinen immerdar,  
Und seufzen Tag und Nacht,  
Bis mein verweintes Auge bricht,  
Und lechzend meine Zunge spricht:  
Gottlob! Nun ist's vollbracht!“ —

„Geduld, Kind Gottes, weine nicht!  
O seufze nicht so sehr!  
Kein Tau, kein Regentrank erquickt  
Ein Weilchen, das du abgepflückt.  
Es welkt und blüht nicht mehr.“

Hüsch doch die Freud' auf Flügeln, schnell  
Wie Schwalben, vor uns hin.  
Was halten wir das Leid so fest,  
Das, schwer wie Blei, das Herz zerpreßt?  
70 Laß fahren! Hin ist hin!“ —

„O nein, Ehrwürdiger, o nein!  
Gib meinem Gram kein Ziel!  
Und litt' ich um den lieben Mann,  
Was nur ein Mädchen leiden kann,  
75 Nie litt' ich doch zu viel. —

So seh' ich ihn nun nimmermehr?  
O weh! Nun nimmermehr? —  
Nein! Nein! Ihn birgt ein düstres Grab;  
Es regnet d'rauf und schneit' herab;  
80 Und Gras weht d'rüber her. —

Wo seid ihr Augen, blau und klar?  
Ihr Wangen, rosenrot?  
Ihr Lippen, süß wie Nelkenduft? —  
Ach! Alles modert in der Gruft;  
85 Und mich verzehrt die Not.“ —

„Kind Gottes, härme so dich nicht!  
Und denk' wie Männer sind!  
Den Meisten weht's aus Einer Brust,  
Bald heiß, bald kalt; sie sind zur Lust  
90 Und Unlust gleich geschwind.

Wer weiß, trotz deiner Tren' und Schuld,  
Hätt' ihn sein Loos gereut.  
Dein Liebster war ein junges Blut,  
Und junges Blut hegt Wankelmuth,  
95 Wie die Aprillenzzeit.“ —

„Ach nein, Ehrwürdiger, ach nein!  
Sprich dieses Wort nicht mehr!  
Mein Trauter war so lieb und hold,  
War lauter, ächt, und treu, wie Gold,  
100 Und aller Falschheit leer.

Ach! ist es wahr, daß ihn das Grab  
Im dunkeln Rachen hält?  
So sag' ich meiner Heimat ab,  
Und setze meinen Pilgerstab  
105 Fort durch die weite Welt.

Erst aber will ich hin zur Gruft;  
Da will ich niederknie'n;  
Da soll von Seufzerhauch und Ruß,  
Und meinem Taufendthränenenguß,  
110 Das Gräschen frischer blüh'n.“ —

„Kind Gottes, keh' allhier erst ein,  
Daß Ruh und Kost dich pflegt!  
Horch! wie der Sturm die Fahnen trillt,  
Und kalter Schloßenregen wild  
115 An Dach und Fenster schlägt!“ —

„O nein, Ehrwürdiger, o nein!  
O halte mich nicht ab!  
Mag's sein, daß Regen mich besällt!  
Wäscht Regen aus der ganzen Welt  
120 Doch meine Schuld nicht ab.“ — —

„Weida! Fein's Liebchen, nun keh' um!  
Bleib hier und tröste dich! —  
Fein's Liebchen, schau mir ins Gesicht! —  
Kennst du den Bruder Graurock nicht?  
125 Dein Liebster, ach! — bin ich.

Aus hoffnungslosem Liebes Schmerz  
Erfor ich dies Gewand.  
Bald hätt' in Kloistereinsamkeit  
Mein Leben und mein Herzeleid  
130 Ein hoher Schwur verbannt.

Doch, Gott sei Dank! mein Probejahr  
Ist noch nicht ganz herum.  
Fein's Liebchen, hast du wahr bekannt?  
Und gähst du mir wohl gern die Hand;  
135 So kehrt' ich wieder um.“ —

„Gottlob! Gottlob! nun fahre hin  
Auf ewig Gram und Not!  
Willkommen! o willkommen, Lust!  
Komm Herzensjung' an meine Brust!  
140 Nun scheid' uns nichts, als Tod!“

Die Entführung, oder Ritter Karl von Eichenhorst  
und Fräulein Gertrude von Hochburg.

„Knapp', satt'le mir mein Dänenroß,  
Daß ich mir Ruh' erreite!  
Es wird mir hier zu eng' im Schloß;  
Ich will und muß ins Weite!“ —  
5 So rief der Ritter Karl in Hast,  
Voll Angst und Ahndung, sonder Rast.  
Es schien ihn fast zu plagen,  
Als hätte er Wen erschlagen.

Er sprengte, daß es Funken stob,  
10 Hinunter von dem Hofe;  
Und als er kaum den Blick erhob,  
Sah da! Gertrudens Hofe!  
Zusammenschraf der Rittersmann;  
Es packt' ihn, wie mit Krallen an,  
15 Und schüttelt' ihn, wie Fieber,  
Hinüber und herüber.

„Gott grüß' Euch, edler junger Herr!  
Gott geb' Euch Heil und Frieden!  
20 Mein armes Fräulein hat mich her  
Zum letztenmal beschieden.  
Verloren ist Euch Trudchens Hand!  
Dem Junker Plump von Pommerland  
Hat sie, vor aller Ohren,  
Ihr Vater zugeschworen.

25 „Mord! — flucht er laut, bei Schwert und Speiß, —  
Wo Karl dir noch geküßet,  
So sollst du tief ins Burgverließ,  
Wo Molsch und Unke nistet.  
Nicht rasten will ich Tag und Nacht,  
30 Bis daß ich nieder ihn gemacht,  
Das Herz ihm ausgerissen,  
Und das dir nachgeschmissen.“

Jetzt in der Kammer zagt die Braut,  
35 Und zuckt vor Herzenswehen,  
Und ächzet tief, und weinet laut,  
Und wünschet zu vergehen.

Ach! Gott der Herr muß ihrer Pein,  
Vald muß und wird er gnädig sein.  
Hört ihr zur Trauer läuten,  
40 So wißt ihr's auszudeuten. —

„Geh, meld' ihm, daß ich sterben muß —  
Nies sie mit tausend Zähren —  
Geh, bring ihm ach! den letzten Gruß,  
Den er von mir wird hören!  
45 Geh, unter Gottes Schutz, und bring'  
Von mir ihm diesen goldenen Ring  
Und dieses Wehrgehente,  
Wobei er mein gedenke!“ —

Zu Ohren braust' ihm, wie ein Meer,  
50 Die Schreckenspost der Dirne.  
Die Berge wankten um ihn her.  
Es flirt' ihm vor der Stirne.  
Doch jach, wie Windeswirbel fährt,  
Und rührig Laub und Staub empört,  
55 Ward seiner Lebensgeister  
Verzweiflungsmut nun Meister.

„Gottslohn! Gottslohn! du treue Magd,  
Kann ich's dir nicht bezahlen.  
60 Gottslohn! daß du mir's angejagt,  
Zu hunderttausendmalen.  
Biß wohlgemut und tummle dich!  
Flugs tummle dich zurück und sprich:  
Wär's auch aus tausend Ketten,  
So wollt' ich sie erretten!

70 Biß wohlgemut und tummle dich!  
Flugs tummle dich von hinnen!  
Ha! Riesen, gegen Hieb und Stich,  
Wollt' ich sie abgewinnen.  
Sprich: Mitternachts, bei Sternenschein,  
Wollt' ich vor ihrem Fenster sein,  
Mir geh' es, wie es gehe!  
Wohl, oder ewig wehe!

Risch auf und fort!“ — Wie Sporen trieb  
75 Des Ritters Wort die Dirne.  
Tief holt' er wieder Luft und rieb  
Sich's klar vor Aug und Stirne.

Dann schwenkt' er hin und her sein Roß,  
 Daß ihm der Schweiß vom Buge floß,  
 Bis er sich Rat erkundete  
 Und den Entschluß gewonnen.

D'rauf ließ er heim sein Silberhorn  
 Von Dach und Zinnen schallen.  
 Herangesprengt, durch Korn und Dorn,  
 Kam stracks ein Heer Vasallen.  
 D'raus zog er Mann bei Mann hervor,  
 Und raunt' ihm heimlich Ding ins Ohr: —  
 „Wohlauf! Wohlan! Seid fertig,  
 Und meines Horns gewärtig!“ —

Als nun die Nacht Gebirg' und Thal  
 Vernummt in Nebenschatten,  
 Und Hochburgs Lampen überall  
 Schon ausgeflimmert hatten,  
 Und alles tief entschlafen war;  
 Doch nur das Fräulein immerdar,  
 Voll Fieberangst, noch wachte,  
 Und seinen Ritter dachte:

Da horch! Ein süßer Liebeston  
 Kam leis' empor geflogen.  
 „Ho, Trudchen, ho! Da bin ich schon!  
 Risch auf! Dich angezogen!  
 Ich, ich, dein Ritter, rufe dir;  
 Geschwind, geschwind herab zu mir!  
 Schon wartet dein die Leiter.  
 Mein Klepper bringt dich weiter.“ —

„Ach nein, du Herzens-Karl, ach nein!  
 Still, daß ich nichts mehr höre!  
 Entränn' ich ach! mit dir allein,  
 Dann wehe meiner Ehre!  
 Nur noch ein letzter Liebeskuß  
 Sei, Liebster, dein und mein Genuß,  
 Eh' ich im Totenkleide  
 Auf ewig von dir scheide.“ —

„Ha Kind! Auf meine Rittertreu  
 Kannst du die Erde bauen.  
 Du kannst, beim Himmel! froh und frei  
 Mir Ehr' und Leib vertrauen.“

Risch geht's nach meiner Mutter fort.  
 Das Sakrament vereint uns dort.  
 Komm, komm! Du bist geborgen.  
 Laß Gott und mich nur sorgen!“ —

„Mein Vater! = = Ach! ein Reichsbaron! = = =  
 So stolz von Ehrenstamme! = = =  
 Laß ab! Laß ab! Wie beb' ich schon,  
 Vor seines Hornes Planne!  
 Nicht rasten wird er Tag und Nacht,  
 Bis daß er nieder dich gemacht,  
 Das Herz dir angerissen  
 Und das mir vorgeschmissen.“ —

„Ha, Kind! Sei nur erst satteltest,  
 So ist mir nicht mehr bange. —  
 Dann steht uns offen Ost und West. —  
 D' zaudre nicht zu lange!  
 Horch, Liebchen, horch! — Was rührte sich? —  
 Um Gotteswillen! tummle dich!  
 Komm, komm! Die Nacht hat Ohren;  
 Sonst sind wir ganz verloren.“ —

Das Fräulein zagte — stand — und stand —  
 Es graußt' ihr durch die Glieder. —  
 Da griff er nach der Schwauenthand,  
 Und zog sie flink hernieder.  
 Ach! Was ein Herzen, Mund und Brust,  
 Mit Rang und Drang, voll Angst und Lust,  
 Belauschten jetzt die Sterne,  
 Aus hoher Himmelsferne! —

Er nahm sein Lieb, mit einem Schwung,  
 Und schwang's auf den Poladen.  
 Hui! jaß er selber auf und schlung  
 Sein Heerhorn um den Nacken.  
 Der Ritter hinten, Trudchen vorn.  
 Den Dänen trieb des Ritters Sporn;  
 Die Peitsche den Poladen;  
 Und Hochburg blieb im Nacken. —

Ach! Leise hört die Mitternacht!  
 Kein Wörtchen ging verloren.  
 Im nächsten Bett' war aufgewacht  
 Ein Paar Verräterohren.

Des Fränkleins Sittenmeisterin,  
Voll Bier nach schönem Goldgewinn,  
Sprang hurtig auf, die Thaten  
Dem Alten zu verraten.

160

„Hallo! Hallo! Herr Reichsbaron! —  
Hervor aus Bett' und Kammer! —  
Eu'r Fräulein Trudchen ist entflohn,  
Entflohn zu Schand' und Jammer!  
Schon reitet Karl von Eichenhorst,  
Und jagt mit ihr durch Feld und Forst.  
Geschwind! Ihr dürft nicht weilen,  
Wollt ihr sie noch ereilen.“

165

Hui auf der Freiherr, hui heraus,  
Bewehrte sich zum Streite,  
Und donnerte durch Hof und Haus  
Und weckte seine Leute. —  
„Heraus, mein Sohn von Pommerland!  
Sig' auf! Nimm Lanz' und Schwert zur Hand!  
Die Braut ist dir gestohlen;  
Fort, Fort! sie einzuholen!“ —

170

175

Rasch ritt das Paar im Zwielficht schon,  
Da horch! — ein dumpfes Rufen —  
Und horch! — erscholl ein Donnerton,  
Von Hochburgs Pferdehufen;  
Und wild kam Plump, den Baum verhängt,  
Weit weit voran, dahergesprengt,  
Und ließ, zu Trudchens Grausen,  
Vorbei die Lanze sausen. —

180

185

„Halt an! halt an! du Ehrendieb!  
Mit deiner losen Beute.  
Herbei vor meinen Klingenhieb!  
Dann raube wieder Bräute!  
Halt an, verkaufne Buhlerin,  
Daß neben deinen Schnurken hin  
Dich meine Rache strecke,  
Und Schimpf und Schand' euch decke!“ —

190

„Daß leugst du, Plump von Pommerland,  
Bei Gott und Ritterehre!  
Herab! Herab! daß Schwert und Hand  
Dich andre Sitte lehre. —

195

Halt, Trudchen, halt den Dänen an! —  
Herunter, Junfer Grobian,  
Herunter von der Mähre,  
Daß ich dich Sitte lehre!“ —

200

Ach! Trudchen, wie voll Angst und Not!  
Sah hoch die Säbel schwingen.  
Hell funkelten im Morgenrot  
Die Damascener Klingen.  
Von Kling und Klang, von Ach und Krach,  
Ward rund umher das Echo wach.  
Von ihrer Fersen Stampfen  
Begann der Grund zu dampfen.

205

Wie Wetter schlug des Liebsten Schwert  
Den Ungechliffnen nieder.  
Gertrudens Held blieb unverfehrt,  
Und Plump erstand nicht wieder. —  
Nun weh, o weh! Erbarm' es Gott!  
Kam fürchterlich, Galopp und Trott,  
Als Karl kaum ausgestritten,  
Der Nachtrab angeritten. —

210

215

Trara! Trara! durch Flur und Wald  
Ließ Karl sein Horn nun schallen.  
Sieh da! Hervor vom Hinterhalt,  
Hop hop! sein Heer Basallen. —  
„Nun halt, Baron, und hör' ein Wort!  
Schau auf! Erblickst du Jene dort?  
Die sind zum Schlagen fertig,  
Und meines Winks gewärtig.

220

225

Halt an! Halt an! Und hör' ein Wort,  
Damit dich nichts gereue!  
Dein Kind gab längst mir Treu und Wort,  
Und ich ihm Wort und Treue.  
Willst du zerreißen Herz und Herz?  
Soll dich ihr Blut, soll dich ihr Schmerz  
Vor Gott und Welt verklagen?  
Wohlan! so laß uns schlagen!

230

Noch halt! Bei Gott beschwör' ich dich!  
Bevor's dein Herz gereuet.  
In Ehr' und Züchten hab' ich mich  
Dem Fräulein stets geweiht.

235

Gib = Vater! = gib mir Trudchens Hand! —  
 Der Himmel gab mir Gold und Land.  
 Mein Ritterruhm und Adel,  
 240 Gottlob! trotz jedem Tadel.“ —

Ach! Trudchen, wie voll Angst und Not!  
 Verblüht' in Todesblässe.  
 Vor Born der Freiherr heiß und rot,  
 Gleich einer Feuersee. —  
 245 Und Trudchen warf sich auf den Grund;  
 Sie rang die schönen Hände wund,  
 Und suchte baß, mit Thränen,  
 Den Eiferer zu versöhnen.

„O Vater, hab' Barmherzigkeit,  
 250 Mit euerm armen Kinde!  
 Verzeih' euch, wie ihr uns verzeiht,  
 Der Himmel auch die Sünde!  
 Glaubt, bester Vater, diese Nacht,  
 Ich hätte nimmer sie versucht,  
 255 Wenn vor des Junkers Bette  
 Mich nicht gekesselt hätte. —

Wie oft habt ihr, auf Knie und Hand,  
 Gewiegt mich und getragen!  
 Wie oft: du Herzenskind! genannt!  
 Du Trost in alten Tagen!  
 260 O Vater, Vater! Denkt zurück!  
 Ermordet nicht mein ganzes Glück!  
 Ihr tötet sonst daneben  
 Auch euers Kindes Leben.“ —

Der Freiherr warf sein Haupt herunt,  
 Und wies den krausen Nacken.  
 Der Freiherr rief, wie taub und stumm,  
 Die dunkelbraunen Waden. —  
 270 Vor Wehmut brach ihm Herz und Blick;  
 Doch schlang er stolz den Strom zurück,  
 Um nicht durch Vaterthränen  
 Den Rittersinn zu höhnen. —

Bald sanken Born und Ungestüm.  
 Das Vaterherz wuchs über.  
 275 Von hellen Zähren strömten ihm  
 Die stolzen Augen über. —

Er hob sein Kind vom Boden auf,  
 Er ließ der Herzenskut den Lauf,  
 Und wollte schier vergehen,  
 280 Vor wunder süßen Wehen. —

„Nun wohl! Verzeih' mir Gott die Schuld,  
 So wie ich dir verzeihe!  
 Empfange meine Vaterhuld,  
 Empfange sie auf's neue!  
 285 In Gottes Namen, sei es d'rum! —  
 Hier wandl' er sich zum Ritter um, —  
 Da! Nimm sie meinethwegen,  
 Und meinen ganzen Segen!

Komm, nimm sie hin, und sei mein Sohn,  
 290 Wie ich dein Vater werde!  
 Vergeben und vergessen schon  
 Ist jegliche Beschwerde.  
 Dein Vater, einst mein Ehrenfeind,  
 Der's nimmer hold mit mir gemeint,  
 295 That vieles mir zu Hohne.  
 Ihn haßt' ich noch im Sohne.

Mach's wieder gut! Mach's gut, mein Sohn,  
 An mir und meinem Kinde!  
 Auf daß ich meiner Güte Lohn  
 In deiner Güte finde.  
 300 So segne dann, der auf uns sieht,  
 Euch segne Gott, von Glück zu Glück!  
 Auf! Wechselst Ring' und Hände!  
 Und hiermit Lied am Ende!“ —

#### Frau Schnips.

Ein Märlein halb lustig, halb ernsthaft, sammt angehängter Apologie.

Frau Schnipsen hatte Korn im Stroh,  
 Und hielt sich weiblich lecker;  
 Sie lebt' in dolci Jubilo,  
 Und keine war euch lecker.

Das Mäulchen, sammt dem Zünglein flink,  
 305 Saß ihr am rechten Flecken.  
 Sie schimpfte wie ein Rohrperking,  
 Wenn man sie wollte necken.

10 Da kam Hans Mors, und zog den Strich  
Durch ihr Schlaraffenleben.  
Zwar besserte sie jämmerlich;  
Doch mußte sie sich geben.

15 Sie klappte fort, den Weg hinan,  
Bis vor die Himmelspforte,  
Getränkt, daß sie nicht Zeit gewann,  
Zur letzten Mandeltorte.

20 Weil nun der letzte Ärger ihr  
Noch spukt' im Tabernakel,  
So trieb sie vor der Himmelsthür  
Viel Unfug und Spektakel.

„Wer da, rief Adam unmutsvoll,  
Stört so die Ruh der Frommen?“ —  
„Ich bins! Frau Schnips! Ich wünschte wohl  
Bei Euch mit anzukommen.“ —

25 „Du? — Nicht also, Frau Sünderin!  
Frau Liederlich! Frau Lecker!“ —  
„Ich weiß wohl selber, was ich bin,  
Du alter Sündenhecker!

30 Ei, zupfte sich Herr Erdenkloß  
Doch nur an eigner Nase!  
Denn was man ist, das ist man bloß  
Von seinem Apfelsraße.

35 So gut wie Er, dent' ich zur Ruh  
Noch Platz hier zu gewinnen.“ —  
Der Vater hielt die Ohren zu  
Und trollte sich von hinnen.

40 D'rauf machte Jakob sich ans Thor:  
„Marisch! Packer dich zum Teufel!“ —  
„Was? Ichrie Frau Schnips ihm laut ins Ohr,  
Sickfacker! Ich zum Teufel?

Du bist mir wohl der rechte Held,  
Und bist wohl hier für's Brellen?  
Hast Bruder und Papa geprellt,  
Mit deinen Ziegenfellen.“ —

45 Stockmänschenstill trieb ihr Geschrei  
Hinweg den Patriarchen.  
Hierauf sprang Ehren-Loth herbei,  
Mit Brausen und mit Schnarchen.

50 „Du auch, du alter Saufaus hast,  
Groß Recht hier zum Geprahe!  
Bist wahrlich nicht der feinste Gast  
In diesem Himmelsjaale!

55 Bezecht sich erst beim Abendbrot,  
Den Kindern zum Gelächter,  
Und danu beschläft Er — pfui, Herr Loth! —  
Gar seine eignen Töchter!“ —

60 Sa puh! Wie stank der alte Mist! —  
Loth mußte sich bequemen,  
Als hätt' er in das Bett' gepißt,  
Voll Scham Reißhaus zu nehmen.

„Na! — lief Relikte Judith hin,  
Welch Lärm hier und Gebrause!“ —  
„Bonsdieß! Frau Gurgelschneiderin!  
Sie ist hier auch zu Hause?“ —

65 Vor großer Scham bald bleich bald rot,  
Stand Judith bei dem Grnße.  
Der König David sah die Not,  
Und folgt' ihr auf dem Fuße.

70 „Was für Hallo, du Teufelsweib?  
Poß hunderttausend Belken!“ —  
„Ei, Herr, wär' ich Uria's Weib,  
Ihr würdet so nicht schelten.

75 Es war, mein Seel! wohl mehr Hallo,  
Mit Bathseba zu liebeln,  
Und ihren armen Hahnrei so  
Zur Welt hinaus zu bübeln.“ —

80 „Das Weib ist toll, rief Salomo,  
Hat zu viel Schnaps genommen!  
Was? Seiner Majestät also = = =  
So = = hundsfüttich anzukommen?“ —

„O Herr, nicht halb so toll, als Er!  
Hätt' er sein Maul gehalten!  
Wir wissen's noch recht gut, wie Er  
Auf Erden Haus gehalten.

85 Sieb'n hundert Weiber auf der Streu,  
Und extra doch darneben  
Drei hundert == Andre! Meiner Treu!  
Das war ein züchtig Leben!

90 Und Sein Verstand war klimperklein,  
Als Er von Gott sich wandte,  
Und Höfen nur von Holz und Stein,  
Sein thöricht Opfer brannte.“ —

95 „Fürwahr, empörte Jonas sich,  
Das Weib speit, wie ein Drache!“ —  
„Halt's Maul, Ausreißer! Kümme dich  
Um Deine faule Sache!“ —

100 Auch Thom's gab seinen Senf dazu:  
„Ein Sprichwort, das ich glaube,  
Sagt: Weiberzung' hat nimmer Ruh;  
Sie ist von Epenlaube.“ —

„Glaub' immer was ein Narr erdacht,  
Mit allen dummen Teufeln!  
Doch konnt' an seines Heilands Macht  
Der schwache Hiesel zweifeln.“ —

105 Maria Magdalena kam. —  
Nu ja! Die wird's erst kriegen! —  
„Still, gute Frau, sein still und zah!  
Ihr müßt Euch anders fügen.

110 Denn, gute Frau, erinnert Euch  
An Eu'r verruchtes Leben!  
So Einer wird im Himmelreich  
Kein Plätschen eingegeben.“ —

115 „So Einer? schrie Frau Schnips, ei schaut!  
Was bin ich denn für Eine?  
Sie war mir auch das rechte Kraut!  
Nun brennt Sie gar sich reine?

120 Ach! Um die Tugend Ihrer Zeit  
Ist Sie nicht hergekommen.  
Des Heilands Allbarmherzigkeit  
Hat Sie hier aufgenommen.

Durch diese Allbarmherzigkeit,  
Sie wird's nicht übel deuten,  
Hoff' ich, trotz meiner Sündlichkeit,  
Auch noch hineinzußchreiten.“ —

125 Jetzt sprang Apostel Paul empör:  
„Mit deinen alten Sünden,  
Weib, wirst du durch das Himmelsthor  
Den Eingang nimmer finden!“ —

130 „Die laß' ich draußen! — Denke, Paul,  
Wie dir's vor Zeiten glückte;  
Dir, der doch so mit Mord, als Saul,  
Die Kirche Gottes drückte!“ —

135 Sanct Peter kam nun auch zum Spiel:  
„Die Thür nicht eingeschlagen!  
Madam, Sie lärmst auch allzuviel;  
Wer kann das hier vertragen?“ —

140 „Geduld, Herr Pförtner! sagte sie;  
Noch bin ich unverloren!  
Hab' ich doch meinen Heiland nie,  
Wie Du einst, abgeschworen.“ —

Und unser lieber Herr vernahm  
Der Seele letzte Worte.  
Unringt von tausend Engeln kam  
Er herrlich an die Pforte.

145 „Erbarmen! Ach, Erbarmen!“ schrie  
Die arme bange Seele. —  
„O Seele, du gehorchtest nie  
Dem göttlichen Befehle.

150 Ich lockte dich an meine Brust:  
Zur Sünde gingst du über.  
Die Welt mit ihrer eiteln Lust  
War, Thöriu, dir viel lieber.“ —



„O! Ich bekenn' es, Herr, ich schwann  
Im Lustpuhl dieser Erde;  
155 Doch bringe du dein irrend Lam  
Zurück zu deiner Herde!

Ich will, o lieber Hirt, hinfort  
Mein Irrjal stets bereuen.  
160 Half doch sein letztes armes Wort  
Dem Schächer zum Gedeihen.“ —

„Du wußtest, Weib, was ich gethan;  
Du kanntest meinen Willen:  
165 Allein, was hast du je gethan,  
Ihn dankbar zu erfüllen?“ —

„Ach nichts! Doch, lieber Menschensohn,  
170 Heiß mich darum nicht fliehen!  
Es hat ja dem verlorren Sohn  
Sein Vater auch verziehen.“ —

„Nun wohl, Verirrte, tritt herzu!  
175 Will dich mit Gnade zeichnen.  
Auch du bist mein! Geh ein zur Ruh!  
Ich will dich nicht verleugnen.“

#### Apologie.

Ihr Herrn Zeloten dieser Zeit,  
175 Wie steht's um Euern Willen?  
Sind Liebesmäntel wohl so weit,  
Dies Lied mit d'rein zu hüllen? —

O seid doch, höflich bitt' ich d'rum,  
180 Seid diesmal nur nicht kurrig!  
Denn seht! Es wär' doch schade d'rum:  
Das Ding ist ja so schnurrig.

Auch ist ja die Historia  
Aus Wahrheit nicht gesponnen.  
185 Doch webt' ich d'rein Moralia;  
Die hab' ich nicht erfonnen.

Und schlimm ist wahrlich nichts gemeint:  
D'rum nehmt doch ja nichts übel!  
Moralia sind, wie es scheint,  
Die Besten aus der Bibel.

Ihr, die ihr, aus erlogner Pflicht,  
190 Begnadigt und verdammet,  
Die Liebe sagt: Verdammet nicht,  
Daß man nicht Euch verdammet!

#### Der wilde Jäger.

Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn:  
„Hallo, Hallo zu Fuß und Roß!“  
5 Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn;  
Laut rasselnd stürzt' ihm nach der Troß;  
Laut kliff' und klaste' es, frei vom Koppel,  
Durch Korn und Dorn, durch Heid' und Stoppel.

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war  
Des hohen Domes Kuppel blank.  
10 Zum Hochamt ruhte dumpf und klar  
Der Glocken ernster Feierklang.  
Fern tönten lieblich die Gesänge  
Der andachtsvollen Christenmenge.

Rißgrasch quer übern Kreuzweg ging's,  
15 Mit Horrido und Hussafa.  
Sieh da! Sieh da, kam rechts und links  
Ein Reiter hier, ein Reiter da!  
Des Rechten Roß war Silberablinken,  
Ein Feuerfarbner trug den Linken.

Wer waren Reiter links und rechts?  
20 Ich ahnd' es wohl, doch weiß ichs nicht.  
Nichtehr erschien der Reiter rechts,  
Mit mildem Frühlingsangezicht.  
Graß, dunkelgelb der linke Ritter  
Schoß Blitz vom Aug', wie Ungewitter.

„Willkommen hier, zu rechter Frist,  
25 Willkommen zu der edlen Jagd!  
Auf Erden und im Himmel ist  
Kein Spiel, das lieblicher behagt.“ —  
Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte,  
30 Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

„Schlecht klingen deines Hornes Klang,  
Sprach der zur Rechten, sanftes Muts,  
Zu Feierglod' und Chorgefang.  
35 Kehr um! Erjagst dir heut nichts Guts.  
Laß dich den guten Engel warnen,  
Und nicht vom Bösen dich umgarnen!“ —

„Sagt zu, jagt zu, mein edler Herr!  
Fiel rasch der linke Ritter d'rein.  
Was Glockenklang? Was Chorgeplär?  
10 Die Jagdlust mag euch baß erfreun!  
Laßt mich, was süßlich ist, euch lehren  
Und euch von Jenem nicht bethören!“ —

„Ha! Wohlgesprochen, linker Mann!  
Du bist ein Held nach meinem Sinn.  
45 Wer nicht des Weidwerks pflegen kann,  
Der scher' ans Paternoster hin!  
Mag's, frommer Narr, dich baß verdrießen,  
So will ich meine Lust doch büßen!“ —

Und hurre hurre vorwärts ging's,  
50 Feld ein und aus, Berg ab und an.  
Stets ritten Reiter rechts und links  
Zu beiden Seiten neben an.  
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne,  
Mit sechzehnackigem Gehörne.

Und lauter stieß der Graf ins Horn;  
55 Und rascher slog's zu Fuß und Roß;  
Und sieh! bald hinten und bald vorn  
Stürzt' Einer tot dahin vom Troß.  
„Laß stürzen! Laß zur Hölle stürzen!  
60 Das darf nicht Fürstenlust verwürzen.“

Das Wild duckt sich ins Ahrenfeld  
65 Und hofft da sichern Aufenthalt.  
Sieh da! Ein armer Landmann stellt  
Sich dar in kläglichem Gestalt.  
„Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!  
Verschont den sauern Schweiß des Armen!“

Der rechte Ritter sprengt heran,  
Und warnt den Grafen sanft und gut.  
Doch baß hezt ihn der linke Mann

70 Zu schadenfrohem Trevelmut.  
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen  
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

75 „Hinweg, du Hund! Schnaubt fürchterlich  
Der Graf den armen Pflüger an.  
Sonst hez' ich selbst, beim Teufel! dich.  
Hallo, Gefellen, drauf und dran!  
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,  
80 Knallt ihm die Peitschen um die Ohren!“

Gesagt, gethan! Der Wildgraf schwang  
85 Sich über'n Hagen rasch voran,  
Und hinterher, bei Knall und Klang,  
Der Troß mit Hund und Roß und Mann;  
Und Hund und Mann und Roß zerstampfte  
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

90 Vom nahen Lärm emporgescheucht,  
Feld ein und aus, Berg ab und an  
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,  
Greift das Wild des Angers Plan;  
Und mischt sich, da verschont zu werden,  
95 Schlaun mitten zwischen zahme Herden.

Doch hin und her, durch Flur und Wald,  
Und her und hin, durch Wald und Flur,  
Verfolgen und erwittern bald  
Die raschen Hunde seine Spur.  
95 Der Hirt, voll Angst für seine Herde,  
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde.

100 „Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt  
Mein armes stilles Vieh in Ruh!  
Bedenket, lieber Herr, hier graft  
So mancher armen Witwe Ruh.  
Ihr Eins und Alles spart der Armen!  
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!“

105 Der rechte Ritter sprengt heran,  
Und warnt den Grafen sanft und gut.  
Doch baß hezt ihn der linke Mann  
Zu schadenfrohem Trevelmut.  
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen  
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

110 „Bewegner Hund, der du mir wehrst!  
 Da, daß du deiner besten Ruh  
 Selbst um und angewachsen wärst,  
 Und jede Bettel noch dazu!  
 So sollt' es daß mein Herz ergöben,  
 Euch stracks ins Himmelreich zu heben.

115 Hallo, Gesellen, drauf und dran!  
 Jo! Doho! Hussasa!“ —  
 Und jeder Hund fiel wütend an,  
 Was er zunächst vor sich ersah.  
 120 Blutriesend sank der Hirt zur Erde,  
 Blutriesend Stück für Stück die Herde.

Dem Mordgewühl entraft sich kaum  
 Das Wild mit immer schwächerem Lauf.  
 Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum  
 Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.  
 125 Tief birgt sich's in des Waldes Mitte,  
 In eines Kläusners Gotteshütte.

Risch ohne Raft mit Peitschenknall,  
 Mit Horrido und Hussasa,  
 Und Kliff und Klaff und Hörnerschall,  
 130 Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.  
 Entgegen tritt mit sanfter Bitte  
 Der fromme Kläusner vor die Hütte.

135 „Laß ab, laß ab von dieser Spur!  
 Entweihe Gottes Freistatt nicht!  
 Zum Himmel ächzt die Kreatur  
 Und heischt von Gott dein Strafgericht.  
 Zum letzten male laß dich warnen,  
 Sonst wird Verderben dich umgarnen!“

140 Der Rechte sprengt besorgt heran  
 Und warnt den Grafen sanft und gut.  
 Doch daß heßt ihn der linke Mann  
 Zu schadenfrohem Frevelmut.  
 Und wehe! trotz des Rechten Warnen,  
 Läßt er vom Linken sich umgarnen!

145 „Verderben hin, Verderben her!  
 Das, ruft er, macht mir wenig Grauß.  
 Und wenn's im dritten Himmel wär,

So acht' ichs keine Fledermaus.  
 Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen;  
 150 So will ich meine Lust doch büßen!“

Er schwingt die Peitsche, stößt ins Horn:  
 „Hallo, Gesellen, drauf und dran!“  
 Sui, schwinden Mann und Hütte vorn,  
 155 Und hinten schwinden Roß und Mann;  
 Und Knall und Schall und Jagdgebüll  
 Verschlingt auf einmal Totenstille.

Erschrocken blickt der Graf umher;  
 Er stößt ins Horn, es tönet nicht;  
 Er ruft und hört sich selbst nicht mehr;  
 160 Der Schwung der Peitsche sauset nicht;  
 Er spornet sein Roß in beide Seiten  
 Und kann nicht vor nicht rückwärts reiten.

D'rauf wird es düster um ihn her,  
 Und immer düstret, wie ein Grab.  
 Dumpf rauscht es, wie ein fernes Meer.  
 165 Hoch über seinem Haupt herab  
 Ruft furchtbar, mit Gewittergrimme,  
 Dies Urteil eine Donnerstimme:

170 „Du Büttrich, teuflischer Natur,  
 Frech gegen Gott und Mensch und Tier!  
 Das Ach und Weh der Kreatur,  
 Und deine Mißthat an ihr  
 Hat laut dich vor Gericht geodert,  
 Wo hoch der Rache Fackel lodert.

175 Fleuch, Unhold, fleuch, und werde jetzt,  
 Von nun an bis in Ewigkeit,  
 Von Höll' und Teufel selbst gehezt!  
 Zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,  
 180 Die, um verruchter Lust zu fronen,  
 Nicht Schöpfer noch Geschöpf verschonen!“ —

Ein schwefelgelber Wetterschein  
 Umzieht hierauf des Waldes Laub.  
 Angst rieselt ihm durch Mark und Bein;  
 185 Ihm wird so schwül, so dumpf und taub!  
 Entgegen weht' ihm kaltes Grausen,  
 Dem Nacken folgt Gewittersausen.

Das Grausen weht, das Wetter saust,  
 Und aus der Erd' empor hahn!  
 Fährt eine schwarze Riesenfaust;  
 190 Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu;  
 Hui! will sie ihn beim Wirbel packen;  
 Hui! steht sein Angesicht im Nacken.

Es flimmt und flammt rund um ihn her,  
 Mit grüner, blauer, roter Mut;  
 195 Es walt um ihn ein Feuermeer;  
 Darinnen wimmelt Höllenbrut.  
 Sach fahren tausend Höllenhunde,  
 Laut angeheßt, empor vom Schlunde.

Er rafft sich auf durch Wald und Feld,  
 200 Und flieht lauthenkend Weh und Ach;  
 Doch durch die ganze weite Welt  
 Rauscht bellend ihm die Hölle nach,  
 Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,  
 Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

Im Nacken bleibt sein Antlitz stehn,  
 205 So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt.  
 Er muß die Ungeheuer sehn,  
 Laut angeheßt vom bösen Geist,  
 210 Muß sehn das Anirrschen und das Fappen  
 Der Rachen, welche nach ihm schnappen. —

Das ist des wilden Heeres Jagd,  
 Die bis zum jüngsten Tage währt,  
 Und oft dem Wüßling noch bei Nacht  
 215 Zu Schreck und Graus vorüberfährt.  
 Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,  
 Wohl manches Jägers Mund bezungen.

#### Antrene über alles.

Ich lauschte mit Wolk' tief zwischen dem Korn,  
 Umduftet vom blühenden Hagebutt-Dorn.  
 Wir hatten's so heimlich, so still und bequem,  
 Und koseten traulich von Diesem und Dem.

Der Ehrenrat Richter von  
Trübenstein.

Im August 1782.

Im Namen des Ehrenrat zu Trübenstein  
gehe ich ein bei Ihnen in der Liebe.

Die Pflicht und Pflicht so unerschütterlich,  
die macht, die glückselig und glücklich ob sein,  
Mir gegen die fallen die Trüben.

So pflegt ein flüchtiger am Ueberlauf  
des flüchtigen und flüchtigen so beweisend!  
Da ist ein flüchtiger, da schiff kein Grad;  
Das wird von Gott mit von Augen nicht weisend;  
Da werden die Trüben so beweisend! —

Der Ehrenrat Richter von Trübenstein  
Ihre pflichtlos, sein ein Trübenstein  
das Mittel an der jenseit, oder willig mit sein,  
Hilf nicht den freies nach Trübenstein  
und unerschütterlichen Respekt zum Trübenstein.

Ich wünschte freilich, von diesen Gold,  
dich jezt mit dem Eufel vom Lige  
bleibst glücklich im Allos auf den Wipfen im Thal,  
die Mäuren wie Altes, die Wüste wie Thal,  
die fuchte wie brennende Zigele.

Die Zeit ist der Fichte von Fallstein  
Im Fall' mit im Fall' mit im fuchte.  
Dem Fingerringe laßt in die Augen des Allos,  
Ich laßt in dem Fingere die Fichte zu Pfiff  
Im finkalenden Fingergewinde.

Er fpricht in die Wipfen auf die Fichte  
Unverändert mit goldenem Pfaffe.  
Er fpricht in die Wipfen zu laßt mit fuchte,  
Haupt mit in die Fingere von Fichte mit Gold.  
Aber was ein Ring mit Wipfen.

5 Wir hatten's so heimlich, so still und bequem;  
 Kein Seelchen vernahm was von Diesem und Dem;  
 Kein Lüftchen belauscht' uns von hinten und vorn;  
 Die spielten mit Kornblum' und Klapproß' im Korn.

Wir herzten, wir drückten, wie innig, wie warm!  
 10 Und wiegten uns eia popeia! im Arm.  
 Wie Beeren zu Beeren an Trauben des Weins,  
 So reiheten wir Küsse zu Küssen in eins.

Und zwischen die Trauben von Küssen hin schlang  
 Sich, ähnlich den Reben, Gespräch und Gesang.  
 15 Kein Weinstock auf Erden verdienet den Ruf  
 Von diesem, den Liebe beim Hagedorn schuf.

„O Mollh, so sprach ich, so sang ich zu ihr,  
 Lieb Liebchen, was küssest, was liebst du an mir?  
 Sprich, ist es nur Leibes- und Liebesgestalt?  
 20 Sprich! Oder das Herz, das im Busen mir walzt?“ —

„O Lieber, so sprach sie, so sang sie zu mir,  
 O Teurer, was sollt' ich nicht lieben an dir?  
 Bist süß mir an Leibes- und Liebesgestalt,  
 Doch teurer durchs Herz, das im Busen dir walzt.“ —

25 „Lieb Liebchen, was thätest du, hätte dir Not  
 Das Eine fürs Andre zu missen gedroht?  
 Sprich! Blicke mein liebendes Herz dein Gewinn,  
 Sprich! Gähst du für Treue das übrige hin?“ —

„Ein goldener Becher gibt lieblichen Schein;  
 30 Doch süßeres Labjal gewähret der Wein.  
 Ach, bleibe der labende Wein mein Gewinn,  
 So gäh' ich den goldenen Becher wohl hin.“ —

„O Mollh, lieb Liebchen, wie wär' es bestellt,  
 Durchstrichen noch üppige Feen die Welt,  
 35 Die Schönste der Schönsten entbrennte zu mir,  
 Und legte mir Schlingen, und raubte mich dir;

Und führte mich auf ihr bezaubertes Schloß,  
 Und ließe nicht eher mich ledig und loß,  
 Als bis ich in Liebe mich zu ihr gesellt;  
 40 Wie wär' es um deine Verzeihung bestellt?“ —

„Ach! Fragtest du vor der so schmähligen That  
Dein ängstlich bekümmertes Mädchen um Rat,  
So riet' ich! Bedenke mein Kleinod, mein Glück!  
Komm nimmer mir, oder mit Treue zurück!“ —

45 „Wie, wenn sie nun spräche: Komm, buhle mit mir!  
Sonst kostet's dir Jugend und Schönheit dafür.  
Zum häßlichsten Zwerge verschafft dich mein Wort;  
Dann schießt mit dem Korb' auch dein Mädchen dich fort.“ —

50 „O Lieber, das glaube der Trägerin nicht!  
Entstelle sie dich und dein holdes Gesicht!  
Erfülle sie alles, was Böses sie droht!  
So hat es ja doch mit dem Korbe nicht not.“ —

55 „Wie, wenn sie nun spräche: Komm, buhle mit mir!  
Sonst werde zur Schlange dein Mädchen dafür!  
O Mollh, lieb Liebchen, was rietest du nun?  
Was sollt' ich wohl wählen, was sollt' ich wohl thun?“ —

60 „O Lieber, du stellst mich zu ängstlicher Wahl!  
Leicht wäre mir zwar der Bezauberung Qual:  
Doch jetzt bin ich süß dir, wie Honig und Wein:  
Dann würd' ich ein Scheuel und Greuel dir sein.“ —

„Doch setze: Du würdest kein Greuel darum;  
Ich trüge dich sorglich im Busen herum;  
Da hörtest du immer, bei Nacht und bei Tag,  
Für dich nur des Herzens entzückenden Schlag;

65 Und immer noch bliebe dein zärtlicher Ruß  
Dem durstigen Munde des Himmels Genuß:  
O Mollh, lieb Liebchen, was rietest du nun?  
Was sollt' ich wohl wählen, was sollt' ich wohl thun?“ —

70 „O Lieber, o Süßer, dann weißt du die Wahl.  
Was hätt' ich für Sorge, was hätt' ich für Qual?  
Dann hülle mich lieber die Schlangenhaut ein,  
Als daß mir mein Trauter soll ungetreu sein!“ —

75 „Doch, wenn sie nun spräche: Komm, buhle mit mir!  
Sonst werde zur Rache des Todes dafür!  
O Mollh, lieb Liebchen, was rietest du nun?  
Was sollt' ich wohl wählen, was sollt' ich wohl thun?“ —

80 „Geliebter, du stellst mich zur schrecklichsten Wahl:  
Zur Rechten ist Jammer, zur Linken ist Qual.  
Bewahre mich Gott vor so ängstlicher Not!  
Denn was ich auch wähle, so wähl' ich mir Tod.

„Doch — wenn er zur Rechten und Linken mir droht,  
So wähl' ich doch lieber den süßeren Tod.  
O Teurer, so stirb dann, und bleibe nur mein!  
Bald folget dir Mollh und holet dich ein.

85 Dann ist es geschehen, dann sind wir entlohn;  
Dann krönet die Treue unsterblicher Lohn.  
So stirb dann, o Süßer, und bleibe nur mein!  
Bald holet dein Mädchen im Himmel dich ein.“ —

90 Wir schwiegen und drückten, wie innig wie warm!  
Und wiegten uns, o popeia! im Arm.  
Wie Beeren zu Beeren an Trauben des Weins,  
So reiheten wir Küsse zu Küssen in eins.

95 Wir schaukelten, berauscht von der Liebe Gefühl,  
Und küßten der herrlichen Trauben noch viel.  
Dann schwuren wir herzlich, bei Ja und bei Nein,  
Im Leben und Tode getreu uns zu sein.

#### Des Pfarrers Tochter von Taubenhain.

Im Garten des Pfarrers von Taubenhain  
Geh't irre bei Nacht in der Laube.  
Da flüstert und stöhnt's so ängstiglich;  
Da rasselt, da flattert und sträubet es sich,  
5 Wie gegen den Falken die Taube.

10 Es schleicht ein Flämmchen am Unkensteich,  
Das flimmert und flammert so traurig.  
Da ist ein Plätzchen, da wächst kein Gras;  
Das wird vom Tau und vom Regen nicht naß;  
10 Da wehen die Lüftchen so schaurig. —

15 Des Pfarrers Tochter von Taubenhain  
War schuldlos, wie ein Täubchen.  
Das Mäd'el war jung, war lieblich und fein,  
Viel ritten der Freier nach Taubenhain,  
Und wünschten Nojetten zum Weibchen. —



Von drüben herüber, von drüben herab,  
Dort jenseits des Baches vom Hügel,  
Blinkt statlich ein Schloß auf das Dörfchen im Thal,  
Die Mauern wie Silber, die Dächer wie Stahl,  
20 Die Fenster wie brennende Spiegel.

Da trieb es der Junker von Falkenstein,  
In Hüll' und in Füll' und in Freude.  
Dem Jüngferchen lacht' in die Augen das Schloß,  
Ihm lacht' in das Herzchen der Junker zu Noß,  
25 Im funkelnden Jägergeschmeide. —

Er schrieb ihr ein Briefchen auf Seidenpapier,  
Umrandelt mit goldenen Ranten.  
Er schickt' ihr sein Bildnis, so lachend und hold,  
Versteckt in ein Herzchen von Perlen und Gold;  
30 Dabei war ein Ring mit Demanten. —

„Laß du sie nur reiten, und fahren und gehn!  
Laß du sie sich werben zu Schanden!  
Rosettchen, dir ist wohl was Bessers beschert.  
Ich achte des stattlichsten Ritters dich wert,  
35 Beliehen mit Leuten und Landen.

Ich hab' ein gut Wörtchen zu kosen mit dir;  
Das muß ich dir heimlich vertrauen.  
D'rauf hätt' ich gern heimlich erwünschten Bescheid.  
Lieb Mädel, um Mitternacht bin ich nicht weit;  
40 Sei wacker und laß dir nicht grauen!

Heut mitternacht horch auf den Wachtelgesang,  
Im Weizenfeld' hinter dem Garten.  
Ein Nachtigallmännchen wird locken die Braut,  
Mit lieblichem tief aufblösenden Laut;  
45 Sei wacker und laß mich nicht warten!“ —

Er kam in Mantel und Kappe vermunmt,  
Er kam um die Mitternachtsstunde.  
Er schlich, umgürtet mit Waffen und Wehr,  
So leise so lose, wie Nebel, einher,  
50 Und stillte mit Brocken die Hunde.

Er schlug der Wachtel hellgellenden Schlag,  
Im Weizenfeld' hinter dem Garten.  
Dann lockte das Nachtigallmännchen die Braut,  
Mit lieblichem tief aufblösenden Laut;  
55 Und Röschen, ach! — ließ ihn nicht warten. —

Er wußte sein Wörtchen so traulich und süß  
In Ohr und Herz ihr zu girren! —  
Ach, Liebender Glauben ist willig und zahm!  
Er sparte kein Locken, die schüchternen Scham  
60 Zu seinem Gelüste zu kirren.

Er schwur sich bei allem, was heilig und hehr,  
Auf ewig zu ihrem Getreuen.  
Und als sie sich sträubte, und als er sie zog,  
Vermaß er sich tener, vermaß er sich hoch:  
65 „Lieb Mädel, es soll dich nicht reuen!“

Er zog sie zur Laube, so düster und still,  
Von blühenden Bohnen umdüftet.  
Da pocht' ihr das Herzchen; da schwoh ihr die Brust;  
Da wurde vom glühenden Hauche der Lust  
70 Die Unschuld zu Tode vergiftet. — — —

Bald, als auf duftendem Bohnenbeet  
Die rötlichen Blumen verblühten,  
Da wurde dem Mädel so übel und weh;  
Da bleichten die rosichten Wangen zu Schnee;  
75 Die funkelnden Augen verglühten.

Und als die Schote nun abgemach  
Sich dehnt' in die Breit' und Länge;  
Als Erdbeer' und Kirsche sich rötet' und schwoh;  
Da wurde dem Mädel das Brüstchen zu voll,  
80 Das seidene Röckchen zu enge.

Und als die Sichel zu Felde ging,  
Hub's an sich zu regen und strecken.  
Und als der Herbstwind über die Flur,  
Und über die Stoppel des Habers fuhr,  
85 Da konnte sie's nicht mehr verstecken.

Der Vater, ein harter und zorniger Mann,  
Schalt laut die arme Rosette:  
„Daß du dir erbuhlt für die Wiege das Kind,  
So hebe dich mir aus den Augen geschwind  
90 Und schaff' auch den Mann dir ins Bette!“

Er schlang ihr fliegendes Haar um die Faust;  
Er hieb sie mit knotigen Riemen.  
Er hieb, das schallte so schrecklich und laut!  
Er hieb ihr die samttene Silienhaut  
95 Boll schwellender blutiger Striemen.

Er ſtieß ſie hinaus in der finſterſten Nacht  
 Bei eiſigem Regen und Winden.  
 Sie klinkt' am dornigen Felſen empor,  
 Und tappte ſich fort, bis an Falkenſteins Thor,  
 100 Dem Liebſten ihr Leid zu verkünden. —  
 „O weh mir daß du mich zur Mutter gemacht,  
 Bevor du mich machteſt zum Weibe!  
 Sieh her! Sieh her! Mit Jammer und Hohn  
 Trag' ich dafür nun den ſchmerzlichen Lohn,  
 105 An meinem zerſchlagenen Leibe!“  
 Sie warf ſich ihm bitterlich ſchluchzend ans Herz;  
 Sie bat, ſie beſchwur ihn mit Zähren:  
 „Mach' es nun gut, was du übel gemacht!  
 Biſt du es, der ſo mich in Schande gebracht,  
 110 So bring' auch mich wieder zu Ehren!“ —  
 „Arm Närrchen, verſetzt' er, das thut mir ja Leid!  
 Wir wollen am Alten ſchon rächen.  
 Erſt gib dich zufrieden und harre bei mir!  
 Ich will dich ſchon hegen und pflegen allhier.  
 115 Dann wollen wir's ferner beſprechen.“ —  
 „Ach, hier iſt kein Sämen, kein Pflegen, noch Ruh'n!  
 Das bringt mich nicht wieder zu Ehren.  
 Haſt du einſt trenlich geſchworen der Braut,  
 So laß auch an Gottes Altare nun laut  
 120 Vor Prieſter und Zeugen es hören!“ —  
 „Ho, Närrchen, ſo hab' ich es nimmer gemeint!  
 Wie kann ich zum Weibe dich nehmen?  
 Ich bin ja entſproſſen aus adligem Blut.  
 Nur Gleiches zu Gleichem geſellet ſich gut;  
 125 Sonſt müßte mein Stamm ſich ja ſchämen.  
 Lieb Närrchen, ich halte dir's, wie ich's gemeint:  
 Mein Liebchen ſollſt immerdar bleiben.  
 Und wenn dir mein wackerer Jäger gefällt,  
 So laß' ich's mir koſten ein gutes Stück Geld.  
 130 Dann können wir's ferner noch treiben.“ —  
 „Daß Gott dich! — du ſchändlicher, bübiſcher Mann! —  
 Daß Gott dich zur Hölle verdamme! —  
 Entehr' ich als Gattin dein adliges Blut,  
 Warum denn, o Böſewicht, war ich einſt gut,  
 135 Für deine unehrliche Flamme? —

So geh dann und nimm dir ein adliges Weib! —  
 Das Blättchen ſoll ſchrecklich ſich wenden!  
 Gott ſiehet und höret und richtet uns recht.  
 So müße dereinſt dein niedrigſter Knecht  
 140 Das adlige Bette dir ſchänden! —  
 Dann fühle, Verräter, dann fühle wie's thut,  
 An Ehr' und an Glück zu verzweifeln!  
 Dann ſtoß' an die Mauer die ſchändliche Stirn,  
 Und jag' eine Kugel dir ſtuchend durch's Hirn!  
 145 Dann, Teufel, dann fahre zu Teufeln!“ —  
 Sie riß ſich zuſammen, ſie raffte ſich auf,  
 Sie rannte verzweifelnſd von hinnen,  
 Mit blutigen Füßen, durch Diſtel und Dorn,  
 Durch Moor und Geröhricht, vor Jammer und Zorn  
 150 Zerrüttet an allen fünf Sinnen.  
 „Wohin nun, wohin, o barmherziger Gott,  
 Wohin nun auf Erden mich wenden?“ —  
 Sie rannte, verzweifelnſd an Ehr' und an Glück,  
 Und kam in den Garten der Heimat zurück,  
 155 Ihr klägliches Leben zu enden.  
 Sie taumelt', an Händen und Füßen verſchlummt,  
 Sie kroch zur unſeligen Laube;  
 Und jach durchzuckte ſie Weh an Weh,  
 Auf ärmlichem Lager, beſtreuet mit Schnee,  
 160 Von Reiſicht und raffelndem Laube.  
 Es wand ihr ein Knäbchen ſich weinend vom Schoß,  
 Bei wildem unſäglichem Schmerze.  
 Und als das Knäbchen geboren war,  
 Da riß ſie die ſilberne Nadel vom Haar,  
 165 Und ſtieß ſie dem Knaben ins Herze.  
 Erſt, als ſie vollendet die blutige That,  
 Mußt' ach! ihr Wahnsinn ſich enden.  
 Kalt wehten Entſetzen und Graufen ſie an. —  
 „O Jefu, mein Heiland, was hab' ich gethan?“  
 170 Sie wand ſich das Baſt von den Händen.  
 Sie kragte mit blutigen Nägeln ein Grab,  
 Am ſchilligen Unkengſtade.  
 „Da ruh du, mein Armes, da ruh nun in Gott,  
 Geborgen an immer vor Elend und Spott! —  
 175 Mich haßen die Raben vom Nabe!“ —

Das iſt das Flämmchen am Unfenteich;  
 Das ſtimmert und flammert ſo traurig.  
 Das iſt das Bläſſchen, da wächst kein Gras;  
 Das wird vom Tau und vom Regen nicht naß;  
 180 Da wehen die Lüftchen ſo ſchaurig!

Hoch hinter dem Garten vom Rabenstein,  
 Hoch über dem Steine vom Rade  
 Blickt, hohl und düſter, ein Schädel herab,  
 Das iſt ihr Schädel, der blicket außs Grab,  
 185 Drei Spannen lang an dem Geſtade.

Allnächtlich herunter vom Rabenstein,  
 Allnächtlich herunter vom Rade  
 Suſcht bleich und mollicht ein Schattengeſicht,  
 Will löſchen das Flämmchen, und kann es doch nicht,  
 190 Und wimmert am Unfengeſtade.

#### Der Kaiſer und der Abt.

Ich will euch erzählen ein Märchen, gar ſchnurrig:  
 Es war 'mal ein Kaiſer; der Kaiſer war kurrig;  
 Auch war 'mal ein Abt, ein gar ſtattlicher Herr;  
 Nur ſchade! ſein Schäfer war klüger, als Er.

5 Dem Kaiſer ward's ſauer in Hitz' und in Kälte:  
 Oft ſchlieſ er bepanzert im Kriegeſgezelte;  
 Oft hatt' er kaum Waſſer zu Schwarzbrod und Würſt;  
 Und öfter noch litt' er gar Hunger und Durſt.

Das Pfäfflein, das wußte ſich beſſer zu hegen,  
 10 Und weidlich am Tiſch und im Bette zu pflegen.  
 Wie Vollmond glänzte ſein feiſtes Geſicht.  
 Drei Männer umſpannten den Schmerbauch ihm nicht.

D'rob ſuchte der Kaiſer am Pfäfflein oft Hader.  
 Einſt ritt er, mit reiſigem Kriegeſgeſchwader,  
 15 In brennender Hitze des Sommers vorbei.  
 Das Pfäfflein ſpazierte vor ſeiner Abtei.

„Ha, dachte der Kaiſer, zur glücklichen Stunde!“  
 Und grüßte das Pfäfflein mit höhnlichem Munde:  
 „Knecht Gottes, wie geht's dir? Mir dünkt wohl ganz recht,  
 20 Das Beten und Faſten bekomme nicht ſchlecht.

Doch dünkt mir daneben, euch plage viel Weiſe.  
 Ihr dankt mir's wohl, wenn ich euch Arbeit erteile,  
 Man rühmet, ihr wäret der piſſigſte Mann,  
 Ihr hörtet das Gräſſchen faſt wachsen, ſagt man.

25 So geb' ich denn euren zwei tüchtigen Backen  
 Zur Kurzweil drei artige Riffe zu knacken.  
 Drei Monden von nun an beſtim' ich zur Zeit.  
 Dann will ich auf dieſe drei Fragen Beſcheid.

Zum erſten: Wann hoch ich, im fürſtlichen Räte,  
 30 Zu Throne mich zeige im Kaiſerornate,  
 Dann ſollt ihr mir ſagen, ein treuer Wardein,  
 Wie viel ich wohl wert, biſ zum Heller mag ſein?

Zum zweiten ſollt ihr mir berechnen und ſagen:  
 Wie bald ich zu Roſſe die Welt mag umjagen?  
 35 Um keine Minute zu wenig und viel!  
 Ich weiß der Beſcheid darauf iſt euch nur Spiel.

Zum dritten noch ſollt du, o Preis der Prälaten,  
 Muß Härchen mir meine Gedanken erraten.  
 Die will ich dann treulich bekennen: allein  
 40 Es ſoll auch kein Titelchen Wahres d'rau ſein.

Und könnt ihr mir dieſe drei Fragen nicht löſen,  
 So ſeid ihr die längſte Zeit Abt hier geweſen;  
 So laß' ich euch führen zu Eſel durchs Land,  
 Berkehrt, ſtatt des Baumes, den Schwanz in der Hand.“ —

45 D'rauf trabte der Kaiſer mit Lachen von hinten.  
 Das Pfäfflein zerriß und zerſpliß ſich mit Stinmen.  
 Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,  
 Der vor hochnotpeinlichem Halsgericht ſteht.

Er ſchickte nach ein, zwei, drei, vier Un'verſtäten,  
 50 Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Fakultäten,  
 Er zahlte Gebühren und Sporteln vollauf:  
 Doch löſte kein Doktor die Fragen ihm auf.

Schnell wuchsen, bei herzlichem Jagen und Poſchen,  
 Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,  
 55 Die Wochen zu Monden; ſchon kam der Termin!  
 Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

„Nun such' er, ein bleicher hohlwangiger Werther,  
In Wäldern und Feldern die einsamsten Orter.  
Da traf ihn, auf selten betretener Bahn,  
60 Hans Bendig, sein Schäfer, am Felsenhang an.

„Herr Abt, sprach Hans Bendig, was mögt ihr euch grämen?  
Ihr schwindet ja wahrlich dahin, wie ein Schemen.  
Maria und Joseph! Wie hobelt ihr ein!  
Mein Sixchen! Es muß euch was angethan sein.“ —

65 „Ach, guter Hans Bendig, so muß sich's wohl schicken.  
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was sicken,  
Und hat mir drei Müß' auf die Zähne gepackt,  
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

70 Zum ersten: Wann hoch Er, im fürstlichen Räte,  
Zu Throne sich zeigt, im Kaiserornate,  
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,  
Wie viel er wohl wert, bis zum Heller mag sein?

75 Zum zweiten soll ich ihm berechnen und sagen:  
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen?  
Um keine Minute zu wenig und viel!  
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

80 Zum dritten, ich ärmster von allen Prälaten,  
Soll ich ihm gar seine Gedanken erraten;  
Die will er mir treulich bekennen: allein  
Es soll auch kein Titelchen Wahres d'ran sein.

Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,  
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen;  
So läßt er mich führen zu Esel durch's Land,  
Berkehrt, statt des Baumes, den Schwanz in der Hand.“ —

85 „Nichts weiter? erwidert Hans Bendig mit Lachen,  
Herr, gebt euch zufrieden! das will ich schon machen.  
Nur borgt mir eu'r Käppchen, eu'r Kreuzchen und Kleid;  
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

90 „Wersteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,  
So weiß ich den Hund doch vom Dfen zu locken.  
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,  
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt.“

Da sprang, wie ein Böcklein, der Abt vor Behagen.  
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen,  
95 Ward stattlich Hans Bendig zum Abte geschmückt,  
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

100 Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Räte,  
Hoch prangt' er, mit Zeppter und Kron' im Ornate:  
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,  
Wie viel ich iht wert, bis zum Heller, mag sein?“ —

„Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert;  
D'rum gäb' ich, so sehr ihr auch pochet und prachert,  
Für euch keinen Deut mehr, als zwanzig und neun,  
Denn Einen müßt ihr doch wohl minder wert sein.“ —

105 „Hum, sagte der Kaiser, der Grund läßt sich hören,  
Und mag den durchlauchtigen Stolz wohl befehren.  
Nie hätt' ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr!  
Geglaubet, daß so spottwohlfeil ich wär'.

110 Nun aber sollst du mir berechnen und sagen:  
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?  
Um keine Minute zu wenig und viel!  
Ist dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?“ —

115 „Herr, wenn mit der Sonn' ihr früh sattelt und reitet,  
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet,  
So seh' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,  
In zweimal zwölf Stunden ist alles gethan.“ —

120 „Ha, lachte der Kaiser, vortrefflicher Haber!  
Ihr futtert die Pserde mit Wenn und mit Aber.  
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,  
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

Nun aber zum dritten, nun nimm dich zusammen!  
Sonst muß ich dich dennoch zum Esel verdammen.  
Was denk' ich, das falsch ist? das bringe heraus!  
Nur bleib mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!“ —

125 „Ihr denket, ich sei der Herr Abt von St. Gallen.“ —  
„Ganz recht! Und das kann von der Wahrheit nicht fallen.“ —  
„Sein Diener, Herr Kaiser! Euch trüget eu'r Sinn:  
Denn wißt, daß ich Bendig, sein Schäfer, nur bin!“ —

130 „Was Henker! Du bist nicht der Abt von St. Gallen?“  
 Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,  
 Der Kaiser mit frohem Erstaunen daren;  
 „Wohlan denn, so sollst du von nun an es sein!

Ich will dich befehlen mit Ring und mit Stabe.  
 Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe!  
 135 Und lerne fortan erst quid iuris verstehen!  
 Denn wenn man will ernten, so muß man auch sä'n.“ —

„Mit Gunsten, Herr Kaiser! Das laßt nur hübsch bleiben!  
 Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen und schreiben;  
 140 Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein.  
 Was Hänschen versäumtet holt Hans nicht mehr ein.“ —

„Ach, guter Hans Bendig, das ist ja recht schade!  
 Erbittle demnach dir ein' andere Gnade!  
 Sehr hat mich ergötzt dein lustiger Schwank:  
 D'rum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank.“ —

145 „Herr Kaiser, groß hab' ich so eben nichts nötig:  
 Doch seid ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig,  
 So will ich mir bitten zum ehelichen Lohn,  
 Für meinen hochwürdigen Herren Pardon.“ —

150 „Ha bravo! Du trägst, wie ich merke, Gefelle,  
 Das Herz, wie den Kopf, auf der richtigsten Stelle.  
 D'rum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt,  
 Und obenein dir ein Pausbrief besichert:

Wir lassen dem Abt von St. Gallen entbieten:  
 Hans Bendig soll ihm nicht die Schafe mehr hüten.  
 155 Der Abt soll sein pflegen, nach unserm Gebot,  
 Umsonst, bis an seinen sanftseligen Tod.“

### Die Kuh.

Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brot.  
 Sie konnt' es vor Kummer nicht essen.  
 Ach, Wittwen bekümmert oft größere Not,  
 Als glückliche Menschen ermessen.

5 „Wie tief ich auf immer geschlagen nun bin!  
 Was hab' ich, bist du erst verzehret?“ —  
 Denn, Jammer! ihr Eins und ihr Alles war hin,  
 Die Kuh, die bisher sie ernährte. —

Heim kamen mit lieblichem Schellengetön  
 10 Die Andern, gesättigt in Fülle.  
 Vor Magdalis Pforte blieb keine mehr stehn  
 Und rief ihr, mit sanftem Gebrülle.

Wie Kindlein, welche der nährenden Brust  
 Der Mutter sich sollen entwöhnen,  
 15 So klagte sie Abend und Nacht den Verlust  
 Und löscht ihr Lämpchen mit Thränen.

Sie sank auf ihr ärmliches Lager dahin,  
 In hoffnungslosem Verzagen,  
 20 Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,  
 An jeglichem Gliede zerfchlagen.

Doch stärkte kein Schlaf sie von Abend bis früh.  
 Schwer abgemüdet, im Schwall  
 Von ängstlichen Träumen, erschütterten sie  
 Die Schläge der Glockenrühr alle.

25 Früh that ihr des Hirtenhornes Getön  
 Ihr Elend von neuem zu wissen.  
 „O wehe! Nun hab' ich nichts aufzustehn!“ —  
 So schluchzte sie nieder ins Rissen.

Sonst weckte des Hornes Geschmetter ihr Herz,  
 30 Den Vater der Güte zu preisen.  
 Setzt zürnet' und hadert' entgegen ihr Schmerz  
 Dem Pfleger der Wittven und Waisen.

Und horch! Auf Ohr und auf Herz, wie ein Stein  
 Fiel's ihr, mit dröhnendem Schalle.  
 35 Ihr rieselt' ein Schauer durch Mark und Gebein:  
 Es dünkt' ihr, wie Brüllen im Stalle.

„O Himmel! Verzeihe mir jegliche Schuld,  
 Und ahnde nicht meine Verbrechen!“  
 40 Sie wähnt', es erhübe sich Geistertumult,  
 Ihr sträfliches Zagen zu rächen.

Raum aber hatte vom schrecklichen Ton  
Sich mählich der Nachhall verloren,  
So drang ihr noch lauter und deutlicher schon  
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.

45 „Barmherziger Himmel, erbarme dich mein,  
Und halte den Bösen in Banden!“  
Tief barg sie das Haupt in die Kissen hinein,  
Daß Hören und Sehen ihr schwanden.

50 Hier schlug ihr, indem sie im Schweiß zerquoll,  
Das bebende Herz, wie ein Hammer;  
Und drittes noch lauterer Brüllen erscholl,  
Als wär's vor dem Bett' in der Kammer.

55 Nun sprang sie mit wildem Entsetzen heraus;  
Stieß auf die Laden der Zelle;  
Schon strahlte der Morgen; der Dämmerung Graus  
Wich seiner erfreulichen Helle.

60 Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehen:  
„Gott helfe mir gnädiglich, Amen!“ —  
Da wagte sie's zitternd zum Stalle zu gehn,  
In Gottes allmächtigem Namen.

O Wunder! Hier lehrte die herrlichste Ruh,  
So glatt und so blank, wie ein Spiegel,  
Die Stirne mit silbernem Sternchen ihr zu.  
Vor Staunen entsank ihr der Riegel.

65 Dort füllte die Krippe frisch duftender Alee  
Und Heu den Stall, sie zu nähren;  
Hier leuchtet' ein Eimerchen, weiß wie der Schnee,  
Die strotzenden Euter zu leeren.

70 Sie trug ein zierlich beschriebenes Blatt,  
Am Stirn und Hörner gewunden:  
„Zum Troste der guten Frau Magdalis hat  
N. N. hieher mich gebunden.“ —

75 Gott hatt' es ihm gnädig verliehen, die Not  
Des Armen so wohl zu erweisen.  
Gott hatt' ihm verliehen ein Stücklein Brot,  
Das konnt' er allein nicht essen. —

80 Mir dünkt, ich wäre von Gott ersehn,  
Was gut und was schön ist, zu preisen:  
Daher besing' ich, was gut ist und schön,  
In schlicht einfältigen Weisen.

„So, schwur mir ein Maurer, so ist es geschehn!“  
Allein er verbot mir den Namen.  
Gott laß' es dem Edlen doch wohl ergehn!  
Das bet' ich herzynniglich, Amen!

### Das Lied von Treue.

5 Wer gern treu eigen sein Liebchen hat,  
Den necken Stadt  
Und Hof mit gar mancherlei Sorgen.  
Der Marschall von Holm, den das Necken verdroß,  
5 Hielt klüglich deswegen auf ländlichem Schloß  
Seitweges sein Liebchen verborgen.

10 Der Marschall achtet' es nicht Bescher,  
Oft hin und her  
Bei Nacht und bei Nebel zu jagen.  
Er ritt, wann die Hähne das Morgenlied krähn,  
Um wieder am Dienste des Hofes zu stehn,  
Zur Stunde der lugernden Magen.

15 Der Marschall jagte voll Liebesdrang  
Das Feld entlang,  
Vom Hauche der Schatten besuchtet.  
„Hui, tummle dich, Sennier! Verjäume kein Nu!  
Und bring' mich zum Nestchen der Wollust und Ruh,  
Eh' heller der Morgen uns leuchtet!“

20 Er sah sein Schloßchen bald nicht mehr fern,  
Und wie den Stern  
Des Morgens das Fensterglas klimmern.  
„Geduld noch, o Sonne, du weckendes Licht,  
Erwecke mein schlummerndes Liebchen noch nicht!  
Hör' auf, ihr ins Fenster zu schimmern!“

25 Er kam zum schattenden Park am Schloß  
Und band sein Roß  
An eine der duftenden Linden.

Er schlich zu dem heimlichen Pfortchen hinein,  
Und wäht' im dämmernden Kämmerlein  
Süß träumend sein Liebchen zu finden.

Doch als er leise vors Bettchen kam,  
O weh! da nahm  
Das Schrecken ihm alle fünf Sinnen.  
Die Kammer war öde, das Bett war kalt. —  
„O wehe! Wer stahl mir mit Räuber-Gewalt  
So schändlich mein Kleinod von hinne?“ —

Der Marichall stürmte mit raschem Lauf  
Treppab, treppauf,  
Und stürmte von Zimmer zu Zimmer.  
Er ruhte, kein Seelchen erwiderte drauf —  
Doch endlich ertönte tief unten herauf  
Vom Kellergewölb' ein Gewimmer.

Das war des ehlichen Schloßvogts Ton.  
Aus Schuld entflohn  
War alle sein falsches Gefinde.  
„O Henne, wer hat dich herunter gezerrt?  
Wer hat so vermessen hier ein dich gesperrt?  
Wer? Sag mir geschwinde, geschwinde!“ —

„O Herr, die schändlichste Frevelthat  
Ist durch Verrat  
Dem Junter vom Steine gelungen.  
Er raubte das Fräulein bei sicherer Ruh,  
Und eure zwei wackeren Hunde dazu  
Sind mit dem Verräter entsprungen.“

Das dröhnt dem Marschall durch Mark und Bein.  
Wie Wetterschein  
Entlobert sein Sarraz der Scheide.  
Vom Donner des Fluches erschallet das Schloß.  
Er stürmet im Wirbel der Rache zu Noß,  
Und sprengt hinaus auf die Heide.

Ein Streif im Tawe durch Heid' und Wald  
Verrät ihm bald,  
Nach wannen die Flüchtling' entschwanden.  
„Nun strecke, mein Senner, nun strecke dich aus,  
Nur dies Mal, ein einzig Mal halt nun noch aus,  
Und laß mich nicht werden zu Schanden!

Hallo! Als ging' es zur Welt hinaus,  
Greif aus, greif aus!  
Dies letzte noch laß uns gelingen!  
Dann sollst du für immer auf schwelkender Streu,  
Bei goldenem Haber, bei duftendem Heu  
Dein Leben in Ruhe verbringen.“

Lang streckt der Senner sich aus und fleucht.  
Den Nachttau streicht  
Die Sohle des Reiters vom Grafe.  
Der Stachel der Ferse, das Schrecken des Fußs  
Verdoppeln den Donnergaloppschlag des Fußs,  
Verdoppeln die Stürme der Nase. —

Sieh da! Am Rande vom Horizont  
Scheint hell besonnt  
Ein Büschel vom Reiter zu schimmern.  
Raum sprengt er den Rücken des Hügel's hinan,  
So springen ihn seine zwei Doggen schon an,  
Mit freudigem Heulen und Wimmern.

„Verruchter Räuber, halt an, halt an,  
Und steh dem Mann,  
An dem du Verdammnis erstreckst!  
Verschlänge doch stracks dich ihr glühender Schlund!  
Und müßtest du ewig da flackern, o Hund,  
Vom Zeh bis zum Wirbel beschwehelt!“

Der Herr vom Steine war in der Brust  
Sich Muts bewußt,  
Und Kraft in dem Arme von Eisen.  
Er drehte den Nacken, er wandte sein Noß,  
Die Brust, die die trotzig Kebe verdroß,  
Dem wilden Verfolger zu weisen.

Der Herr vom Steine zog mutig blank,  
Und rasselnd sprang,  
So Dieser, wie Jener, vom Pferde.  
Wie Wetter erhebt sich der grimmigste Kampf.  
Das Stampfen der Kämpfer zermalmet zu Dampf  
Den Sand und die Schollen der Erde.

Sie hauen und hauen mit Tigerwut,  
Bis Schweiß und Blut  
Die Panzer und Helme betauen.

Doch Keiner vermag, so gewaltig er ringt,  
So hoch er das Schwert und so lausend ers schwingt,  
Den Gegner zu Boden zu hauen.

110 Doch als wohl Beiden es allgemach  
An Kraft gebracht,  
Da keuchte der Junker vom Steine:  
„Herr Marschall, gefiel' es, so möchten wir hier  
Ein Weilchen erst ruhen, und trauret ihr mir,  
So spräch' ich ein Wort, wie ichs meine.“

115 Der Marschall, senkend sein blankes Schwert,  
Hält an und hört  
Die Rede des Junkers vom Steine:  
„Herr Marschall, was haun wir das Leder uns wund?  
Weit besser bekäm' uns ein friedlicher Bund,  
120 Der brächt' uns auf Einmal ins Reine.

Wir haun, als hacketen wir Fleisch zur Bank,  
Und keinen Dank  
Hat doch wohl der blutige Sieger.  
Läßt wählen das Fräulein nach eigenem Sinn,  
125 Und wen sie erwählet, der nehme sie hin!  
Beim Himmel, das ist ja viel klüger!“

Das stand dem Marschall nicht übel an.  
„Ich bin der Mann!“  
130 So dacht' er bei sich, den sie wählet.  
„Wann hab' ich nicht Liebes gethan und gesagt?  
Wann hats ihr an allem, was Frauen behagt,  
So lang' ich ihr diene, gefehlet?“

Ach, wähnt er zärtlich, sie läßt mich nie!  
Zu tief hat sie  
135 Den Becher der Liebe gekostet!“ —  
D Männer der Treue, jetzt warn' ich euch laut:  
Zu fest nicht außs Biedermanns-Wörtchen gebant,  
Daß ältere Liebe nicht rostet!

Das Weib zu Rosse vernahm sehr gern  
140 Den Bund von fern  
Und wählte vor Freunden nicht lange.  
Raum hatten die Kämpfer sich zu ihr gewandt,  
So gab sie dem Junker vom Steine die Hand.  
D pfui! die verrätrische Schlange! —

145 D pfui! Wie zog sie mit leichtem Sinn  
Dahin, dahin,  
Von keinem Gewissen beschämnet!  
Versteinert blieb Holm an der Stelle zurück,  
Mit bebenden Lippen, mit starrendem Blick,  
150 Als hätt' ihn der Donner gelähmet.

Allmählich tannelt' er matt und blaß  
Dahin ins Gras,  
Zu seinen geliebten zwei Hunden.  
155 Die alten Gefährten, von treuerem Sinn,  
Umshnoberten traulich ihm Lippen und Riin,  
Und leckten das Blut von den Wunden.

Das bracht' in seinen umflorten Blick  
Den Tag zurück,  
Und Lebensgefühl in die Glieder.  
160 In Thränen verschlich sich allmählich sein Schmerz.  
Er drückte die guten Getreuen ans Herz,  
Wie leibliche liebende Brüder.

Gestärkt am Herzen durch Hundetreu,  
165 Erstand er neu  
Und wacker, von hinten zu reiten.  
Raum hatt' er den Fuß in den Bügel gefest,  
Und vorwärts die Doggen zu Felde gehet,  
So hört' er sich rufen vom weiten.

Und sieh! auf seinem beschäumten Roß,  
170 Schier atemlos,  
Creilt' ihn der Junker vom Steine.  
„Herr Marschall, ein Weilchen nur haltet noch an!  
Wir haben der Sache kein Gnügen gethan;  
Ein Umstand ist noch nicht ins Reine.

175 Die Dame, der ich mich eigen gab,  
Läßt nimmer ab,  
Nach enern zwei Hunden zu streben.  
Sie legt mir auch diese zu fodern zur Pflicht.  
180 Drum muß ich, gewährt Ihr in Güte sie nicht,  
Drob kämpfen auf Tod und auf Leben.“ —

Der Marschall rühret nicht an sein Schwert,  
Steht kalt und hört  
Die Mutung des Junkers vom Steine.



185 „Herr Junker, was hann wir das Leder uns wund?  
Weit beſſer bekommt uns ein friedlicher Buud,  
Der bringt uns auf Einmal ins Reine.

Wir hann, als hadten wir Fleiſch zur Bank,  
Und keinen Dank  
Hat doch wohl der blutige Sieger.  
190 Laßt wählen die Räter nach eigenem Sinn,  
Und wen ſie erwählen, der nehme ſie hin!  
Beim Himmel! das iſt ja viel klüger.“

Der Herr vom Steine verſchmerzt den Stich  
Und wähnt in ſich:  
195 Es ſoll mir wohl dennoch gelingen!  
Er locket, er ſchnalzet mit Zung' und mit Hand,  
Und hoffet bei Schnalzen und Locken ſein Band  
Bequem um die Hälſe zu ſchlingen.

Er ſchnalzt und klopfet wohl ſanft außs Knie,  
200 Lockt freundlich ſie  
Durch alle gefälligen Töne.  
Er weiſet vergebens ſein Zuckerbrot vor.  
Sie weichen und ſpringen am Marſchall empor,  
Und weiſen dem Junker die Zähne.

### Graf Walter.

Nach dem Altenglischen.

Graf Walter rief am Marſtallſthor:  
„Knapp, ſchwemm' und käum' mein Roß!“  
Da trat ihn an die ſchönſte Maid,  
Die je ein Graf genoß.

5 „Gott grüße dich, Graf Walter, schön!  
Sieh her, ſieh meinen Schurz!  
Mein goldner Gurt war ſonſt ſo lang,  
Nun iſt er mir zu kurz.

10 Mein Leib trägt deiner Liebe Frucht.  
Sie pocht, ſie will nicht ruhn.  
Mein ſeidnes Röckchen, ſonſt ſo weit,  
Zu eng' iſt mir es nun.“ —

15 „O Maid, gehört mir, wie du ſagſt,  
Gehört das Kindlein mein,  
So ſoll all all mein rotes Gold  
Dafür dein eigen ſein.

O Maid, gehört mir, wie du ſchwörſt,  
Gehört das Kindlein mein,  
20 So ſoll mein Land und Leut' und Burg  
Dein und des Kindleins ſein.“ —

„O Graf, was iſt für Lieb' und Treu  
All all dein rotes Gold?  
All all dein Land und Leut' und Burg  
Iſt mir ein ſchöbber Gold.

25 Ein Liebesblick aus deinem Aug',  
So himmelblau und hold,  
Gilt mir, und wär' es noch ſo viel,  
Für all dein rotes Gold.

30 Ein Liebeskuß von deinem Mund,  
So purpurrot und süß,  
Gilt mir für Land und Leut' und Burg,  
Und wär's ein Paradies.“ —

35 „O Maid, früh morgen trab' ich weit  
Zu Gaſt nach Weißenſtein,  
Und mit mir muß die ſchönſte Maid,  
Wohl auf, wohl ab am Rhein.“ —

40 „Trabſt du zu Gaſt nach Weißenſtein,  
So weit ſchon morgen früh;  
So laß, o Graf, mich mit dir gehn,  
Es iſt mir kleine Müh.

Bin ich ſchon nicht die ſchönſte Maid,  
Wohl auf, wohl ab am Rhein;  
So kleid' ich mich in Bubenſtracht,  
Dein Leibburſch dort zu ſein.“ —

45 „O Maid, wiſſt du mein Leibburſch ſein,  
Und heißen Er ſtatt Sie;  
So kürz' dein ſeidnes Röcklein dir  
Halb zollbreit überm Knie.

50 So kürz' dein goldnes Härlein dir  
Halb zollbreit überm Aug!  
Dann magst du wohl mein Leibbursch sein;  
Denn also ist es Brauch.“ —

55 Beiher lief sie den ganzen Tag,  
Beiher im Sonnenstrahl;  
Doch sprach er nie so hold ein Wort:  
Nun, Liebchen, reit' ein mal!

60 Sie lief durch Heid= und Pfriemenkraut,  
Lief barfuß neben an;  
Doch sprach er nie so hold ein Wort:  
O Liebchen, schuh dich an! —

„Gemach, gemach, du trauter Graf!  
Was jagst du so geschwind?  
Ach, meinen armen armen Leib  
Zersprengt mir sonst dein Kind.“ —

65 „Ho, Maid, siehst du das Wasser dort,  
Dem Brück' und Steg gebricht?“ —  
„O Gott, Graf Walter, schone mein!  
Denn schwimmen kann ich nicht.“ —

70 Er kam zum Strand, er setzt' hinein,  
Hinein bis an das Kinn. —  
„Nun steh' mir Gott im Himmel bei!  
Sonst ist dein Kind dahin.“ —

75 Sie rudert wohl mit Arm und Bein,  
Hält hoch empor ihr Kinn.  
Graf Waltern pochte hoch das Herz;  
Doch folgt' er seinem Sinn.

80 Und als er überm Wasser war,  
Rief er sie an sein Knie:  
„Komm her, o Maid, und sieh, was dort,  
Was fern dort funkelt, sieh!

Siehst du wohl funkeln dort ein Schloß,  
Im Abendstrahl wie Gold?  
Zwölf schöne Jungfrau'n spielen dort.  
Die Schönste ist mir hold.

85 Siehst du wohl funkeln dort das Schloß,  
Aus weißem Stein erbaut?  
Zwölf schöne Jungfrau'n tanzen dort.  
Die Schönst' ist meine Braut.“ —

90 „Wohl funkeln seh ich dort ein Schloß,  
Im Abendstrahl wie Gold.  
Gott segne, Gott behüte dich,  
Sammt deinem Liebchen hold!

95 Wohl funkeln seh' ich dort das Schloß,  
Aus weißem Stein erbaut.  
Gott segne, Gott behüte dich,  
Sammt deiner schönen Braut!“ —

100 Sie kamen wohl zum blanken Schloß,  
Wie Gold im Abendstrahl,  
Zum Schloß, erbaut aus weißem Stein,  
Mit stattlichem Portal.

Sie sahn wohl die zwölf Jungfrau'n schön;  
Sie spielten lustig Ball.  
Die zwölfmal schöner war, als sie,  
Zog still ihr Roß zu Stall.

105 Sie sahn wohl die zwölf Jungfrau'n schön;  
Sie tanzten froh uns Schloß.  
Die zwölfmal schöner war, als sie,  
Zog still zur Weid' ihr Roß.

110 Des Grafen Schwester wundersvoll,  
Gar wundersvoll sprach sie:  
„Ha, welch ein Leibbursch! Mein, so schön  
War nie ein Leibbursch! Nie!

115 Ha, schöner als ein Leibbursch je  
Des höchsten Herrn gepflegt!  
Nur daß sein Leib, zu voll und rund,  
So hoch den Gürtel trägt!

120 Mir dünkt, wie meiner Mutter Kind,  
Lieb' ich ihn zart und rein.  
Dürft' ich, so räumt' ich wohl zu Nacht  
Gemach und Bett ihm ein.“ —

„Dem Bürschchen, rief Herr Walter stolz,  
Das lief durch Rot und Moor,  
Biemt nicht der Herrin Schlafgemach,  
Ihr Bett nicht von Drapd'or.

125 Ein Bürschchen, das den ganzen Tag  
Durch Rot lief und durch Moor,  
Speißt wohl sein Nachtbrot von der Faust,  
Und sinkt am Herd' aufs Ohr.“ —

130 Nach Vespermahl und Gratiäs  
Ging Jedermann zur Ruh.  
Da rief Graf Walter: „Hier, mein Bursch!  
Was ich dir sag', das thu!

135 Hinab, geh flugs hinab zur Stadt,  
Geh alle Gassen durch!  
Die schönste Maid, die du ersiehst,  
Bescheide flugs zur Burg!

140 Die schönste Maid, die du ersiehst,  
All säuberlich und nett,  
Von Fuß zu Haupt, von Haupt zu Fuß,  
Die wirb mir für mein Bett!“ —

Und flugs ging sie hinab zur Stadt,  
Ging alle Gassen durch.  
Die schönste Maid, die sie ersah,  
Beschied sie flugs zur Burg.

145 Die schönste Maid, die sie ersah,  
All säuberlich und nett,  
Von Fuß zu Haupt, von Haupt zu Fuß,  
Die warb sie ihm fürs Bett. —

150 „Nun laß, o Graf, am Bettfuß nur  
Mich ruh'n bis an den Tag!  
Im ganzen Schloß ist sonst kein Platz,  
Wofelbst ich rasten mag.“ —

155 Auf seinen Wink am Bettfuß sank  
Die schönste Maid dahin,  
Und ruhte bis zum Morgengrau  
Mit stillem frommen Sinn. —

160 „Hallo! Hallo! Es tönet bald  
Des Hirten Dorfschallmei.  
Auf, fauler Leibbursch! Gib dem Roß,  
Gib Haber ihm und Heu!

Bursch, goldnen Haber gib dem Roß,  
Und frisches grünes Heu!  
Damit es rasch und wohlgemut  
Mich heimzutragen sei.“ —

165 Sie sank wohl an die Kripp' im Stall;  
Ihr Leib war ihr so schwer.  
Sie krümmte sich auf rauhem Stroh  
Und wimmert', o wie sehr!

170 Da fuhr die alte Gräfin auf,  
Erweckt vom Klageschall;  
„Auf, auf, Sohn Walter, auf und sieh!  
Was ächzt in deinem Stall?

175 In deinem Stalle haust ein Geist  
Und stöhnt in Nacht und Wind.  
Es stöhnet, als gebäre dort  
Ein Weiblein jetzt ihr Kind.“ —

180 Sui sprang Graf Walter auf und griff  
Zum Haken an der Wand,  
Und warf um seinen weißen Leib  
Das seidne Nachtgewand.

Und als er vor die Stallthür trat,  
Lauscht' er gar still davor.  
Das Ach und Weh der schönsten Maid  
Schlug kläglich an sein Ohr.

185 Sie sang: „Susu, lullull mein Kind!  
Mich jammert deine Not.  
Susu, lullull, susu, lieb lieb!  
O weine dich nicht tot!

190 Sammt deinem Vater schreibe Gott  
Dich in sein Segensbuch!  
Werd' ihm und dir ein Burpurkleid,  
Und mir ein Leichentuch!“ —

195 „O nun, o nun, süß süße Maid,  
Süß süße Maid, halt ein!  
Mein Busen ist ja nicht von Eis  
Und nicht von Marmelstein.

200 O nun, o nun, süß süße Maid,  
Süß süße Maid, halt ein!  
Es soll ja Tauf' und Hochzeit nun  
In Einer Stunde sein.“ —

---

#### Südenbüßer.

Ein Harfner hatt' ein Harfenspiel  
Für seine Hand erfunden.  
Drauf hatt' er süßen Lobes viel  
Im Land' umher gewonnen.

5 Reck stahl das Harfenspiel ein Schwarm  
Von Affen gleichen Jüngern,  
Und quälte sich, daß Gott erbarm!  
Dem Harfner nachzujüngern.

10 Viel Glück, viel Glück zum Ehrenschaus,  
Ihr ruhmbeßlichen Jünger!  
Die Harfe macht's allein nicht aus,  
Stiehlt ihm auch Hand und Finger!

### Drittes Buch

## Vermischte Gedichte

---

An Arist.

Wenn der gute Himmel mir  
Ewig, ewig doch vergönnte,  
Daß ich, braver Mann, mit dir  
Meine Tage leben könnte!  
5 Nimmer, nimmer wollt' ich dann  
Noch nach andern Freuden jagen.  
Ja, fürwahr! ich wollte d'ran  
Kein gemeines Opfer wagen.  
10 Lieb' und Wein wollt' ich entsagen,  
Deren doch ein froher Mann  
Nicht gar leicht entraten kann.

Das Dörfchen.

Ich rühme mir  
Mein Dörfchen hier!  
Denn schön're Auen,  
Als rings umher  
5 Die Blicke schauen,  
Blüh'n nirgends mehr.  
Welch ein Gefilde,  
Zum schönsten Bilde  
Für Dietrichs Hand!  
10 Hier Felsenwand,  
Dort Ahrenfelder  
Und Wiefengrün,  
Dem blaue Wälder  
Die Gränze ziehn!  
15 An jener Höhe  
Die Schäferrei,  
Und in der Nähe  
Mein Sorgenfrei!

20 So nenn' ich meine  
 Geliebte, keine  
 Einsiedelei,  
 Worin ich lebe,  
 Zur Lust versteckt,  
 25 Die ein Gewebe  
 Von Ulm' und Rebe  
 Grün überdeckt.

Dort kränzen Schlehen  
 Die braune Klust,  
 Und Pappeln wehen  
 30 In blauer Luft.  
 Mit sanftem Rieseln  
 Schleicht hier gemach  
 Auf Silberkieseln  
 Ein heller Bach;  
 35 Fließt unter Zweigen,  
 Die über ihn  
 Sich wöl bend neigen,  
 Bald schüchtern hin;  
 Läßt bald im Spiegel  
 40 Den grünen Hügel,  
 Wo Lämmer gehn,  
 Des Ufers Büschchen  
 Und alle Fischchen  
 Im Grunde sehn,  
 45 Da gleiten Schmerlen  
 Und blasen Perlen.  
 Ihr schneller Lauf  
 Geht bald hinnieder,  
 Und bald herauf  
 50 Zur Fläche wieder.

Schön ist die Flur;  
 Allein Elise  
 Macht sie mir nur  
 Zum Paradiese.

55 Der erste Blick  
 Des Morgens wecket  
 Auch unser Glück.  
 Nur leicht bedeckt

Führt sie mich hin,  
 Wo Florens Beete  
 Die Königin  
 Der Morgenröte  
 Mit Thränen näßt,  
 Und Perlen blitzen  
 65 Von allen Spigen  
 Des Grases läßt.  
 Die Knospe spaltet  
 Die volle Brust;  
 Die Blume faltet  
 70 Sich auf zur Luft.  
 Sie blüht, und blühet  
 Doch schöner nicht,  
 Als das Gesicht  
 Elisens glühet.

Wann's heißer wird  
 Geht man selbender  
 Zu dem Mäander,  
 Der unten irrt.  
 Da sinkt zum Bade  
 80 Der Schäferin,  
 An das Gestade,  
 Das Rößchen hin.  
 Soll ich nicht eilen,  
 Die Lust zu teilen? —  
 85 Der Tag ist schwül,  
 Geheim die Stelle,  
 Und klar und kühl  
 Die Badequelle.

Ein leichtes Mahl  
 Mehrt dann die Zahl  
 Von unsern Freuden.  
 In weichem Gras,  
 An Pappelweiden,  
 90 Steht zwischen Weiden  
 Das volle Glas.  
 Der Trunk erweitert  
 Nun bald das Herz,  
 Und Wiß erheitert  
 95 Den sanften Scherz.

100 Sie kömmt, und winket,  
Und schenkt mir ein,  
Doch lachend trinket  
Sie selbst den Wein;  
105 Fliehet dann und dünket  
Sich gut versteckt;  
Doch bald entdeckt,  
Muß sie mit Küßten  
Den Frevel büßen.

110 Drauf mischet sie  
Die Melodie  
Der süßen Kehle  
In das Ahi  
Der Philomele,  
Die so voll Seele  
115 Nie sang, wie sie.

So zirkeln immer  
Lust und Genuß,  
Und Überdruß,  
Besällt uns nimmer.

120 O Seligkeit!  
Daß doch die Zeit  
Dich nie zerstöre!  
Mir frisches Blut,  
Ihr treuen Mut  
125 Und Reiz gewähre!  
Daß Glück mag dann,  
Mit vollen Händen,  
An Jedermann,  
Der schleppen kann,  
130 Sich arm verschwenden.  
Ich seh' es an,  
Entfernt vom Reide,  
Und stimme dann  
Mein Liedchen an,  
135 Zum Tanz der Freude:  
Ich rühme mir  
Mein Dörschen hier!

Zum Spaß, der sich auf dem Saale gefangen hatte.

Bons dies, Herr Spaß! Ei, seht doch 'mal!  
Willkommen hier auf meinem Saal!  
Er ist gefangen, sieht er wohl?  
Und stellt' er sich auch noch so toll,  
5 Und flög' er ewig, kreuz und quer,  
Nach allen Fenstern hin und her,  
Zerbräch' auch Schnabel sich und Kopf,  
Er ist gefangen, armer Tropf!  
Ich sein Despot, und er mein Sklav!  
10 Er sei Prinz, Junker, oder Graf,  
Bei seinem Spaßvolk! — Hör' er nun,  
Was all' ich mit ihm könnte thun.  
Zerzupfen, rupfen, Hals undrehn —  
Da wird nicht Hund noch Hahn nach krähn —  
15 Zer schlagen ihn, mit einem Dieb',  
Und das mit Recht, Herr Galgendieb!  
Weiß er die Kirschten, die verschmimt  
Er vor dem Maul mir wegstipigt?  
Auch würd' es Fürstenkurzweil sein,  
20 Dieß' ich den Vater Lips herein.  
Wenn ich ja übergütig wär',  
So holt' ich eine scharfe Scher',  
Und schnitt' ihm ab die Flügelein,  
Sammt seinem festen Schwänzelein.  
25 Dann müßt' er unter Bett' und Bank  
Im Staube flattern lebenslang. —  
He! Bürschchen, wie ist ihm zu Sinn? —  
Doch, seh' er, daß ein Meusch ich bin!  
Ich lass' ihn wieder frank und frei.  
30 Doch daß stets eingedenk ihm sei,  
Die Freiheit sei ein golduer Schatz,  
So hubelt man ihn erst, Herr Spaß,  
Und scheucht ihn hin und her husch! husch!  
Nun Fenster auf! Hinaus zu Busch!

35 Du hu! Despotenhuderei!  
Gott wahre mich vor Sklaverei!

## Mamsell La Regle.

Halb griechische, halb auch französische Donne,  
 Ist Regula die wackerste Ma' Donne;  
 Nimmt sorgsam überall, nimmt Tag und Nacht  
 Die lieben Kinderchen ganz wohl in acht;  
 5 Weiß wohlgewandt zu gängeln, weiß spazieren  
 Den kleinen Trupp vorfichtiglich zu führen;  
 Und läßt fürwahr die trauten Kindelein  
 Gefahr und Leid nicht eben leicht bedräun.  
 Das kleine Volk nicht zu skandalisieren,  
 10 Mag man sich gern ein wenig mit genießen.  
 Oft hat's mich, wann um nichts und wieder nichts,  
 So Einer da, unartigen Gezüchts,  
 Aus Übermut, der Bonne bloß zum Possen,  
 Nicht folgjam war, oft hat's mich bald verdrossen.  
 15 Doch wenn sie gar zu steif, mit Schneckenstrott,  
 Durch nackte Gäng' und Sand-Mleen tritt,  
 Und hin und her hofmeistert: „Fein gerade!  
 Hübsch Füßchen aus- und einwärts hübsch die Wade!  
 Den Rücken schlank! Fein Hals und Kopf empor!  
 20 Zurück die Schultern! Bauch ein! Brust hervor!“  
 Und wehren will, zur Linken oder Rechten,  
 Ginz auszutragen, Strauß und Kranz zu flechten,  
 Das laßt hier ein und aus zum Ohr dort wehn!  
 Laßt, Brüderchen, die alte Strunsel gehn!  
 25 Nur Kinder mag also ihr Laußzaum schürzen!  
 Was thut's, ob wir 'mal stolpern oder stürzen?

Notgedrungene Epistel des berühmten Schneiders Johannes  
 Schere an Seinen großgünstigen Mäcen.

Wie kümmerlich, trotz seiner Götlichkeit,  
 Sich oft Genie hier unterm Monde nähre,  
 Beweisen uns die Kepler, die Homere,  
 Und hundert große Geister jeder Zeit  
 5 Und jeder Erdzone weit und breit:  
 Doch wahrlich nicht zu sonderlicher Ehre  
 Der undankbaren Menschlichkeit,  
 Die ihnen späte Dankaltäre  
 Und Opfer nach dem Tod' erst weicht.

10 Auch mir verlieh durch Schere, Zwirn und Nadel,  
 Minerva Kunst und nicht gemeinen Adel.  
 Allein der Lohn für meine Trefflichkeit  
 Ist Hungersnot, ein Haderlumpenkleid,  
 15 Ist oben ein der schwachen Seelen Tadel,  
 Und dann ein mal, nach Ablauf dürrer Zeit,  
 Des Namens Ruhm und Ewigkeit.

Allein was hilft's, wenn nach dem Tode  
 Mich Leichenpredigt oder Ode  
 Den größten aller Schneider nennet,  
 20 Und ein vergoldet Marmor-Monument,  
 An welchem Schere, Zwirn und Nadel hangen,  
 Und Fingerhut und Bügeleisen prangen,  
 Der späten Nachwelt dies bekennet?  
 Wenn lebend mich mein Zeitgenosse  
 25 Zu Stalle, gleich dem edlen Rosse,  
 Auf Stroh zu schlafen, von sich stößt,  
 Und nackend gehn und hungern läßt?

Der Stümper, der zu meinen Füßen krecht,  
 Beschmiget zwar mit seines Reides Geiser,  
 30 Weil nicht sein Blick an meine Höhe reicht,  
 Oft meinen Ruhm, und schreit: Ich sei ein Säuser;  
 Sei stets bedacht, mein Gütchen zu verthun,  
 Und laß' indes die edle Nadel ruhn.  
 O schnöder Neid! Denn überlegt man's reifer,  
 35 Geseht den Fall, die Lästerung sei wahr,  
 So ist dabei doch ausgemacht und klar,  
 Und es bestätigt dies die Menge der Exempel,  
 Daß solch ein Zug von je und je ein Stempel  
 Erhabener Genieen war.

40 Sie binden sich nicht slavisch an die Regel  
 Der Lebensart, und fahren auf gut Glück,  
 So wie der Wind der Laun' in ihre Segel  
 Just stoßen mag, bald vorwärts bald zurück,  
 Und lassen das gemeine Volk lavieren.  
 45 Sie haben vor den seltnen Wundertieren  
 Ein Stärkerrecht, daß man sie sorgsam legt,  
 Dankbar bekleidet und verpflegt,  
 Zu hoch und frei, sich selber zu genießen.  
 Und wenn der Überfluß verkehrter Welt  
 50 Oft Affen, Murmeltier' und Raben,



Und Kafadu und Papagei erhält:  
 So sollten sie den Leckerbissen haben,  
 Der von des Reichen Tische fällt.  
 55 Mein wie karg ist die verkehrte Welt  
 Für ein Genie mit ihren Gaben!

Willst du davon ein redend Beispiel sehn,  
 So schau auf mich, großgünstiger Mäcen,  
 So guck' ein mal, nebst deinem teuern Weibe,  
 60 Auf meinen Rock, durch deines Fensters Scheibe,  
 Und sieh die Luft in hundert Haderu wehn,  
 Und meinen Leib dem Winter offen stehn!  
 Sprich selbst ein mal, ist's nicht die größte Schande,  
 Daß mich, der ich so oft mit seidnem Gewande  
 65 Bekleidete des Landes Grazien,  
 Die Welt nun läßt in Haderlumpen gehn?  
 Kann dies dich nicht zu mildem Mitleid reizen,  
 Mit einer Kleinigkeit mir hilfsreich beizustehn?  
 Nein, Menschenfreund, du kannst nicht reizen!  
 70 Ich kann getrost auf deine Güte baun.  
 Mich stärkt von deinen Liebesthaten  
 So manches Beispiel im Vertraun.  
 Du kannst, du wirst am besten mich beraten.  
 So borge dann mir, für ein beßres Kleid,  
 75 Zu Schutz und Trug in dieser rauhen Zeit,  
 Nur einen lumpigen Dufaten!  
 Mit Dank bin ich ihn jederzeit  
 Durch künstliche, durch dauerhafte Nahten,  
 Abzuverdienen gern bereit.

#### Der Hund aus der Pfennigschenke.

Es ging, was Ernstes zu bestellen,  
 Ein Wandrer seinen stillen Gang,  
 Als auf ihn los ein Hund, mit Bellen  
 5 Und Rasselu vieler Halsbandschellen,  
 Aus einer Pfennigschenke sprang.  
 Er, ohne Stock und Stein zu heben,  
 Noch sonst sich mit ihm abzugeben,  
 Sub ruhig weiter Fuß und Stab,  
 Und Kliffklaff ließ vom Lärmen ab.

Des Wegs kam auch mit Rohr und Degen,  
 10 Flink, wohlgenut, fed und verwegen,  
 Ein Herrchen Krauskopf herpaziert.  
 Kliffklaff setzt an, und hochtuschiert  
 Hält von dem Hunde sich das Herrchen.  
 15 Und Herrchen Krauskopf ist ein Narrchen;  
 Fängt mit dem Klaffer Händel an,  
 Greift fix nach Steinen in die Runde,  
 Und schleudert, was es schleudern kann,  
 Und flucht und prügelt nach dem Hunde.

Der Köter knirscht in jeden Stein,  
 20 Zerzt bald an meines Herrchens Rode,  
 Bald an dem Degen, bald am Stocke,  
 Beißt endlich gar ihm in das Bein,  
 Und bellt so wütig, daß mit Haufen  
 25 Die Nachbarn alle, groß und klein,  
 Zu Fenstern und zu Thüren laufen.  
 Die Buben klatschen und juchhejn  
 Und hegen gar noch oben drein.  
 30 Nun sing sich's Herrchen an zu schämen,  
 Umsonst so sehr sich abzumühn.  
 Es mußte sachtchen sich bequemen,  
 Um dem Hallo sich zu entziehn,  
 Wohl fürbaß seinen Weg zu nehmen,  
 35 Und einzustecken Hohn und Schmach.  
 Denn alle Straßenbuben gafften,  
 Und alle Klaffkonforten klafften  
 Noch weit zum Dorf hinaus ihm nach.

Dies Fabelchen führt Gold im Munde:  
 Weicht aus dem Rezenfentenhunde.

#### Gökking an Bürger.

Verdamnte Verfemacherei!  
 Was hast du angerichtet?  
 5 Uns unser Lebens einz'gen Mai  
 Zum Kuckuck hingebichtet?  
 Gevatter Bürger! sagt einmal,  
 Sind wir nicht brave Thoren,  
 Daß wir, durch selbgemachte Dual,  
 Den schönen Mai verloren?

Was hat man von dem Dichten? Hum!  
 Vielleicht das bißchen Ehre:  
 Gefaunt zu sein vom Publikum? —  
 Ich dachte, was mir wäre!

Mag sein, daß man bei Tafel spricht,  
 Wann den durchlauchten Väuschen  
 Die Zeit lang währt: Ist Bürger nicht  
 Amtmann zu Altengleichen?

Ein Fräulein thut dir wohl sogar  
 Die Gnad' und fragt nicht miuder:  
 Trägt denn der Bürger eignes Haar?  
 Hat er schon Frau und Kinder?

Ein Amtsauditor geht, bepackt  
 Mit deinem Buch, zu Schönen  
 Und kiefet, daß der Balken knackt  
 Und alle Fenster dröhnen.

Das hört denn ein Student und schreit:  
 „Und wohnt' er bei den Steuen!  
 Ich muß — ist Altengleichen weit? —  
 Muß Bürgern kennen lernen.“

Und eh' Herr Bürger sich's versieht  
 Nimm mein Signor geritten,  
 Und Bürger, für sein herrlich Lied,  
 Muß ihn zum Essen bitten.

Da schlingt er nun den Truthahn ein,  
 Den du mir aufbewahrtest,  
 Und trinkt, — hol' ihn der Fuchs! — den Wein,  
 Den du für mich erspartest.

Er rühmt dir daß sein gutes Herz,  
 Will Freundschaft mit dir treiben,  
 Und droht sogar — o Höllenschmerz! —  
 Recht oft an dich zu schreiben.

Das macht: Manch eheliches Journal  
 Ließ laut dein Lob erschallen;  
 Allein, wann las denn wohl einmal  
 Herr Bürger Eins von allen?

Und ließ' ich dich in Kupfer, schier  
 Von Hausen selber, stehen:  
 Hilft dir es etwas, wenn von dir  
 Die Leut' ein Weilchen sprechen?

Was hast du von dem allen? Eslav!  
 Wenn ich's zusammenpresse,  
 Was ist es, als: Despotenschlaf  
 Und Inquisiten-Blässe?

Hör' auf! Ich gab mein Herz dir hin,  
 Eh' du ein Blatt geschrieben;  
 Hör' auf! Und die Frau Amtmannin  
 Wird dich noch lieber lieben.

Hör' auf! Als Dichter kennt man dich,  
 Als Mensch lebst du verborgen;  
 Kein Christkind bekümmert sich  
 Um alle deine Sorgen.

In! solltest du auch den Homer  
 In Jamben übersetzen,  
 Drob werden dich kein Haarbrett mehr  
 Die Herrn Minister schätzen.

Du würdest dennoch nach wie vor  
 Amtmann zu Gleichen bleiben;  
 Drum, trauer Bürger, sei kein Thor,  
 Und trinke, statt zu schreiben.

### An Göttingk.

Nun, nun! Verschütt' Er nur nicht gar  
 Das Kindlein sammt dem Bade!  
 Das arme Kindlein das! Für wahr!  
 Es wär' ja jammerschade.

Denn, sieht Er, trotz der Plackerei,  
 Beim Zeugen und Gebären,  
 Mag doch die edle Keimerei  
 Auch viel Profit bescheren.

Troß Sing und Sang von Cypripor,  
 Apoll, Achill und Hektor,  
 Bleibt man zwar Amtmann, nach wie vor,  
 Auch — Herr Kanzleidirektor.

Denn leichter wird Dekation  
 Zu Pension und Stründen  
 Die kahlste Dissertation,  
 Als Iliaden finden.

20 Auch mästet man sich eben nicht  
Von Mäcenaten-Gnade;  
Trägt Abwuchs-Angesicht  
Und Schlotterbauch und Wade.

Die Herren von der Klerisei,  
Und aus dem edlen Räte  
Verschmelzen mehr in Supp' und Brei,  
Und prunken daß im Staate.

25 Doch neid' ich nicht das Bonzenheer  
Um seine dicken Köpfe.  
Die meisten sind ja hohl und leer,  
Wie ihre Kirchturmknöpfe.

30 Doch — Spaß bei Seite! — Hör' Er an,  
Falls ihm mein Ernst beliebig!  
Ist denn nicht auch für ihren Mann  
Poeterei ergiebig?

35 Bedenk' Er nur, wie schön das ist!  
Berleger, wohlgezogen,  
Bezahlen oft, zu dieser Frist,  
Mit Louisd'or den Bogen.

40 Wächst nun im zehnten sauern Jahr  
Zehn Bogen stark Sein Bändchen,  
So schnappt Er ja an Frankgeld bar  
Zehn Blinde, ohne Bändchen.

Das heißt doch nicht für Rabendreck  
Sich müd' und lahm kasteien.  
Soll denn so viel gebratner Speck  
Umsonst ins Maul Ihm schneien?

45 Herr Ugolino<sup>1)</sup> muß doch auch,  
Nebst Weib und Kind und Gästen,  
Nach altem hergebrachten Brauch  
Von unserm Hirn sich mästen.

50 Steht der gelahrte Fakultist  
Dagegen doch viel kahler.  
Dem setzt es kaum, wenn's köstlich ist,  
Zwei Gulden oder Thaler.

<sup>1)</sup> Ugolino war Berleger des Gehirns des Erzbischofs Ruggieri in der Hölle.  
E. Dante. [Ann. Bürgerz.]

Drob ärgern sich nun freilich daß  
Die Herren Fakultisten,  
Und sticheln Ihm ohn' Unterlaß  
Brav auf die Belleristen.

60 Manch Herr Professor kriegte schon  
Vor Kummer graue Haare,  
Daß mehr jetzt gilt ein Agathon,  
Als Fakultäten-Ware.

Der Ruhm hat freilich große Last  
In diesem Jammerleben,  
Wie du davon zum Sprechen hast  
Ein Konterfei gegeben.

65 Doch nach dem Tode geht's erst an!  
Denn auch bei den Tongusen,  
Nach tausend Jahren, ehret man,  
So Gott will! unsre Mäusen.

70 Dort illustriert man fein aus uns  
Antiquitäten-Listen.  
Uns liest manch hochberühmter Duns  
Gefahrter Humanisten;

75 Die jetzt aus ihrem Bücherstrein  
Verächtlich uns verschieben,  
Weil wir nicht griechisch und Latein  
Und nicht arabisch schrieben.

80 Dort preist man unsre Opera  
Durch Kommentationen,  
Inaugural-Programmata  
Und Dissertationen.

Schon hör' ich Krittker-Mordgeschrei  
In meinem stillen Grabe:  
Wer die Lenore doch wohl sei?  
Ob sie gelebet habe?

85 Man bringt, bald chrestomathico  
Uns winzig klein in nucem,  
Wald kommentiert cum Indice  
In Folio ad lucem.

Wie schön, wenn Knaben, jung und alt,  
In jenen goldnen Tagen,  
Zur Schul', in Riemen eingeschnallt,  
Mich alten Knaster tragen!

Aus mir Vokabeln wohlgemut  
Und Phrasen memorieren,  
Um mich so recht in Saft und Blut,  
Vt ajunt, zu vertieren?

Und gehts nicht mit der Lektion  
Und mit dem Exponieren,  
Dann wirds gar schlecht im Hause stohn. —  
Der Junker muß karieren! —

Sieh, was die Reimerei beschert,  
Die Du vermalebeiet!  
Das ist doch wohl der Federn wert,  
Die man darum zerlänet? —

Nur Eine Angst vergällt den Ruhm,  
Den ich mir phantasiere,  
Daß einst nicht, wie Horatium,  
Mich Hans und Kunz vertiere.

#### An Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg.

*Λαμπρὸν.*

Friß, Friß! Bei den Unsterblichen, die hold  
Auch meinem Leben sind! — Sie zeugen mir! —  
Sieh, angeichts der Ritter unsers Volks  
Und ihrer losen Knappen, schreitest du  
Zu Trug, mit Wehr und Waffen, in mein Feld,  
Und wirfst den Fehdehandschuh vor mich hin.  
Ha! Schauerte nun auch die Menschlichkeit,  
Wie Hektor vor dem Ajax und Achill,  
Vor dir mich an; hüß' ich ihn doch empor.  
Bei Gott! Bei Gott! Du Trotziger, ich muß! —  
So gelt' es dann! Sieg gelt' es, oder Tod! —  
Denn wisse! Keinem Knaben sprichst du Hohn,  
Der seine ersten Waffen schwankend prüft.  
Straff sind die Sehnen meiner Jugendkraft;  
Ich bin gewandt zu ringen; meinem Arm

Ist Phöbus goldnes Schwert ein Salmenspiel;  
Des Fernhinterfessers Silberbogen weiß  
Ich wohl zu spannen; treffe scharf das Ziel;  
Mein Köcher rasselt goldner Pfeile voll — — —  
Wer mag einher in meiner Rüstung gehn? —  
Es gelte, Friß! Sieg gelt' es, oder Tod!  
Du! Hulbigt dir Gesang und Sprach' allein?  
Und waltet nicht des Mäoniden Geist  
Auch über meinem Haupt? Ich rang mit ihm,  
Wie Herkuls Kraft mit Anteus Zauber rang.  
Bezwang ich ihn nicht oben in der Luft? —  
Ich komm', ich komme dir! Denn ehren mag  
Ein solcher Widersacher das Gefecht.  
Wie wird des Sieges Blume meinen Kranz  
Verherrlichen! — Und gäbe mich der Rat  
Der Himmelsherrscher dir auch unterthan;  
So könnt' ich doch von keiner edlern Hand,  
Als deiner sterben, edler, starker Held!  
Auf rüste dich! Sieg gilt es oder Tod!

#### Antwort an Gottfried August Bürger.

*Ἡ μὲν ἐμαρτυροῦσθην εὐδοκῶς περὶ θυμολοβοῦσι  
Ἡδ' αὐτ' ἐν φιλοτιμῇ διετμαρὲν ἀσθμησάντε.*

Diese Helben kämpften aus heißer Begierde des Ruhmes,  
Und dann schieden sie wieder mit Freundschaft auseinander.

*Hom. Ilias 7.*

Fried' und Freude dem Sänger zuvor, und traulichen Handschlag!  
Sieh, ich habe dein Zürnen vernommen am fernem Gestade,  
Hörte den Flügelschlag deines Gesangs; melodische Stürme  
Deiner Feier erhuben ihn hoch; ein Riesennadler  
Steht er vor mir, mit dräuender Klau, mit rüstigem Fittich;  
Und schon zürnt' ich entgegen. Da faßte mich Pallas Athänä  
Bei den goldnen Locken; ich wandte mich sträubend; mein Auge  
Staunte zurück, vom Blitze der göttlichen Augen getroffen.  
Sieh, ich bebte nicht dir; ich bebte der furchtbaren Göttin.  
Sie verschwand; da war mir, als atmet' ich liebliche Düste,  
Läg' am blumigen Gange des Helikon, unter der Kühlung  
Wehender Schatten, an Aganippens Silbergefäusel.  
Nun erwacht' ich, und zürnte nun wieder, und griff zu der Feier.  
Aber es hatte die jüngste der Musen die Feier umstimmet,  
Daß sie nicht tönte, wie sonst, wie Donner, wie Stimmen der Meere,  
Sondern wie Sissel des schwankenden Schilfes, wie zärtliche Klagen  
Junger Nachtigallen auf blühenden Zweigen der Myrten.

Und mir kehrte die Weisheit zurück; sie pflückte den Ölzweig,  
Den ich dir reiche; sie redet durch mich; vernimm und sei weise!

- 20 Siehe, zwar kränzen uns Locken der Jugend, doch rauschet der Lorbeer  
über den Locken; es küßt die Palme den Schweiß an der Stirne.  
Früh betraten wir beide den Pfad des ewigen Ruhmes,  
Früh erreichten wir beide das Ziel. Auf trogenden Felsen  
Stehn wir, und lächeln entgegen dem Strome der kommenden Zeiten.  
25 Hier besuchen uns oft Kronions liebliche Töchter,  
Lehren uns oft die eigne Leier beseelen, und bringen  
Oft herab vom Olymp die Harfe des Mäoniden.  
Laß uns beide das heilige Lied des göttlichen Greifen,  
Unserm Volke singen; wir lieben den Göttlichen Beide!
- 30 Freund, gehabe dich wohl! Ich kenne die rufende Stimme,  
Höre wiehern die feurigen Röss' am flammenden Wagen;  
Siehe, mir winket die Muß'; ich folge der winkenden Göttin!

#### Prolog zu Spridmanns Gulalia auf einem Privattheater.

- Darf, Edle, die ihr hier versammelt seid,  
Darf auch des Schauspiels Muse den Kristall,  
Worin sie alles, was vom Anbeginn  
Der Erde unter Sonn, und Mond geschah,  
5 Lebendig darstellt, darf die Muse wohl  
Den Zauberspiegel, düst'rer Scenen voll,  
Euch vor das Antlitz halten, daß vor Schreck  
Die Knie' euch wanken, daß von bitterm Schmerz  
Die Wusen schwellen und von Thränen Euch  
10 Die Augen übergehn? — Ergöhtet ihr  
Nicht lieber euch am lächerlichen Tand  
Der Thorheit? Oder an dem heitern Glück,  
Womit am Schluß des drolligen Romans  
Die Lieb' ein leicht genecktes Paar belohnt? —
- 15 Vielleicht! — Vielleicht behagt' es euch auch wohl,  
Ein schönes, keusches, liebetreues Weib,  
Umlagert von der schnöden Wollust Brut,  
In einen sauern Kampf verstrickt zu sehn.  
Ihr nähmet teil an ihrer Angst und Not;  
20 Ihr zittertet und weinet bald mit ihr;  
Bald zöget ihr, mit raschem Odemzug,  
Den Mut zu überwinden mit ihr ein.

- Doch müßt' auch dann am Ende Heil und Sieg  
Die Brut zerschmetter'n, und den Kranz,  
25 Den schönen Kranz um ihre Scheitel ziehn,  
Woran ihr Recht bewährte Tugend hat;  
Doch müßt' auch dann des Friedens sanfte Ruh  
Die Wunden heilen, die der Kampf ihr schlug;  
Und nicht das arme, keusche, treue Weib  
30 Ihr Heil, — o Gott, ihr eines letztes Heil! —  
Gezungen sein zu suchen — in der Gruft! —

- Wohl ist's ein edles herrliches Gefühl,  
Das solche Wünsch' in euern Herzen zeugt.  
Allein auf Erden kämpft nicht immerdar  
35 Die Tugend, wie der Edle wünscht. Ach! oft  
Ist nichts Geringers, als das Leben selbst,  
Das Lösegeld für den erhabnen Sieg.  
Der Lorbeerzweig, nach dem sie blutend rang,  
Flicht sich zur Totenkron' auf ihren Sarg. —

- 40 Doch dann auch mag's euch frommen, diesen Kampf,  
Den blutigen, den Todeskampf zu sehn;  
Zu sehn, wie von allen Seiten her  
Die Büberei mit Nezen sie umstellt;  
Zu sehn, wie nirgends eine Freistatt ihr,  
45 Als unter ihr das Grab nur, offen steht;  
Und ach! zu sehn, wie sie hinunterstürzt  
Und ihre Himmelsperle mit sich nimmt. —  
Mag das Entsetzen doch euch dann beim Haar  
Ergreifen und zerschütteln! Mag doch Schmerz  
50 Durch eure Wusen fahren, wie ein Schwert!  
Und mögen eure Augen doch in Flut,  
In heißer Thränenflut des Mitteils glühn! —  
Wird's euch doch frommen zur Bewunderung,  
Zu hoher heiliger Bewunderung  
55 Der Heldin, welche Blut für Tugend gab.  
Gedeihn wird's euch vielleicht zu gleichem Mut;  
Zu Born und Abscheu gegen Bubenstück  
Und Tyranei. Zur Weisheit muß es euch  
Gedeihen, daß der Tugend Kranz nicht stets  
60 Auf Erden blüht. Zur Warnung, daß ihr nie  
Euch gegen Den empören sollt, der tief  
In des geheimen Heiligtumes Nacht  
Die richterliche Wage hält, und oft

Der Tugend Schmerz, und oft dem Laster Lust,  
 Zwar unbegreiflich, aber doch gerecht  
 Und weise, in den Schoß herunter wägt.

### Der kluge Held.

Tags vor der Schlacht gerät ein junger Held  
 In allerlei bedenkliche Bewegung;  
 Nimmt dies und das in ernste Überlegung  
 Und bringt heraus: Dein bißchen Löhnungsgeld  
 5 Und Lumpenruhm, mein guter König,  
 Reizt wahrlich unsereinen wenig,  
 Daß er dafür im Mordgemekel fällt! —  
 Als er kaum fertig ist mit Grübeln,  
 Läuft er zum Chef: „Sie werdens nicht verübeln,  
 10 Daß ich, zu meinem bittersten Verdruß,  
 Gerade jetzt um Urlaub bitten muß.  
 Denn ach! mein Vater liegt an Todesenden nieder,  
 So schreibt man mir; ich seh' ihn sonst nicht wieder;  
 Und ihn verlangt nach mir und meinem letzten Gruß;  
 15 O gönnen Sie mir seinen Abschiedsfuß!“ —

„Sehr wohl! versetzt der Chef, und lächelt vor sich nieder;  
 Reiß' hurtig ab, mein Sohn! Denn nach der Bibel muß  
 Dein Vater nach Gebühr von dir gehret werden,  
 Auf daß dir's wohltergeh' und du lang' leb'st auf Erden.“

### Der arme Dichter.

Ein Dichter, rund und feist bei Leibe,  
 Mit einem Antlitz, lang wie breit,  
 Und glänzend, wie des Vollmonds Scheibe,  
 Sprach einst von seiner Dürftigkeit,  
 5 Und schimpfte brav auf teure Zeit.

„Das thun Sie bloß zum Zeitvertreibe,  
 Rief einer aus der Compagnie;  
 Denn dies Gedeihn an Ihrem werten Leibe,  
 Und Ihr Gesicht, die schöne Vollmondscheibe,  
 10 Herr Kläger, zeugen wider Sie!“ —

„Das hat sich wohl! seufzt der Poet geduldig.  
 Doch, Gott gesegn' ihn! meinen Bauch —  
 Sanft strich er ihn — und diesen Vollmond auch  
 Bin ich dem Speisewirt noch schuldig.“

### Prometheus.

Prometheus hatte kaum herab in Erdennacht  
 Den Quell des Lichts, der Wärm' und alles Lebens,  
 Das Feuer, vom Olymp gebracht;  
 Sieh, da verbrannte sich — denn Warnen war vergebens —  
 5 Manch dummes Jüngelchen die Faust aus Unbedacht.  
 Mein Gott! Was für Geschrei erhoben  
 Nicht da so manches dummen Buden  
 Erzdummer Papa,  
 Erzdumme Mama,  
 10 Erzdumme Leibs- und Seelenamne!  
 Welch Gänsegeschnatter die Klerisei,  
 Welch Truthahnsgefollter die Polizei! —

Ist's weise, daß man dich verdamme,  
 Gebenedeite Gottesflamme,  
 15 Allfreie Deutz- und Druckerei?

### Die Schatzgräber.

Ein Winzer, der am Tode lag,  
 Rief seine Kinder an und sprach:  
 „In unserm Weinberg liegt ein Schatz,  
 5 Grabt nur darnach!“ — „An welchem Platz?“ —  
 Schrie alles laut den Vater an.  
 „Grabt nur!“ — O weh! da starb der Mann.

Kaum war der Alte beige schaff,  
 So grub man nach aus Leibeskraft.  
 Mit Hacke, Karst und Spaden ward  
 10 Der Weinberg um und um gescharrt.  
 Da war kein Klotz, der ruhig blieb;  
 Man warf die Erde gar durchs Sieb,

Und zog die Harfen kreuz und quer  
Nach jedem Steinchen hin und her.  
15 Allein da ward kein Schatz verspürt  
Und jeder hielt sich angeführt.

Doch kaum erschien das nächste Jahr,  
So nahm man mit Erstaunen wahr,  
Daß jede Rebe dreifach trug.  
20 Da wurden erst die Söhne klug,  
Und gruben nun Jahr ein Jahr aus  
Des Schatzes immer mehr heraus.

#### Die beiden Maler.

Zum Zeuzis prahlt' einst Agatharch, ein kleiner,  
Fingiriger, behender Pinselmann:  
„So schnell, wie ich, malt wohl so leicht nicht Einer!“ —  
„Und ich, hub Zeuzis ruhig an,  
5 Ich rühme mich, daß ich so langsam malen kann!“ —  
Den Fingerfix nennt jetzt fast keiner;  
Den Zeuzis noch fast Jedermann.

#### Der Maulwurf und der Gärtner.

Ein Maulwurf verwüstete die schön geebneten Blumenfelder  
durch seinen Aufwurf, stürzte die Gewächse und entblöhte ihre  
Wurzeln, daß sie an der Sonne verwelkten.

5 Voll Jugrims erblickte das der Gärtner und stellte sich  
mit erhobenem Spaden auf die Lauer. Nicht stach er zu, als  
Jener eben sich regte und hob ihn heraus aufs Harte. „Nun  
sollst du mir auch des Todes sterben, Garten=Verwüster!“

„Gnade! flehte der Maulwurf, da ich dir doch sonst nicht  
unnütz bin. Ich vertilge die Regenmaden und manches Un=  
10 geziefer, das deine Pflanzungen verwüstet.“

„Hole dich der Henker, verjeste der Gärtner, wenn du  
Tugend mit Untugend aufwiegst!“ und schlug ihn ohne weitem  
Prozeß tot.

#### Anfagebene Liebeserklärung an Sophien,

nach vorgeschriebenen Endreimen,

am 21. Nov. 1781.

Am Herzen, wie am Geist, längst dumpf, und stumpf, wie — Wei,  
Wähnt' ich — ein schlechtes Ziel! — vor Amors Pfeil mich — frei.  
Bekannt mit meinem Wert, an Leib und Seele — Frage,  
Früht, dacht' ich, wie ich bin, mich weder Hund noch — Rabe.  
5 Ich würgt' an Vers und Reim, als steckt' im Hals ein — Pflock,  
Und langsam schlich mein Witz, wie Marons Sünden — Bod.  
Da, Fieken, traust du auf, an Kraft ein Lebens — Engel,  
Bewegtest zum Wimbam der Zunge tragen — Schwengel.  
Nun, dünkt mir, komm' ich fast von neuem in den — Schuß.  
10 Ganz fraß vielleicht der Wurm mich nicht zur tauben — Muß.  
Ha! tränktest du mich um mit deiner Liebe — Sprudel,  
So lern' ich dein Apport noch wie der jüngste — Pudel,  
Dir sprang' ich über Stock und tanz' im bunten — Frack,  
Als Affchen oder Bär, zum polnischen Dudes — Sack.

#### Als Elise sich ohne Lebenswohl entfernt hatte.

Göttingen am 22. Nov. 1784. Morgens um 9 Uhr.

Früch, Bürger, frisch zusammen dich genommen,  
Und rüstig vorwärts stets von hier  
Im Ocean der Zeiten fortgeschwommen! —  
Sie ist nicht fort, das glaube mir! —  
5 Steh nicht so düster, so beklommen,  
Nicht so an Hoffnung, Mut und Lebenskraft verglommen!  
Sie wird gewiß noch irgendwo zu dir,  
Du wirst gewiß noch irgendwo zu Ihr,  
Auf einem Freudenfest der Edlen und der Frommen,  
10 Wer weiß an welcher Quelle, kommen.  
Im Engelston gebot Sie dir:  
„Steh nicht so düster, so beklommen!“ —  
Sie ist nicht fort, das glaube mir!  
Denn — Abschied hat sie nicht genommen.

**Schnick und Schnack.**

Verbreite du vor Dach und Mack  
Den Duft der besten Thaten!  
Kaum wird Frau Schnick und kaum Herr Schnack  
Ihn merken und verraten.

5      Mach' aber Einen schwachen Streich —  
Wer kann dem immer wehren? —  
Ganz heimlich! — O so wirst du gleich  
Dein blaues Wunder hören!

10     Umsonst, umsonst bemüht du dich,  
Ihn halb nur zu verstecken.  
Vom Liebesmantel findet sich  
Kein Lappchen, ihn zu bedecken.

15     Begang'st du ihn im Keller gleich,  
Tief in der Nacht der Erde:  
Hervor muß er, der matte Streich,  
Daß er beschnickschnackt werde!

20     Du fragst umsonst: Wie hat das Pack  
Das bißchen Streich erfahren? —  
Auch Klag' und Fluch auf Schnick und Schnack  
Kannst du gemächlich sparen.

25     Sie borgen dann die List vom Fuchs;  
Vom Spürhund ihre Nasen;  
Die glühn Augen von dem Luchs;  
Die Ohren von dem Hasen.

30     Und spüren und verschonen nie,  
Nicht Bruder, Schwester, Base.  
Wie Galgenraben schwärmen sie  
Am liebsten nach dem Nase.

**Keine Witwe!**

5      Es will mir nicht und will nicht ein,  
Mir eine Witwe anzukneien.  
Ich könnt' es nimmermehr verdauen,  
Den ganzen Tag, Jahr aus Jahr ein,  
Das Lob des Seligen zu kauen.

Zur Sicherheit vor solcher Qual  
Schritt' ich zu keiner Wittwenwahl,  
Wo nicht vor allen andern Dingen  
Der selige Herr Ehgemahl  
Am hohen lichten Galgen hingen.

**Prognostikon.**

Vor Feuersglut, vor Wasser-Not  
Mag sicher fort der Erdball rücken.  
Wenn noch ein Untergang ihm droht,  
So wird er in Papier ersticken.

**Auf einen litterarischen Sündelsucher.**

Ich? Gegen ihn vom Leber ziehn? ..  
Dabei gewöhn' er; ich verköre!  
Denn meine Fuchtel adelt' ihn,  
Sie aber käm' um ihre Ehre.

**Gänsegeschrei und Gänsefiele.**

Ihr dunner Kikak reitet' einst  
Roms Kapitolum;  
Doch ihre Fiele stürzen nun  
Die sieben Hügel um.

**Verwunderung über die allezeit Fertigen.**

Mein Gott! Wie macht's wohl mancher Mann,  
Der jeden Quark beverseln kann,  
So viel Gedanken aufzujagen? --  
Gedanken? — Worte wollt' ich sagen.



## An Steutor unter der Predigt.

Fremd, deine Predigt gleicht dem Meerpoianenschalle,  
Dem Jericho erlag, durch ihren Wunderlaut.  
Denn bald zerreißt von ihrem Donnerhalle —  
O Gotteskraft! -- des Ohres Trommelhaut.  
5 Doch, soll das End' auch noch des Hörers Beifall lohnen,  
So müßt du seiner Ohren schonen.

## Herr von Gänsewitz zum Kammerdiener.

Befehl doch draußen, still zu bleiben!  
Ich muß igt meinen Namen schreiben.

## Ein Casus Anatomicus.

Der Kaufmann Harpax starb; sein Leichnam ward sezieret:  
Und als man überaß dem Übel nachgespüret,  
So kam man auch außs Herz, und sieh! er hatte keins:  
Da, wo sonst dieses schlägt, fand man das Einmaleins.

## Der Edelmann und der Bauer.

„Das schwör' ich dir, bei meinem hohen Namen,  
Mein guter Claus, ich bin auß altem Samen!“  
„Das ist nicht gut, erwidert Claus,  
Oft arbei alter Samen auß.“

## An die blinde Virtuosiin Mademoiselle Paradis.

Dein Schicksal werde nicht geschotten!  
Zwar raubts dir Phöbus goldnen Strahl:  
Doch hat dir diesen tausendmal  
Sein goldnes Saitenspiel vergolten.

An die Nymphe zu Meinberg<sup>1)</sup>.

Preis, Nymphe, dir! Dein Kraftquell sieget oft,  
Wann Außenglut den dörben Bau umlodert.  
Doch tröste Gott den Hausherrn, der noch hofft,  
Sobald der Kern in Schwel' und Sänder modert.

## Der dunkle Dichter.

Sauct Ipkophon baut Schöppenstädt<sup>2)</sup> Palast,  
Doch keine Fenster drein.  
Abheßlich trägt das Licht sein Schotiaß  
Zu Sack hinein.

## Einladung.

Seid doch einmal mein Gast, Herr Pitt!  
Schon bitt' ich euch zu hundert Malen.  
Bringt ihr etwa eue Essen mit,  
So sollt ihr nur den Wein bezahlen.

## Kritik betreffend.

Verdammt er mein Gedicht mit Recht,  
So hilft wahrhaftig kein Vertreten;  
Doch urteilt Meister Kritiker schlecht,  
So ist wahrhaftig nicht vomnöden;  
Drum würd' ich nie, schlecht oder recht,  
Eins vor dem Kritiker vertreten.

## Trost.

Wann dich die Lasterzunge sticht,  
So laß dir dieß zum Troste sagen:  
Die schlechtesten Früchte sind es nicht,  
Woran die Weipen nagen.

<sup>1)</sup> Ein Heilbad in der Grafschaft Lippe-Deilmold. [Ann. Völcgers.]  
<sup>2)</sup> Im Sprichwort das niedersächsische Abbera. [Ann. Bürger's.]

## An die Splitterrichter.

Das frent mich doch, ihr Herren Falken,  
Die ihr, Gott weiß warum? erboßt,  
So gern auf meine Fehler stoßt,  
Daß ihr nichts mehr erstoßt, ihr Falken,  
Als Splitter nur von euren Balken.

## An einen Sittenkritiker.

Mein Herz gibt dir mehr Stoff zum Sprechen,  
Keins zu Kritiken mehr, als meins.  
Gern wollt' ich mich an deinem rächen,  
O Kritiker, hättest du nur eins.

## Vollkommener Ernst.

Sprich, junger Freund, o sprich, was dich bewegt,  
Nach schändem Dichterruhm dich atemlos zu laufen?  
Ha, diesen Dorn, den ach! mein Wohlsein in sich trägt,  
Den Satans-Engel, der mein Glück mit Häufen schlägt,  
5 Wollt' ich — o könnt' ich nur! — spottwohlfeil dir verkaufen.

## Als das Obige für Verjündigung erklärt wurde.

Ich schelte nicht die edle Gabe,  
Die ich von Gott empfangen habe.  
Die Gabe hat mir Heil gewährt,  
Alein ihr Ruhm oft Fluch beschert.

## Bettelstolz.

Es gibt der bettelstolzen Hachen,  
Die mehr aus ärmlicher Rathedertheorie,  
Als aus Homers Gesang, Amphions Melodei,  
Und jedem Götterwerk der Muse selber machen.

5 Sprich, Menschenjinn, und sag es laut den Hachen,  
Daß diesem Wahnsinn ganz der Wahnsinn ähnlich sei:  
Aus dem Compendio der Anthropologie,  
Das ein Professor schreibt, für seine Merisei,  
Mehr als aus Gottes Werk, dem Menschen selbst, zu machen.

## Mannstolz.

So lang' ein edler Biedermann  
Mit einem Glied sein Brot verdienen kann,  
So lange schäm' er sich nach Guadenbrot zu hungern!  
5 Doch thut ihm endlich keins mehr gut:  
So hab' er Stolz genug und Mut,  
Sich aus der Welt hinaus zu hungern.

## Mittel gegen den Hochmut der Großen.

Viel Klagen hör' ich oft erheben  
Vom Hochmut, den der Große übt.  
Der Großen Hochmut wird sich geben,  
Wenn unsre Kriecherei sich gibt.

## Advokatenprahlerei.

Raps fragt, Triumph im Angeicht:  
Wer hat an Händeln mehr gewonnen,  
5 Als ich, vor Stadt- und Landgericht?  
Ganz recht! Genug hat er gewonnen:  
Denn sein Klient gewann es nicht.

## Arusper und Professor.

Wie ein Arusper dem Kollegen  
Dhn' aufzulachen, einst entgegen  
Mit Ernst zu treten fähig war,  
5 Schien, Tullius, dir wunderbar.  
Ein größres Wunder fast wär's unter uns zu nennen,  
Wie's manche Professoren können.

### Auf das Adeln der Gelehrten.

Mit einem Adelsbrief muß nie der ächte Sohn  
 Minervens und Apolls begnadigt heißen sollen.  
 Denn edel sind der Götter Söhne schon,  
 Die muß kein Fürst erst adeln wollen.

---

### Gute Werke.

An Glauben und Vertrauen, mein guter Musensohn,  
 Scheints dir wohl nicht zu fehlen, wie ich merke:  
 Doch wisse du, Apolls Religion  
 Schenkt dir die Glaubenspflicht und dringt auf gute Werke.

---

### Vullius.

Was zwischen manchem wilden Haufen  
 Sich Vullius, der Aldermann,  
 An Hörnern endlich abgelaufen,  
 Das läuft sein Weib ihm wieder an.

---

### Liebeschwur.

Flor zu den Füßen seiner Schönen  
 Schwört mit Verzückungen und Thränen:  
 Aus Liebe sei er jederzeit  
 Mit Leib und Leben ihr bereit!  
 5 Nur kann er, trotz dem Wunsch der Schönen,  
 Des Schnupftobacks sich nicht entwöhnen.

---

### Frage.

Wie? Sollt' es denn nicht besser lassen,  
 Ein schönes Bild im Musenhain,  
 Als Pfahl nur, oder Pflasterstein,  
 5 Raum gut genug für Zäun' und Gassen,  
 In dieser besten Welt zu sein?

---

[Ende der Ausgabe von 1789.]